Der neue Eulenspiegel,

das ist:

Leben, Thaten, Meinungen und Profezeihungen

des

Meister Mathias Tobias von Hebborn,

ein

Volksbuch,

worin nicht blos Eulen gespiegelt sind, sondern auch Raben, Elstern, Neuntödter, Schruten, Gänse, Dompfaffen, Wiedehöpfe, Scheffen und andre lose Vögel wie sie Namen haben.

Von einem Volksfreunde.

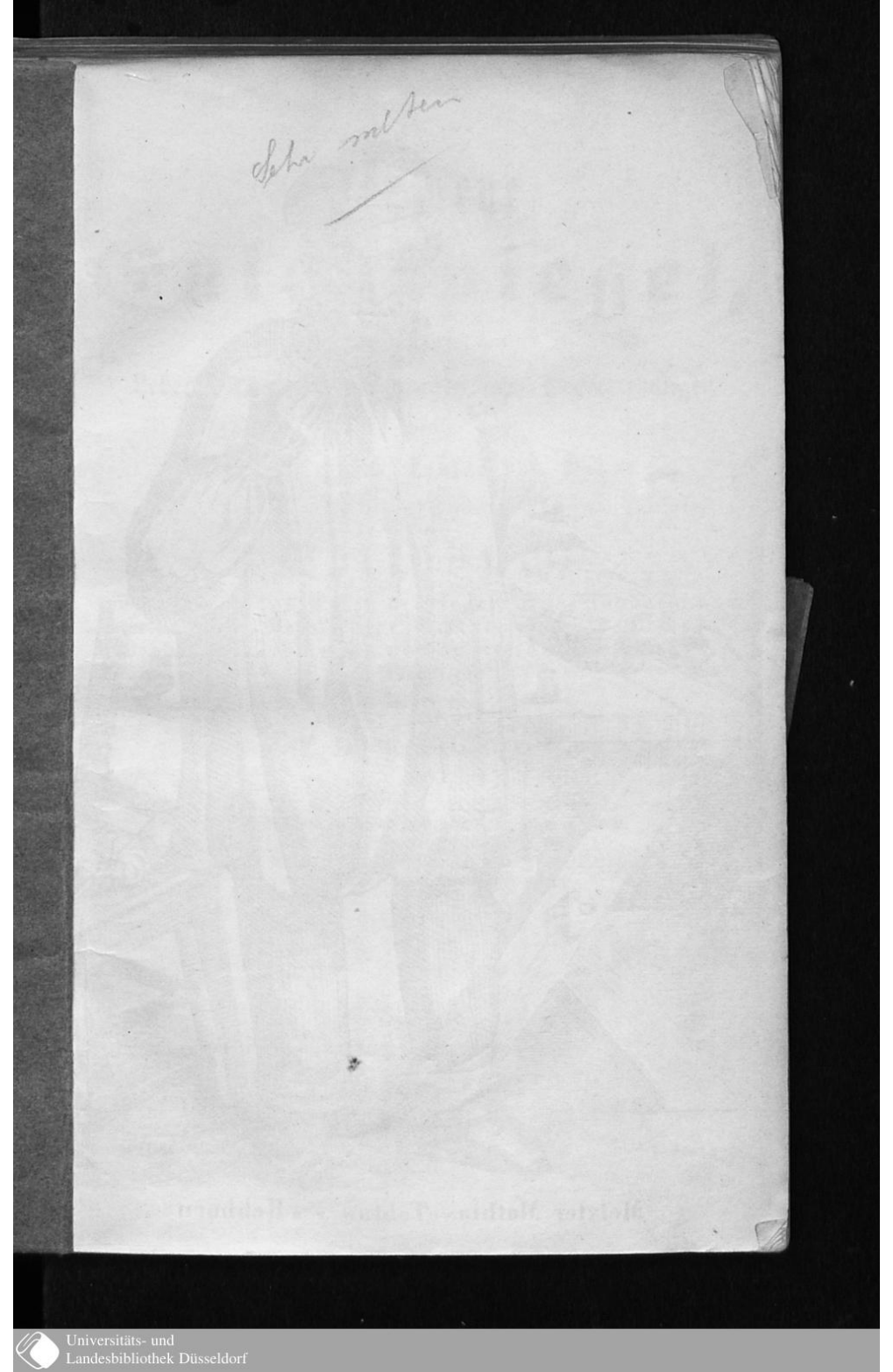
Die Welt ist des lieben Herrgotts Tollhaus, und
Ist des Teufels Rechnung verdorben.
Eine Stunde Freude besser, als viele Jahre Verdruß.
Lustig gelebt und fertig gestorben,

D.Lit.
18274

Opladen, 1849.
Druck und Verlag von C. Ed. Küster.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf


Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Meister Mathias Tobias von Hebborn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der neue Eulenspiegel,

das ist:

Leben, Thaten, Meinungen und Profezeihungen

des

Meister Mathias Tobias von Hebborn,

ein

Volksbuch,

worin nicht blos Eulen gespiegelt sind, sondern auch Raben, Elstern, Neuntödter, Schruten, Gänse, Dompfaffen, Wiedehöpfe, Scheffen und andre lose Vögel wie sie Namen haben.

Von einem Volksfreunde.

Die Welt ist des lieben Herrgotts Tollhaus, und
Ist des Teufels Erfindung verdorben.
Eine Stunde Freude besser, als viele Jahre Verdruß.
Zufrig gelebt und selig gestorben.

Opladen, 1849.
Druck und Verlag von C. Ed. Küster.

D.L.A. 18274

LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Ridendo dicere verum!

51. 2397

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Wehrwort.

„Das ist, hol mich der rrr T., der Lügschuhmacher!" rief der Vicarius Stellberg, als er die Procession nach Hebborn führte und an die Raste kam, worin der Meister Mathias sein eigen Bild in Glas und Rahmen statt eines heiligen Apostelbildes aufgehängt hatte. Der Vicar hatte dort eigentlich nur Latein zu sprechen, aber so kam's ihm auf Deutsch in den Mund, was auch die Leut verstanden, und solches Deutsch wird noch Mancher sprechen, der das wohlgetroffene Bild vor diesem Büchlein sieht. Mancher wird sich schier verwundern, daß er den Lügschuhmacher abgemalt sieht. Meinem Bedünk nach ist das ein so großes Wunder nicht, seit so viele Volkslügner in allen Bilderläden hangen. Der Lügschuhmeister hat den Leuten Freud gemacht, andere abgemalte Lügmeister haben aller Welt Verdruß und Schaden gebracht. Drum müssen es die Leute danken, daß sie nicht blos das Bild, sondern auch die Geschichte vom Meister Mathias erhalten. Beides haben sie in Händen.

Vor Zeiten da machte man die Lebensbeschreibungen nur von erschrecklich vornehmen oder grausam gelehrten Leuten oder aber nur von kreuzbraven Personen, wie die Geschichte von der heiligen Genofeva und ihrem Schmerzenreich, oder von bitterbösen Leuten, wie vom Doctor Faust, den der Teufel geholt hat. — Die Gelehrten und die Potentaten sind aber rar, wie Ringeltauben, die kommen nicht unter die Leute, bis der Hunger sie an das Mus treibt. Dran kann auch nur ein Vorbild nehmen, der selber Potentat oder Gelehrter ist. Behüte Gott, daß ich den Gelehrten oder den Potentaten etwas erzähle. Denn die Potentaten wollen von Nichts wissen und die Gelehrten wollen Alles besser wissen. Weil ich durchaus kein Gelehrter bin, so könnt ich mich auch leicht vertasten. Der weise Sirach sagt zwar: den Gelehrten ist gut predigen; aber ich meine: den Steinen ist eben so gut predigen. Die werden dadurch eben so wenig genießbar. Ich will nun einmal keine Eier wannen und das Wasser nicht bergauf kehren, drum mag ich mit den Gelehrten nichts zu thun haben, und weil ich nicht gegen den Glühofen gähnen mag, so laß ich die Finger auch von den Potentaten. Von einem bitterbösen oder engelguten Menschen will ich aber auch kein Büchlein machen, weil an beiderlei nichts zu bessern ist und dies Stück, das ich auf der Gezau habe, einmal zum Beispiel dienen soll. Man kann einen Mohren eben so wenig wie den Schnee weiß waschen.

Drum hab ich mir nichts dir nichts in den großen Haufen hineingegriffen und hab einen genommen, wie er ist, und so will ich ihn lassen. Das ist wenigstens demokratisch.

wie jetzt der Bauer sagt, obgleich nicht Mancher mehr weiß, was das so recht ist. Ich weiß es auch nicht, denn ich steh in Deutschland im Taufenbuch und befasse mich nicht mit neu-französischen Brocken, woran die gelehrten Communisten gekommen sind, wie die Heiden an die Hemde, und die in deutschen Dingen lauten, wie Pilatus im Credo. Was hab ich mit wälschen Brocken zu thun! Ich hab nun einmal den Meister Mathias von Hebborn gepackt, der hat Hand und Fuß und hat keine Schlafmütze aufgesetzt, der wird schon etwas Rechtschaffenes aufstellen. Wohl wußte der alte Till Eulenspiegel, daß man's nicht allen Leuten nach der Mütze machen kann. Das weiß der neue auch. Wovon der Eine nicht satt werden kann, das mag der Andre nimmer. Zuerst werden die bösen Geister der Zeit, die Partheimänner kommen und schüffeln: ist er Demokrat oder Aristokrat oder was dann? Hört, liebe Leut, der Eulenspiegel ist keins von beiden, aber ihr Demokraten seid alle miteinander rechte Eulenspiegel und ihr Aristokraten auch, rechte Kautzeulen seid ihr, und ich mag mit den Partheien nichts zu thun haben, wohl aber mit den Leuten. Da wird der Eine nun sagen: der Eulenspiegel macht seine Sache gut. Der Andre wird nicht auf ihn zu sprechen sein. Die Leute hören mancherlei nicht gern, absonderlich die Wahrheit, und dies am wenigsten, wenn sie ihnen an den Dünkel oder an die Tasche geht. Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen und mit andern Herren ist nicht gut ein Hühnchen pflücken, zumal, wenn man so grobe Fäuste hat, wie der Eulenspiegel. Der kann nicht drechseln, drum haut er's aus mit dem Handbeil. Das gibt grobe Buchstaben, die lies't ohne Brille, wer sich noch mit dem Scheunenthore winken läßt.

Nebenbei hab ich denn manchmal zwei Fliegen mit einem Lappen geschlagen und bei der Geschichte vom Eulenspiegel auch andere nützliche und angenehme Stücklein erzählt und vor dem Grasdarüberwachsen behütet. Dabei wird mich Mancher rechtschaffen auf die Finger klopfen und mir aufs Brod werfen: ich hätt diese und jene Leute, die längst todt sind, nicht nennen sollen. Da will ich für das Donnerwetter läuten und zum Voraus erwidern: daß ich Solches nur zur Belehrung und zum besondern Nutzen des Volks verübt habe und daß ich es selber keinem übel nehmen will, wenn er mich dereinst, wenn mir die Zähn nicht mehr weh thun, auch durchhechelt. Denn so viel hab ich für meine lieben Mitmenschen übrig, daß ich mich all mein Leben für ihre Belehrung bemüht habe, wovon ich schon Weltlohn genug genieße, und würde froh sein, ihnen auch später noch zum Nutzen zu dienen.

Uebrigens hab ich dies Büchlein nicht eingerichtet, wie die Geschichte von den vier Heymonskindern oder von dem Schlosse Kaxa, daß die Leut von vorn anfangen und es ganz bis hinten auslesen müssen, ehe sie wissen, wo der Has' im Pfeffer liegt, sodern sie können meinetwegen gefälligst hinten drin oder in der Mitte zu lesen anfangen. Nur mögen sie den Schluß eines jeden Kapitels nicht überschlagen, oder gar in den Wind schlagen, denn dieser Schluß ist es allemal, worauf es ankommt, nach dem alten Wehrwort: Ende gut, Alles gut. Nichts für ungut!

Geschrieben im Deutzgau zu Dreizehnnächten 1848
(Achtundvierzig).

Der Verfasser.

Das erste Kapitel.

Worin von der Schalkheit im Allgemeinen verhandelt wird.

Unser liebe Herrgott hat allerlei sonderliche Kostgänger.

Altbergisch Sprüchwort.

Das ehemalige Botamt Gladbach, in einem weltbekannten Sprüchwort und sonst von Bauersleuten auch durchweg Gläbbig genannt, ist im Herzogthum Berg berühmt durch die älteste Papiermühle, welche ein landesherrliches Vorzugsrecht auf alle Lumpen im Lande besaß; noch berühmter ist es durch das unckenthaler Kasino, das für den Rückschritt besonders geeignet, in eine Seilspinnerei umgewandelt werden soll, und am allerberühmtesten ist's durch die Ortschaft Hebborn, weil dorther der Mathias Tobias von Hebborn seinen ehrlichen Namen erhalten hat. Damit muß man aber nicht glauben, daß alle Leute zu Hebborn nothwen-

dig auf dem Wege der Gottesfurcht und Ehrlichkeit wandelten, oder gar daß ein Unehrlicher, der sich dort ansiedle, dadurch sogleich ehrlich werde, wie der Krebs seine schwarze Farbe verliert, wenn er in heiße Brühe fällt, oder wie das Kind den Freisam, wenn es aus dem Gezelinborn zu Schlebusch, oder aus dem Gerichtsbrunnen zu Gerresheim getrunken hat. Denn durch Bewohnung irgend einer Ortschaft wird menschliche Zucht und menschlicher Wandel nicht nothwendig bedingt, und es ist damit nicht gerade wie mit Waldbäumen und Kraut und Gräsern, also daß ein gutes Holz nur auf fetter Erde, und Haidstrauch und Birken blos im dürren Sande, Schilf und Erlen aber im Sumpfe wachsen. Auch das altbergische Sprüchwort, das dem Erlenholze und rothen Haupthaaren einen schlechten Grund unterstellt, ist sündhaft auf Menschen anzuwenden, und mag durchgängig nur von den vierbeinigen Füchsen gelten, die dem Bauer die Hühner stehlen, und von denen auch bekannt ist, daß sie zwar ihre Haare verlieren, ihren bösen Sinn aber nimmer. Doch hatten wir von dem ehrlichen Namen des Mannes zu thun, dessen Leben, Thaten und Meinungen hier vorgeführt werden sollen. Er heißt der Hebborner Mathias. Sein Familiennamen ist Tobias, und er ist sonst allgemein im Lande bekannt unter dem Namen des Lügschuhmachers. Vom Lügen aber ist man nicht ehrlich genannt. Die Lüge ist etwas sehr Böses.

Nicht alle Menschenkinder, die des lieben Herrgotts Sonne warm bescheint, sind zur rechten Frömmigkeit erzogen. Von Räubern, Todtschlägern und Betrügern haben wir auch hierzulande garstige Beispiele, die in dicken Geschichtsbüchern erzählt sind, wie vom Hopsa, Zopp und Rindfleisch, die in Düsseldorf, und vom Heidenwellem und Schwarzensteffen, die auf dem Hexenplatz zu Fahn einen Kopf kürzer gemacht worden sind. Daneben aber gibt es auch Leute, die, ohne sich gerade vollständig den gefallenen Engeln ergeben zu haben, den Ernst des Lebens verschmähen, und blos dazu bestimmt und gerichtet scheinen, allerlei Schnack und Kurzweil aufzustellen, ehrbare Leute zu foppen, sie zum Besten zu haben, zum Spott und Gelächter zu machen, oder ihnen die Schlafmützen etwas zu lüften. Wenn man das auch nicht durchweg loben kann, weil es niemals löblich ist, auf Kosten seines Nebenmenschen sich lustig zu machen, so liegt doch darin manche Erheiterung und Ergötzlichkeit für die Mitlacher. Daneben gereicht es auch den Angeführten zur Vorsicht und Allen zur Lehre. Man sagt sprüchwortweise: „Die Leute werden nicht dummer darnach," — und das ist gut und heilsam. Die Leute dumm machen, oder in der Dummheit erhalten, ist grundschlecht und sehr sündhaft. Es heißt mit anderen Worten: die Leute unglücklich machen; denn die Dummheit an sich ist schon ein großes Unglück, von dem die Schelme Gewinn ziehen. Mochte d'rum das Dummmachen, wie andere faule Sachen, auch früher mit goldenen Spornen und andern Orden belohnt werden, so bleibt's doch schlecht, und man kann

darauf wohl anwenden das Wort des Herrn: „Wo das Aas ist, sammeln sich die Adler". Die Leute aber klug machen, das ist eine löbliche Sach' und die größte Wohlthat, die man seinen Nebenmenschen erzeigen kann. Gar viele Leute, die gar zu tief in der Dummheit stecken, wie die Schleih' im Schlamm, oder der Krebs unterm Ufer, die kriechen vor der Helle zurück und wehren sich gegen ihr Bestes. Das hat auch leider der Kaiser Joseph erfahren, wozu sein Großneffe aber keine Veranlassung gegeben hat. Sehr viele Leute können erst durch Schaden klug gemacht werden, wie auch ein uraltes Sprüchwort lautet, und wobei die Auslegung heißt: „wo sich der Esel einmal gestoßen habe, da stoße er sich nicht wieder."

Nun! das ist eine recht bittere Arznei, aber doch auch eine wirksame. Möge sie nur allen Kranken schmecken, wie der Nachtschatten oder die Dulcamara im Apothekertopfe, bei deren Kosten der süße Geschmack dem bittern folget, wie es mit dem Ehestande oft umgekehrt der Fall ist. Schaden ist oft heilsam, nur muß es nicht dabei bleiben, daß, wer ihn hat, auch den Schimpf behält. Der liebe Gott hat auch nicht bloß wohlschmeckende Gemüsepflanzen aus der Erde wachsen lassen, sondern auch manches Gewächs mit scharfem, giftigem Safte. Aber dieses Gift heilt manche Schäden. Drum ist Alles gut und Nichts zu verachten, was der liebe Gott gemacht hat, wenn man nur nicht von dem rechten Gebrauchzettel abgeht. Thun doch auch die bissigen Hechte, die Wasserwölfe, gar wohl im Karpfenteiche. So ist's auch mit dem Beispiele der Menschen; wenn man's nur zum Rechten verwendet, wie es die Biene thut, die selbst vom giftigsten Kraute den süßen Honig sammelt. Unter den gröbsten und unsittlichsten Menschen sogar hat man die beste Schule für Höflichkeit und Tugend, wenn man nur immer das Gegentheil von dem thut, wie sie es machen.

Von Allem, was klug macht, ist Nichts verwerflich, und auch was Erheiterung verschafft, ist gar nicht zu verachten. Heiterkeit ist die Würze des Alltaglebens. Freilich nur in aller Zucht und Ehr', sonst wird die Würze zur Galle und die Butter zu Thran, und je weniger man davon ißt, desto besser schmeckt es. Der liebe Gott hat es damit recht gut gemacht, weil man doch nicht immer beten und arbeiten kann, sondern bisweilen den Mund auch zum Lachen braucht. Der himmlische Vater hat es damit recht gut gemacht, daß er Leute gebären und auferziehen ließ, die nicht immer in die Sauerkrauttonne kucken oder in den Essigkrug, und auch solche, die etwas Schmackhaftes von sich erzählen machen. Unter diesen befindet sich auch der Mathias Tobias von Hebborn, ein Seitenstück zu dem Lügbähn oder Spielbähn von Eschmar, der ihm aber in seiner Spaßhaftigkeit nicht das Wasser reicht, sondern hoch über ihm steht, wie der liebe Herr über dem Sanct Peter. Es hat der Tobias auch die Geige gestrichen, wie Spielbähn, der bergische Profet; er hat den lach- und scherzlustigen Leuten nicht minder viel Kurzweil gemacht mit seinen harmlosen

Schelmenstreichen, wie auch der Lügbähn, und hat eben so profezeit und die Leute belogen, wie jener. Er ist aber kein Leinweber gewesen, wie der Spielmann von Eschmar, sondern war seines Handwerks ein Schuhster, und davon ist er im ganzen bergischen Lande unter dem Namen Lügschuhmacher hinreichend bekannt geblieben.

Daß die ländlichen Handwerker überhaupt zu den größten Lügenmäulern gehören, davon weiß wohl jedes Kind zu sagen, das es bis zum Eisbahnschlagen gebracht hat, und früher wußt' es auch jeder Knabe, der seine Beinkleider nach den Vogelnestern zu zerrutschen pflegte. Mit den Vogelnestern hat's jetzt aber gute Weg, denn seit von den Menschen selber so viele wild geworden sind, haben sich die wilden Thiere fern von den Wohnstätten zurückgezogen, und es gibt keine Vogelnester mehr zu erklettern an den Gehöften. Aber Eisbahnen gibt's noch allemal zwischen Weihnachten und Lichtmessen. Auch die Landwirthe und Alle, die auf dem Lande Schmied und Aechsner, Maurer und andre Handwerksleut' brauchen, wissen von deren Lügen zu sagen. Vornehmlich aber von den Schuhmachern. Das ist des Landmanns Weise, daß er den Handwerker erst bestellt, wenn er ihn hochnöthig hat. Dann sagt der Meister: „Morgen kann ich nicht und übermorgen ist Samstag, dann muß ich das alte Zeug flicken, daß die Leute nach der Kirch' gehn können; aber in den ersten Tagen der andern Woche komm' ich gewiß und wahrhaftig." Er hat aber schon ein Dutzend Hausleute auf die nämlichen Tage vertröstet. Nur zu Einem kann er doch kommen und hat alle übrigen belogen. Da warten denn die Andern die ersten Tag' und die letzten Tage der Woche vergebens, und haben jeden Morgen das Leder und den Werkstuhl bereit gestellt, den Hanf gesponnen, und den Pechnapf, Klopfstein, Schneidebrett und Alles in Bereitschaft. Da kommt Sonntags die Hausfrau und klagt, daß die Kinder in den entsohlten Schuhen keinen trocknen Fuß in die Schule bringen und ihr Eheherr selbst die besten Stiefel fast bis auf die Strümpfe durchgetreten habe, drum müsse der Meister gleich morgen kommen. Der Meister entgegnet: „Ja, wenn's halber möglich ist, so komm' ich morgen". Drauf sagt die Frau: „Möglich oder nicht, ihr müßt kommen!" Und obwohl der Meister drauf zusagt, so bleibt er dennoch wiederum aus, weil er zehn Andern Gleiches versprochen, die er noch länger hingehalten hat mit seinen Lügen, und das ganze Haus hustet und schnupfert, wenn er endlich nach vielen Wochen kommt und ihnen die Fußbekleidung versohlt und verpichtet. — Wie der Maurer im Sommer, so lügt der Schuhster im Winter, aber blos, um die Kunden nicht zu verlieren. Denn hätt' er gesagt: behelft euch, bis heut' über drei Wochen, so wären die Leute nach andern Schuhstern gegangen und er hätte an seiner Nahrung eingebüßt. Sein Lügen hat ihm seine Kundschaft erhalten, aber es hat die Leute um ihre Gesundheit gebracht und Manchem durch Versäumniß nothwendiger Ausgänge zehnfach

mehr geschadet, als der Erwerb des Schuhsters betrug. So thut der Schuhster nicht, als ob sein Handwerk um der Leute willen da sei, sondern er thut, als ob die Leute um seinetwillen da seien, und als ob sich alle Welt nach seinem Vortheil bequemen müsse. Das ist überhaupt eine vielverbreitete Meinung unter den sündhaften Menschen. Sündhaft ist's, und doppelt schlecht ist dies Lügen, weil es aus Eigennutz und Gewinnsucht zum Schaden der Nebenmenschen geschieht. Das konnte denn der liebe Gott, dem an den andern Leuten Allen mehr, als an den verlogenen Schuhmachern gelegen ist, nicht länger straflos ansehen, und deshalb hat er den Leuten Eisenbahnen in den Sinn gegeben, die den Schuhstern mehr schaden als ihnen die Eisbahnen nutzen. Denn nun kommen die Leute mit einemmal vom zu Fußreisen ab. Die Bauersleute, die Korb- und Kiepenträger fahren jetzt schneller, als früher die Junker, daher, und entwöhnen sich vom Gehen, daß sie es fast für Schand' ansehen, sich nicht fahren zu lassen wohin der Bahnzug geht. Damit sind die Schuhe geschont und verschleißen in Monaten weniger, wie sonst in Wochen. Solches haben die Schuhmacher von ihrem Lügen als Strafe Gottes.

Jedoch von solcherlei bösen Lügen hat der Tobias seinen Namen „Lügschuhmacher" nicht erhalten. Er ist stets pünktlich gekommen, wenn er zu kommen versprochen hatte, und hat die Leute nicht, wie man zu sagen pflegt, an der Nas' herumgeführt und von einem Tag zum andern vertröstet zu ihrem Schaden. Von diesem Schaden her ist das alte Sprüchwort: „wer lügt, der stiehlt" in Wahrheit begründet. Der Mathias Tobias aber ist immerfort eine ehrliche Haut gewesen. Den Lügnamen hat er bloß erhalten von seinen Faren und Aprilschickereien, von seinen Fabeln und Geschichtchen, die er vom Zaun brach, aus den Aermeln schüttete, oder aus den Fingern sog, um die Leute zu ergötzen und zu hetzen, ohne jede andere gewinnsüchtige Absicht, als bloß um Andern ein Vergnügen zu machen und daneben mitzulachen, wie es die Schälke zu treiben pflegen, dabei aber auch, manchem Schufte den Daumen auf's Aug' zu setzen und dem Geizhalse Mitgefühl, dem Grobian Lebensart, dem Taugenichtse Gerechtigkeit, dem Trägen Beweglichkeit beizubringen auf eine Art und Weise, wie es gerade einem Schuhster mit krausen Haaren und noch krauseren Sinnen zu Gebot steht. Von solcher Art Lügen, die mit der Poeterei oder Dichtkunst viel gemein haben, hat also der Mathias seinen Namen. Ja er ist insoweit ein anderer Hans Sachs, ein allerwelts Poet und Hanswurst gewesen; er hat nicht bloß eine gute Knackwurst gegessen, sondern auch Andern manche rechte und echte Schnackwurst gedreht. Er hat nicht bloß die Schuhe gedichtet mit Pechdraht, sondern auch die schnurrigsten Possen, die Manchem wie Pech kleben geblieben sind.

Weniger bekannt als seine Schwänke sind seine Profezeihungen, die zum Theile eingetroffen sind, zum größten Theile aber noch in Erfüllung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gehen sollen, wenn's dem lieben Gott gefällig ist. Die hat er auf dem Todesbette getreulich niederschreiben lassen, und es wird in Kurzem ein Büchlein davon gemacht werden durch einen hochgelahrten Schulmeister, welches Büchlein betitelt sein wird: „Wahrhaftige Profezeihungen des zweiten bergischen Profeten Mathias Tobias, weiland Lügschuhmachers zu Hebborn, — allen Leuten zur Belehrung, frommen Christglaubigen aber zur besondern Erbauniß verfaßt von dem Informator Schachtelholz in partibus Scholae magister." —

Das ist der Titel des Profezeihungsbüchleins und wird wohl, weil ein lateinischer Brocken in der Brüh ist, recht viele Käufer finden, besonders unter den Landleuten. Denn die meisten Leute verstehen kein Latein, und was sie nicht verstehen, das ist ihnen am liebsten. So haben wir es jetzt an einem griechischen Wort erlebt. Mancher Bauersmann denkt dabei: das muß ja doch was Rechtes sein, denn was jedes Kind verstehen kann, das ist nicht weit her. —

Merks: Das Sprüchwort: „Was der Bauer nicht kennt, genießt er nicht" — ist mithin auch abgesetzt und außer Mode kommen. Wir hätten gewünscht, daß es auf andere Weise wäre abgesetzt worden, wenn nämlich dem Bauersmanne nichts mehr vorkommt, das er nicht versteht. Dazu muß er aber das Seinige mitwirken und die Schule und Lehr' nicht zu gering achten. Auch muß er nicht zu Quacksalbern, sondern in die rechte Schmiede gehn.

Das zweite Kapitel.

Wie Tobias geboren ward, wie er unter die Mönche kam und die Schweine hütete.

Was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten.

Der Lügschuhmacher, der seinen ehrlichen Namen von der Hofstelle Hebborn an der Wipperfürther Straße herleitet, also ein Hof-Schuhmacher im eigentlichen Sinne war, wie es auch Hofhunde und Hofhühner auf dem Lande gibt, ist ein gar hochgeborner Mann im nämlichen eigentlichen Sinne gewesen, denn er ist am 24. Februar 1774 hoch auf der Eifel geboren in dem Dorfe Malsburg, worin ich in meinem Leben noch an keinem Morgen aufgestanden bin, und wo ich auch nicht todt sein mögte. Hier ist es mir nämlich im Leben gut genug. Der Tobias mogt auch lebendig nicht dort sein, sonst wär' er wohl dort geblieben und nicht zu uns in's bergische Land gekommen. Was seinen Geburtstag an-

geht, so wär es wohl noch ein junger Fant, wenn man darnach sein Alter zählen wollt'; denn es war gerade ein Tag, der keinen Heiligennamen hat, sondern Schalttag heißt und immer vier volle Jahre auf sich warten läßt. Solch einen Tag mögt' ich auch lieber zum Sterbtag, als zum Geburtstag haben, noch lieber aber einen hundertjährigen Jubiläumstag. Doch wenn's Einem dann nur ging darnach, daß man hinterher nicht gestehen muß, daß Eine Stunde Freude viel besser ist, als hundert Jahre Verdruß.

Da nun das Kind andern Tags darauf, als es geboren war, getauft wurde, da hat man ihm den christlichen Namen des Apostels Mathias gegeben. Es ist auch ein absonderlicher Apostel geworden, und hat, wenn auch nicht viel, in seinem Wandel dem Mathias, doch wenigstens seinem Beil, geglichen, womit derselbe abgebildet wird, also, daß er nicht hinten wie vorn gewesen. Alles dieses ist auf ganz natürliche Weise, wie das zu geschehen pflegt, zugegangen, und ist nichts Besonderes davon zu erzählen, als daß man dem Täufling ein allzu großes Salzkorn in den Mund gesteckt hat, was, wie bekannt ist, zwar große Klugheit, aber auch eine entschiedene Neigung zu geistigen Getränken zur Folge hat. So hat jedes Ding immer zwei Seiten, und kein Licht ist ohne Schatten.

Dies begab sich in Kurtrier, in der Gegend, wo früher so viele Geistliche zur Welt kamen, die unter dem Namen Luxemburgierer im bergischen Lande bei alten frommen Leuten bekannt sind. Auch unser Mathias Tobias scheint einiges geistliches Geblüt in sich getragen zu haben. Seine Mutter heirathete aus dem Kloster Himmelrath, wo sie Spülmagd gewesen, und sein Vater war ein Knecht der Abtei. Auch ist Tobias schon in zarter Jugend unter den Klosterleuten aufgenommen worden, weil er von so frommen Eltern her war, freilich nur als Schweinhirt.

Als solcher hatte er eben nicht viel zu thun, und kuckte er die halbe Zeit in die Töpfe der Klosterküche und trieb sich mit den andern Knaben, die in Verpflegung des Klosters standen, in großem Mutwillen umher. Auch schaute er den Klosterhandwerkern fleißig zu, richtete kleine Bestellungen für die Mönche aus, bediente sie bei der Messe, und wurde auch von ihnen nicht selten in den April geschickt, geneckt und aufgezogen. Da hat er denn seine Schelmstücke von den Cisterzienser-Mönchen zu Himmelrath gelernt, wie der Spielbähn die seinigen von den Benedictus-Brüdern auf dem Siegberge, und hat die Schweine gehütet, bis er siebenzehn Jahre alt und ein recht wackerer Jüngling geworden war, voll von Ränken und Schwänken, so daß er den Mönchen manchen Zeitvertreib gemacht hat mit seinen drolligen Einfällen.

Der Pater Quirinus war der besondere väterliche Freund und Gönner des jungen Tobias und hielt immer die schützende Hand über ihn,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenn er über die Schnur gehauen und es mit seinen Späßen den älteren Mönchen doch zu toll getrieben hatte.

So hatte das Tobieschen, wie ihn die Klosterleute nannten, einmal das Kleid oder Habit des weingrünen Paters Wurstig, auf der Schneiderei erwischt und es einem in der Schlächterei aufgespannten todten Schweine angethan, um nachher erzählen zu können, daß der Herr Wurstig und das Schwein sich desselben Gewandes bedienten; was der dicke Herr so übel aufgenommen, daß es des guten Quirins ganzen Einfluß bedurfte, daß Tobias nicht weggejagt wurde von den Fleischtöpfen zu Himmelrath.

Ein andermal hatte er einen Knäul Bindfaden zu ellenlangen Stückchen geschnitten, an jedes Ende eine durchbohrte Bohne befestigt und diese unter das Federvieh geworfen. Die Hühner und Truthähne, die Gänse und Enten hatten jedes eine Bohne verschluckt und standen nun zu zwei mit den Köpfen gegeneinander in unfreiwilliger Geselligkeit und sahen sich ganz verwundert an. Das eine nickte, wenn das andre zog, und keins war so unhöflich, daß es dem andern den Rücken kehrte. Die Mönche waren schier noch mehr darüber verwundert, als die Thiere selber. Die ältern Herren schlossen sogleich auf Verhexung und wollten schon die Exorzismen oder Ueberlesungen beginnen, als endlich der Schrutenhüter das Schelmstück gewahrte und mit der Scheere dazwischenfuhr, worauf der Spuk aus einanderstob. Weil aber der allerfetteste Kapaun über diese Büberei verunglückte, hatte Quirinus alle Noth, daß es dem Tobieschen durch die Finger gesehen wurde. Der aber wurde durch alle Vorwürfe und selbst derbe Züchtigungen von seinen tollen Streichen nicht zurückgeschreckt. Alle Ermahnungen und Vorhaltungen schüttelte er ab, wie der Hund den Regen, und wartete nur die nächste Gelegenheit zu einem noch verdrehteren Streiche ab. Er hatte es darin so weit gebracht, daß, wenn irgend ein Schalksstreich geschah, nicht lange nachgeforscht wurde, wer es ausgerichtet habe, sondern daß man geradhin sagte: der Tobieschen war im Spiel. Der aber sah dann so fromm aus und klagte: „Wenn's Hüpflinge (Frösche) regnet, so fallen sie all' auf mich!" Ei! es heißt ja auch keine Kuh bunt, oder es ist irgend ein Flecken daran.

Sein Wohlthäter Quirin selber hatte von dem muthwilligen Knaben Manches zu erdulden. Einmal, als er geigen wollte, hatte Tobieschen ihm die Haare des Fiedelbogens mit Fett bestrichen. Da strich er herauf und herunter mit aller Gewalt, während der Schalk lachend dahinter stand. „Ei, wie geig' ich denn heut'!" rief Quirin ärgerlich. „Gerade wie die Engel im Himmel," erwiderte Tobieschen; „denn seht nur auf der Orgel die pausbäckigen Engelein mit ihren Schalmeien und Harfen und Fiedeln, sie blasen und klimpen und geigen, und doch hört man so wenig einen Ton, als ihr auch da hervorbringt. „Das nenne ich einen Einfall, wie ein alter

Heiligen-Häuschen," — entgegnete der Geiger, wie er bei solchen Scherzen zu sagen pflegte. Als Herr Quirin aber gemerkt, wo der Haas im Pfeffer lag, da hat er mitgelacht und ist nicht so böse gewesen, als bald darauf, wie er durch die Allee schritt, die Hände offen auf dem Rücken gekreuzt, wie nach dem Mittagstische die Mönche wohl hinzuschlendern pflegten in gedankenloser Behaglichkeit. Da packte den Tobias ein roher Muthwille, daß er hinter den Pater schlich, ihm in die offene Hand spuckte und dann sich hinter einem Baume verbergen wollte. Doch der Pater erwischte ihn und hielt ihm unter Thränen eine heftige Ermahnung über den Text: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest auf Erden!" Seit dieser Zeit kam Tobieschen dem Pater stets mit Ehrfurcht entgegen, und wenn er seine Lust zu tollen Streichen nicht bemeistern konnt', so vergaß er sich doch nicht mehr gegen den Pater Quirinus. Dieser hielt ihn auch an, daß er manches Nützliche erlernte. Fast in allen Handwerken, wie sie im Kloster ausgeübt wurden, wußte Tobias Bescheid, besonders im Schuhstern, was er besonders liebte, weil er beim Durchziehen des Pechdrahtes manchem Zunahegetretenen einen derben Seitenhieb versetzen konnte. Quirin selber unterwies ihn auf seiner Zelle im Lesen und Schreiben, so wie auch im Saitenspiel. Als Tobias 17 Jahr alt war, ist er in die Klostermühle kommen als Gehülfe des Müllers, wobei ihm auch Zeit blieb, auf Kurzweil zu sinnen. Doch all den Späßen haben die Franzosen ein Ende gemacht. Diese sind im Jahre 1794 in's Land gekommen, haben Seine Kurfürstliche Hochwürdigste Durchlaucht ohne Paß und Dank nach Wien abreisen lassen und haben eine Republik gemacht aus dem Triererland. Weil sie aller Frömmigkeit abgeschworen hatten, so haben sie Kirchen und Klöster gering geschätzt. Die Mönche haben entweichen und dem Kloster den Rücken kehren müssen. Der Klosterkeller wurde darum doch geleert, denn die Franzosen, welche, wie die Mönche, auch großentheils keine Beinkleider trugen, haben den Wein getrunken, die Viehheerden und Kapaunen geschlachtet und das geistliche Hab' und Gut so weltlich gemacht, daß in der prachtvollen Abteikirche die Pferde den Hafer vom Altare gefressen und die Gitter vor den Gnadenbildern zur Heuraufe gedient haben. Dem Tobieschen aber haben sie eine Muskete in die Hand gegeben und einen Rekruten aus ihm machen wollen. Der war dazu aber ein viel zu spaßhafter Kauz und hatte mehr Freude und Geschick dazu, den langweiligen Mönchen die Zeit todt zu schlagen, als Menschen morden zu helfen, die ihm nie etwas zu Leide gethan hatten. Als er nun in Reih' und Glied seine Possen nicht einstellen konnte, ist ihm sein Sergeant aufsätzig geworden und hat ihn zur Bestrafung gezogen, worauf Tobias so zornig ward, daß er die dreifarbige Kokarde vom Hute riß. Das wär' ihm aber bald übel bekommen, denn der Sergeant verklagte ihn, daß der Rekrut die Republik beschimpft habe. Da hätte er wohl ein wenig todt-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geschossen werden können zur Strafe. Als er den Ernst gesehen, da hat er spätabends noch das Lederzeug abgehängt, die Flinte weggeworfen und ist im Bauernkittel desertirt und davon gelaufen, bis er mit Gott und guten Leuten sich bis nach dem Kloster Altenberg im Bergischen Lande durchgefochten hat. Er wußte, daß mehre Mönche und auch sein väterlicher Gönner, der gute Pater Quirinus aus Himmelrath, dorthin geflüchtet waren. Der hat ihm Aufnahme verschafft bei dem Konvente zu Altenberg, und Alle fanden Wohlgefallen an ihm, weil er ein sehr brauchbarer und spaßhafter Bursche war und die Langeweile zu kürzen verstand, von welcher die Mönche viel mehr geplagt waren, als von Hunger und Durst und Kasteiung. Anfangs hat man ihn als Messediener und Spitalwärter beschäftigt, da die Kaiserlichen ein Lazareth in dem Kloster errichtet hatten. Darauf half er dem Faßbinder in der Besorgung des Weinkellers, dessen Schwelle von den Mönchen viel tiefer ausgetreten war, als die Stiege zur Bücherhalle. Um den Spaß-Mathias aber immer in ihrer Nähe zu haben, hatten die Mönche ihn zum Laibruder gemacht und in die Schuhsterwerkstätte geschickt. Das Handwerk hat er so trefflich gepfleget und so wohl erfahren, wo die Herren der Schuh drückte, daß er bald zum Klosterschuhmeister bestellt worden ist. Da hat er die müßigen Mönche nicht blos in den Schuhen, sondern auch im Lachen erhalten. Mit den Pechdrähten hat er manche Schnurre gedreht, und fast so viel spaßhafte Worte gesprochen, als Pfriemstiche gethan. Als man bei ihm aber die außerordentliche Gabe sich zu verstellen und sein Geschick zu den schwierigsten Unterhandlungen gewahrte, da übertrug man ihm die ganze auswärtige Diplomatie der Genossenschaft mit den Pächtern der zahlreichen Klostergüter auf dem linken, damals zur französischen Republik gehörigen Rheinufers. Mit dieser Diplomatie — zu deutsch Schelmerei — hatte sich's also: Als die Franzosen bis an den Rhein kamen, nahmen sie alle Klostergüter des linken Rheinufers weg, unbekümmert, ob dieselben nach Altenberg oder sonst wohin gehört hatten, und verkauften sie, eins nach dem andern. Nun kauften das die Halfen, die darauf wohnten, und größtentheils dort geboren und erzogen waren, gar gerne, und am allerliebsten, wenn der Preis nicht hoch war. Dies war der Fall bei längerer Pachtdauer. Die Republikaner, obgleich sie, wie andre gottlose Leute in Frankreich, den lieben Gott derzeit abgesetzt hatten, achteten doch noch einen von seinen heiligen Mönchen ausgestellten Pachtbrief. Es ist ein altes, dahin einschlägiges Sprüchwort, daß man einem geschenkten Pferde nicht in's Maul sieht. Das ist bei einem geraubten noch wohl weniger der Fall, und so dachten auch die Franzosen: haben wir den Hund genommen, so haben wir die Flöhe auch mit erworben. Die Mönche dagegen rechneten es sich zur Tugend, die gottlosigen Republikaner d'ran zu kriegen und ihre Einnahmen zu verkürzen. Sie stellten überall neue Pachtbriefe auf zwölf Jahre aus, machten Unter-

schrift und Siegel d'rauf und schickten den Tobias damit über den Rhein. Der brachte den Halfen die Pachtbriefe und allerlei Quittungen über Vorauszahlung, auch Urschriften von Rentenscheinen, und handelte damit, so gut er konnte. Der eine gab ihm Geld, der and're stellte einen Schuldschein aus für den Pater Kellner. Dieser hatte dem Tobias aufgebunden, er solle nur nehmen, was er kriegen könne, denn Etwas sei doch besser, als gar Nichts.

Dachten die Mönche: es ist keine Sünde, die dreifarbigen Franzosen zu betrügen, — so dachte ihr Jünger Tobias: das gilt auch mir, und wenn es Reisbrei regnet, so stelle ich meine Töpfe nicht unter Dach, sondern recht unter die Dachtraufe, denn wenn man das Kreuz in Händen hat, so muß man sich damit segnen. So machte der Meister Mathias guten Taglohn. Viele Halfen aber machten es dem Pater Kellner in gleicher Weise, und wenn sie den Hof noch so wohlfeil gekauft hatten, so konnte der Mönch sehen, wo er das Geld kriegte. So betrügt immer ein Schelm den andern. Viele der Schuldscheine sind heute noch nicht eingelöset. Schuldnern und Gläubigern thut kein Zahn mehr weh, und längst ist Gras darüber gewachsen, wie auch über die Assignaten, das Papiergeld, womit die französischen Generale bezahlten. Also that der junge Tobias unter dem Namen Mathias Bach, und war damit in guter Lehr- und Tugendschule, worin er's gar weit brachte, so daß selbst die pfiffigsten Mönche, selbst der Pater Koch und Kellner, nicht einmal wußten, daß der lustige Tobias eben so gut aß und trank, wie der Abt selber, und zu jedem Paar Schuhe das Leder doppelt schnitt, so daß immer ein Paar abfiel für die sündigen Weltleute. So machte er's, wie der Patron seines Handwerks, der hl. Krispinus, der den Reichen das Leder stahl und den Armen schenkte, nur mit dem Unterschiede, daß der junge Tobias sich das Leder durch Gefälligkeiten bezahlen ließ, woran der Heilige vielleicht nicht gedacht hat. So lebte der Mathias unter den Mönchen wie ein Hahn im Korbe; er dachte, von fremdem Leder sei gut Riemen schneiden, und schonte nichts, was zu seinem Ergötzen gereichen konnte. Wenn auch einer der frommen Herren seine Schelmereien bemerkte, wie ein Schalk dem andern leicht in die Karte sieht, so wußte er sie doch zu beschwichtigen mit allerlei Diensten und verbotenen Fleischspeisen.

Merk's: Solch ein Vollauf-Leben mag wohl dem jugendlichen Leichtsinne zusagen; aber es ist gewöhnlich nicht von langer Dauer und macht dann die Dürftigkeit eines hülflosen Alters doppelt fühlbar. Darum ist es weiser: in der Jugend auf die Zukunft zu denken, als nach den flüchtigen Freuden der Gegenwart zu haschen. Es ist ein folgereicher vielbewährter Wahlspruch: Kauf' bei Zeiten, so hast du in der Noth!

Das dritte Kapitel.

Wie man im Kloster lebte und Tobias gute und böse Tage sah.

Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen.

Es wäre der schreiendste Undank, wenn man das Klosterleben überhaupt verlästern und verdammen wollte. Den Klöstern verdanken wir nicht bloß die Erhaltung und Pflege mancherlei Wissenschaften, sondern auch großentheils den Anbau des Bodens. In der Zeit allgemeiner Rohheit war es nur den von Acht und Bann umschirmten Klöstern möglich, uns die besseren Keime der Gesittung zu bewahren. So hat jede Zeit ihr Gutes. Im Alter des Einzelnen ist's damit, wie im Alter des Volks. Das Kind muß gegängelt werden. Der Jüngling bedarf der Leitung. Der Mann aber sucht und geht den eignen Weg. So auch das Volk, das zur politischen Reife gelangt ist.

Die Klöster waren für die Zeit der Kindlichkeit des Volks. Jetzt die Klöster zurückwünschen, kann nur der Unverstand. Schon lange vor der Glaubensneuerung pflegten die Städte viel sorgfältiger das, was uns die Klöster nützlich gemacht hatte. Die Mönchs- und Nonnenwirthschaft war mehre Jahrhunderte hindurch das fünfte Rad am Wagen. Drum trugen sie den Keim der Auflösung in sich selber. Wo die Franzosen die Republik machten, war kein vernünftiger Grund für die Fortdauer der Klöster mehr vorhanden. Das konnte man in den Neunziger Jahren besonders in reichen Abteien, wie Altenberg, gewahren. Die Bußübungen hatten längst aufgehört. Man sah nicht ein, daß es der Welt irgendwie nützen könne, wenn Einzelne freiwillig hungerten oder sich geißelten, wie die Düsseldorfer Bußherren vor vielem Volke thaten. Das Lesen in den Legenden und Mönchsschriften behagte Niemandem mehr. Die lebendige Wissenschaft draußen beschämte die Möncherei. Von allem Ernste und aller Strenge ihrer mittelalterlichen Vorfahren hatten die Klostergenossen nur die Einsicht geerbt, daß jene in Lebensgenüssen sehr zu kurz gekommen seien. Da wollten sie mit gutem Essen und Trinken und allerlei Kurzweil wieder beiholen, was die Andern versäumt hatten.

Fern sei es hier, das Klosterwesen zum Ziel eines unlautern Spottes zu machen, indem wir den jungen Tobias in die weiland heiligen Mauern begleiten. Der bringt sich doch überall selber mit, wohin er kommt, und kann die Schnurren nicht lassen. Nun, es sind auch keine heilige Bernharde, denen er begegnet. Ein zweckloser Spott ist Lästerung, wenn er das berührt, was Vielen für ehrwürdig gegolten hat. Aber alle Umstände verändern die Sache. Was früher gut und löblich war, wurde hernach schädlich und tadelnswerth. Drum wird es heilsam sein, sich die Sache auch einmal im Schatten anzuseh'n. Nach dem Wenigen, was hier erzählt wird, mag man auf das Uebrige schließen. Ein kluger Mann wird genug dran haben und die Wahrheit nicht läugnen. Der Befangne mag sich meinetwegen damit trösten, daß es erlogen sei. Doch der Tobias brachte seine Augen überall mit und nimmt kein Blatt vor den Mund.

Die Mönche zu Altenberg sagten: sie seien in's Kloster getreten, um der Welt und ihren Lüsten zu entfliehen. Sie lebten in Palästen, arbeiteten nicht, und führten eine fürstliche Tafel. Die Messen und Betstunden wurden zwar noch gehalten, aber abwechselnd von Wenigen besucht, weil man wegen allerlei Zeitvertreibe keine Zeit dazu hatte. Etwa 30 Mönche hatten 40 Diener. Das Kloster hatte die Einkünfte eines kleinen Fürstenthums. Es hatte Jagden und Fischereien im Nassen und im Trocknen. Besonders in der Zeit, als Tobias in's Kloster kam, waren die Mönche unstät, wie ein Bienenvolk, das ausfliegen will. Sie reis'ten viel in der Städten und auf ihren Meierhöfen umher. Die Langeweile war ihr größter Feind, ihr einzig Leidwesen. Die suchte jeder zu vertreiben, wie es

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Neigung oder Gelegenheit ihm an die Hand gab. Einige schrieben oder lasen, selten aber mehr Erbauungsbücher, sondern Romane, Schilderungen der pariser Schlächtereien und vom Kriegsschauplatze. Das in Neuwied erscheinende „Reich der Todten," die „Lippstädter Zeitung" und dergleichen verdrängten die Postillen. Die prachtvolle Büchersammlung, die werthvollen Handschriften lagen unangetastet mit dickem Staube bedeckt. Der Besuch der Küche däuchte ergötzlicher; dort sah man nach, was es Mittags zu essen gebe, scherzte mit den Köchen oder Spülmägden, kostete das eine oder andere, trank auch wohl eine Schaale Fleischsuppe, oder wie ein gewisser Herr Walther, eine ganze Kumpe Bratenbrühe und derlei Fettigkeiten, die mit Wein wieder abgespült werden mußten. Dann ging man in die Werkstätten der Tischler, der Schneider und Schuhster, oder in die Mühle, foppte die Handwerker, ließ sich erzählen oder log ihnen etwas vor, und weilte am längsten und liebsten dort, wo es am meisten zu lachen gab. Da mußte denn der Tobias tagtäglich herhalten und er gewann immer größere Gewandtheit in der Schnackerei. Es ging ihm damit, wie den Fischen, die das Schwimmen auch im Wasser lernen.

Einige Mönche gingen auch auf die Jagd, oder auf den Vogelheerd. Herr Aff z. B. war ein gewaltiger Nimrod. Er war den ganzen Tag draußen mit seinen Hunden oder saß auf seiner Zelle und stopfte Vögel aus, wovon noch viele in der Nachbarschaft zu sehen sind, oder er pfiff den Amseln, plauderte den Raben, Elstern und Hähern vor, von denen er eine ganze Menagerie in Käfigen fütterte. — Der Herr Hildebrand ging fischen, bis er in's Wasser fiel und ertrank. — Der Herr Bolz hatte einen sonderbaren Zeitvertreib, krumme Nägel gerade zu klopfen. Dran war er ganze Tage mit dem größten Behagen beschäftigt. Wo nur ein altes Bretterwerk abgebrochen wurde, lauerte er auf Beute. Er drängte oft die Klosterpächter auf Abbruch irgend eines alten Schoppens, daß er nur Zeitvertreib erhielt. Das wußten die armen Leut' in der Umgegend und trugen ihm ganze Körbe voll krummer Nägel zu. Mit stolzem Selbstgefühl brachte er dann die geradgeklopften in die Tischlerwerkstätte. Der Tischler gab die schadhaftesten dann seinen Kindern, die machten sie wiederum krumm und verkauften sie dem Herrn Bolz, der denselben Nagel oft mehrmal unter seinen Hammer nahm.

Der Herr Steinen schnitt allerlei Figuren aus Papier; Esser flickte an den Obstbäumen; Andere hatten ihre Liebhaberei an Blumen; Andere am Kegel- und Kartenspiel, und, was das Allerauffallendste: Nur zwei hatten Sinn für die Tonkunst, die doch das schönste Band der Geselligkeit hätte schlingen können. Herr Gatti strich die Baßgeige und Schmets blies die Flöte. Nur zwei Herren, der Lektor Müller und der Pater Rademacher verstanden die alten Urkunden und Grabschriften zu lesen und wußten bei Besuch von Gelehrten diese zu unterhalten. Der Herr

Prälat Kramer aber, der sich „Hochwürdige Gnaden" tituliren ließ und die Nase so hoch trug, wie nur je Einer von Gottes Gnaden, der hatte allerlei Kunstsammlungen von Porzellan, Spieldosen, Ferngläsern, Tabakdosen und Schuhschnallen. Auch hielt er fortwährend Gasterei von städtischen Herren und Damen, die ihm aufwarteten, wie einem so großen Herrn schmeichelt. Ueber all dem Stolziren aber sprach er dem Klostersäckel so zu, daß ihm die Genossenschaft die Hände band, ihn für einen Verschwender erklären ließ und im Altenbergerhof auf der Johannisstraße zu Köln klein setzte.

Eine besondere Ergötzlichkeit für die Mönche boten die Spendetage dar, wenn Speisen und Lebensmittel an die Armen der Nachbarschaft vertheilt wurden. Da kam zweimal in der Woche viel müßiges Volk und holte Brode, gedörrte Fische, Fleisch, Mehl u. dergl. und aß und trank. Dabei sorgte die Dienerschaft, daß es komische Zwischenfälle und etwas zu lachen gab. Die Vertheilung ging nicht nach dem Bedürfnisse der Armuth, sondern nach Gunst und Gegengefälligkeit. Nicht selten veranlaßten Neid, Eifersucht oder zufälliger Wortwechsel auch Schlägereien, wobei es oft hart herging. Auch unter den Mönchen war täglicher Zank und Hader.

Die Verfassung des Klosters war Republik. Jeder Mönch hatte gleiches Stimmrecht in der Volksversammlung der Genossenschaft, welche man Kapitel nannte. Diese Volksversammlung wählte den Abt oder Prälat durch Stimmenmehrheit, und der Abt, als Präsident der Republik, verwaltete durch seine verantwortlichen Minister, den Pater Prior, Kellner, Pönitentiar und Lektor. Wie in allen Republiken, wo die Leidenschaft der Einzelnen nicht durch eine starke Macht niedergehalten wird, gab es auch in den Klöstern die heftigsten Partheiungen. Jede Abtswahl legte den Keim dazu. Alle, welche nicht für ihn gestimmt hatten, wurden von einem rachsüchtigen Abte verfolgt und gedrückt. Mit einem mißliebigen Ministerium war fortwährender Hader. Nicht selten wurde es gestürzt; auch fiel der Abt bisweilen mit, wie es mit dem Abte Kramer zu Altenberg der Fall war. Zu große Strenge, Ueberhebung und Octroyirungsgelüste waren die gewöhnlichen Ursachen der Mißliebigkeit. Sünden gegen die Klostergelübde, oder Vergeudung des Klostergutes wurden als Ursache der Absetzung vorgeschoben. Der ehrliche Abt Kramer fiel, weil er einige silberne Apostel erweislich veräußert hatte.

Als Tobias in's Kloster kam, war die Partheiung der Mönche gegen ihren Prälaten auf's Aeußerste gestiegen. An der Spitze der Volks- und Mönchsparthei stand Herr Raff, der rauhe Esau. Tobias hielt sich zu den Gewalthabern, denn das warf das Meiste ab. Besonders die Gunst des Prälaten und Pater Kellners erwarb seine Klugheit. Es war nämlich einer der ärgsten Verstöße gegen die Klosterregel, wenn ein Frauenzimmer jenseits des Kreuzgangs das Heiligthum der Mönchswohnungen

betrat. Ein Abt, dem ein weiblicher Besuch also zu Last kam, mußte abgesetzt werden. Doch wohin kommen die Weibsleute nicht? Eines Tages hieß es: die Frau eines gewissen Chirurgus Blumbach sei in der Prälatur — und an allen Ecken standen die Mönche auf der Lauer, dies Verbrechen an den Tag zu bringen. Der Prälat war in großer Verlegenheit. Tobias, der damals bei dem Faßbinder Hey beschäftigt war, hört das Geflüster. Er theilt dem Hey seinen Rettungsplan mit. Schnell rollt dieser eine ganze Reihe großer Fässer heran und wirthschaftet damit im Hofe herum, von der Prälatur in die gegenüberliegenden Gebäude, wie man an ihm gewohnt war. Die lauernden Mönche von der Volksparthei sahen aber nicht in die Fässer, und drum lauerten sie vergeblich. Der Hey hatte den Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit, mit einem hölzernen Reifrocke angethan, über den Hof gerollt. Der Abt war gerettet und das Lachen diesmal an ihm. Er hat sich aber auch dankbar bewiesen. Dem Faßbinder hat er ein Stück Land gekauft auf dem Blecherberge und ihm ein stattlich Haus darauf bauen lassen, das noch heut' zu sehen ist. Dem Tobias hat er viel Gutes erzeigt. Solches aber blieb den Mönchen auch nicht verschwiegen. Wer sich Verdienst erwarb um den Prälaten, dem war die Mönchsparthei aufsätzig. Tobias blieb nicht von Verfolgung verschont.

Der Herr Kellner Cujoni hatt einst einen überaus schönen Kanarienvogel, der ohne Käfig auf der Stube umherflatterte und ihm viele Freude machte. Der setzte sich ihm auf die Schultern, wenn er den Klostergang hinaufschritt und sang ihm gar muntere Stücklein in's Ohr. Er hielt diesen Vogel so werth, wie das Licht seines Auges und wartete und pflegte ihn mit der größten Aufmerksamkeit. Als ihm einst Herr Aff, der rauhe Esau, im Jagdaufzuge, mit seinen Bracken auf dem Gange begegnet, da flattert der freundliche Vogel ihm von der Schulter auf die zum Gruße ausgestreckte Hand, und im nämlichen Augenblick schnappt eine der wüsten Bracken darnach und zermalmt das Vöglein im ersten Bisse. Da kocht des Italieners Cujoni entzündliches Blut. Er fährt den Jäger an, reißt ihm das Waidmesser aus dem Gürtel, sticht nach ihm und verwundet ihn am Arme. Doch dieser, ein riesenstarker Mann, packt den Gegner, entreißt ihm das Messer und faßt ihn würgend bei der Kehle, würde ihm auch vielleicht das Aergste angethan haben, wenn der Tobias, der zufällig in der Nähe war, nicht zur Hülfe gekommen wäre und ihn losgemacht hätte von den starken Fäusten, worauf Aff beide durchprügelte und die Treppe herunterwarf, so daß der Kellner einen blutigen Kopf und der Schuhster ein verrenktes Bein davon trug. Da hatte Tobias forthin den Aff zum größten Feinde und den Kellner zum eifrigeren Freunde erworben. Diese Freundschaft brachte ihm aber viel mehr ein, als der Jäger, der immer draußen war, ihm schaden konnte, denn der junge Tobias hatte Zutritt zu Küch' und Keller, und der Kellner sah durch die Finger, wenn der

Gauch die besten Speisen, die feinsten Weine genoß. Er hörte es nicht einmal an, wenn die Köche den listigen Speisedieb verklagten. Doch noch einmal sollte Tobias des Jägers starke Faust fühlen.

Herr Bolz befand sich mit andern Mönchen eines Morgens in der Schuhsterwerkstätte, wo auch die Kleidermacher auf ihren Werktischen saßen. Da erzählte Tobias, während er mit dem Glättholze die Sohlen rieb, spaßhafte Schnurren, und sah in seiner Schalkheit vor sich, belacht von den verdauenden Mönchen. Es war aber an der Zimmerdecke eine Schnur angebracht, mitten zwischen den Schneidertischen und den Schuhsterstühlen. An dieser Schnur hing ein Knäuel Wachs, in der Größe eines Gänseeies, herab, etwa drei Fuß über dem Boden. Den werfen sich die Arbeiter zum Bestreichen ihrer Fäden einander zu, sowie sie dessen bedurften. Der Bolz, einer der dümmsten Menschen, den seine Eltern hatten Mönch werden lassen, weil er sonst in der Welt nirgendwo zu brauchen war, wollte auch einmal einen Spaß machen nach seiner Art, und das war ungefähr so eine Art, als wenn eine Kuh sich an das Spinnrad setzt. Er faßte den Wachsklumpen in die Hand, hielt ihn recht hoch und zielte nach des Tobias Nase. Mit großem Schwung läßt er die Schnur los. Da fliegt der Knäul hin und trifft ihr Ziel mit solchem Erfolge, daß Tobias mit blutiger Nase wie sinnlos aufspringt, den Spannriemen erhebt, und obwohl er nicht schlagen, sondern nur drohen will, Herrn Aff, der hinter ihm, wo er keine Augen hat, steht, unsanft berührt. Der nimmt ihn unter den linken Arm, wie man ein Kind über eine Pfütze trägt, reibt ihm die Ohren, gibt ihm einige Spottschläge auf dem im Zappeln straffgespannten Hintertheil der Beinkleider und wirft ihn, unter allgemeinem Hohngelächter, wieder auf den Werkstuhl. Tobias vor Zorn und Scham außer sich, schleudert dem Urheber Bolz den Spannriemen an den Kopf. Das war den Mönchen allen zu viel. Der Diener hatte sich am Herrn, der Ungeweihte am Gesalbten vergriffen. Der Stand verlangte Sühne. Da durften es Tobias eifrigste Gönner nicht mißbilligen, daß Aff ihn beim Nacken nahm und in das sogenannte Speckkämmerchen, die klösterliche Haftstube, führte, ihn unsanft auf die Britsche schleuderte und dann die Thüre schloß, welche für den Einwohner die unangenehme Eigenschaft besaß, daß sie sich nur von Außen öffnen ließ. Da erhielt Tobias Gelegenheit, über den Wechsel menschlicher Dinge und die Gunst des Schicksals gar unangenehme Betrachtungen anzustellen, und seine Hast zu bereuen. Mittags reichte ihm der Hundejunge ein Stück Brod nebst einem Krüglein Pumpenheimer durch die Lucke. Die Späße hatten ein Ende. Da Abends Kapitel (d. h.) Volksversammlung der Mönche) gehalten wurde, kam auch diese Angelegenheit zur Sprache, und die ganze Republik stimmte überein, daß er höchst straffällig sei. Einige stimmten auf Fortweisung. Doch in Betracht seiner großen Verdienste um die auswärtige Diplomatie und um

die Verscheuchung der Langeweile, brachte es der Prälat zu dem milden Schlusse, daß er Nachts über noch in Haft bleiben und andern Morgens vom Pater Prior verwarnt in Freiheit gesetzt werden sollte. Der Bolz-Aff'ischen Partei war dies aber nicht genug. Der Tobias sollte nach der Verwarnung nicht ungewaschen davon kommen.

Andern Morgens, ehe der Haftling entlassen wurde, hatte Aff, in dessen Bereich die beiden Brandspritzen des Klosters gehörten, dieselben an dem Mühlgraben auffahren lassen, wie zur Sommerzeit geschah, um für den Fall der Gefahr die Brauchbarkeit des Löschgeräthes zu erproben. Die Becken waren mit Wasser gefüllt, und wohlgerüstete Arme faßten die Schwengel. Da wurde der befreite Tobias herbeigerufen, angeblich um an den ledernen Schläuchen etwas zurecht zu flicken. Kaum war er, nichts Schlimmes ahnend, in den kräftigsten Gußbereich der Spritzen gelangt, als die Werkzeuge zu spielen begannen, und ihm zwei Wasserstrahlen mit solcher Heftigkeit in's Gesicht fuhren, daß er durch den Schrecken und die Gewalt des Stoßes rücklings zu Boden stürzte, bis ihn der fortströmende Wasserstrahl zur Besinnung brachte, daß er hier zur Zielscheibe der Aff-Bolz'ischen Rache diene. Naß, wie eine Katze unter der Traufe, von Guß und Gelächter verfolgt, lief er dem Küchenhofe zu, mit dem Gefühle, daß er dies tausendmal verdient habe, jedoch auch mit dem Vorsatze, es bei nächster Gelegenheit seinen Verfolgern wiederum einzuträufen.

Merke hieran, wie es damals in den Klöstern zuging. Die Zeit des heiligen Ernstes war vorbei. Mocht' auch noch Gutes darin geschehn, das verlange man nicht von Tobias erzählt. Die Bienen saugen den Honig aus giftiger Blume, und die Kröte sammelt ihr Gift aus dem nährenden Grase. An des Tobias Geschick aber merke, wie es immer zum Nachtheil ausschlägt, wenn man sich vom augenblicklichen Zorne über Beleidigungen hinreißen läßt. Besonders dann, wenn man Andere nicht schonte, hat man keine Schonung zu erwarten, am wenigsten von Mächtigeren. Wie man einbrockt, so wird ausgeschöpft, und wer mit kegelt, darf nicht vergessen, daß mit dem Aufsetzen auch an ihn die Reihe kommt. Das ist Wurst wider Wurst.

Das vierte Kapitel.

Wie Tobias in dem deutschen Ordenshause Morsbruch an die Wand gemalt wurde.

Wie man einbrockt, so wird ausgeschöpft.

Der Herr Aff war zwar ein rauher, aber in seiner Wohlbeleibtheit viel zu gutmütiger Herr, als daß er mit der kläglichen Demütigung des Tobias nicht hätte für lieb nehmen und allen Groll hätte fahren lassen sollen. Auch war Tobias viel zu pfiffig, als daß er den barschen Herrn durch irgend einen Schalksstreich auf's neue herausgefordert hätte. Da mußte der Diener ja immer den Kürzern zieh'n. D'rum setzte er klein bei und suchte dem Aff gefällig zu werden. Er begann damit, daß er dessen sämmtlichen Hunden gar saubere Halsbänder von rothem und blauem Glanzleder fertigte. Als er diese zierlich gestickt und mit glänzenden Metallringen versehen, dem Aff gleich nach dem Mittagstische brachte, in der Tageszeit man diesen wie alle Jäger in bester Laune zu finden pflegte, erwarb er dessen Zuneigung auch noch durch einen spaßhaften Zwischenfall.

Tobias trat in das, mit Jagdgemälden ausgestopfte und lebenden Thieren überfüllte, menagerieähnliche Vorzimmer des rauhen Mannes, als derselbe in der Nebenstube mit Ankleiden beschäftiget war. Der Schuhster, in selbstgefälliger Betrachtung des wohlgelungenen Halsschmuckes, bückte sich, um einem der am Boden schnarchenden oder wedelnden Hunde das Angebinde anzulegen, als ihm unglücklicher Weise etwas Menschliches — ein Leibeswind — entfuhr. Wie auf ein Hornsignal fuhren da die Bracken, die Schweißhunde, die Sucher, empor, mit Geheul und Gewinsel nach der Außenthür springend. Doch da diese verschlossen blieb, stöberten sie wie rasend umher, kollerten übereinander und widereinander. Tobias, verblüfft und betroffen, wähnt die Thiere von der Tollwuth befallen, springt bleich und zitternd auf den Tisch. Der schlägt um und deckt ihn. Ueber die umgekehrte Tafel kollern die heulenden Hunde, und die Elstern und die Raben, die Amseln und Drosseln und Staarmatze in den Käfigen, kreischen vor Schrecken. Da reißt Herr Aff die Thüre des Nebenzimmers auf und sämmtliche Hunde fahren ab durch das geschlossene Fenster, daß die Scheibenscherben umherklirren. Lachend befreit er den Tobias von der harten Eichendecke und erklärt dem in Zittern und Zagen stotternden Erstandenen den Hergang.

Der rauhe Esau hielt nämlich strenge Zucht unter seinen vierfüßigen Gesellschaftern und bestrafte besonders die Unanständigkeit eines Afterlautes, den unsre Landleute „einem Tauben pfeifen" nennen, dadurch, daß er, wenn der Pfeifer nicht zu ermitteln war, sämmtliche Bestien mit der Hetzpeitsche rechtschaffen durchprügelte, nachdem er weislich die Außenthüre aufgeschlossen hatte. Wie nun dem Tobias im Bücken der Ton entfuhr, da wähnten sämmtliche Hunde, einer von ihnen habe den Wind fahren lassen, glaubten schon die Peitsche über dem Rücken geschwungen, und fuhren, da die Außenthüre geschlossen blieb, durch die Fenster. Diesen Spaß rechnete Herr Aff dem Tobias noch wohlgefälliger an, als selbst den Halsschmuck seiner Lieblinge. Denn mit diesem Erlebnisse konnte der wilde Jäger seinen Waidgesellen ein Jagdstückchen auftischen, das noch nimmer dagewesen war und sobald nicht wieder kommt. Seinen Freund Noll, den Deutschordenskomptthur zu Morsbruch, ergötzte dies Stücklein so sehr, daß er diese Scene unter andern Jagdbegebenheiten auf seinem Schlosse an die Wand malen ließ, wo es bis heute noch zu sehen ist. Herrn Aff erfreute die Sache besonders, weil sie die seltene Dressur seiner Hunde an's Licht hob. Als der Maler Fuchs aus Cöln mit dem Wandgemälde beschäftigt war, da reiste Herr Aff mit Tobias und sämmtlichen Hunden nach Morsbruch, auf daß Alles nach der Natur getreu conterfeit und nichts versäumt werde in dem Denkmal, dessen Gegenstand die Kloster- und Jägerwelt monatlang erlustigte und nach vielen Jahren noch so oft belacht wurde, als man fremden Besuchern die Jagdgemälde zeigte. — Tobias hatte bei der

Ansprache von hinten nicht gedacht, daß dieser körperlose, nur dem Gehör und Geruche vernehmbare Gegenstand, auch noch für alle Nachwelt dem Auge sichtbar, in dem Prachtsaale eines Schlosses dargestellt werden sollte. Für die schönen Schnurren aber, die Tobias dem Maler, während er conterfeit wurde, erzählte, malte er ihn noch besonders auf ein Papier wie er er leibt' und lebte, so daß ein Kind ihn kennen konnt'. Das schenkt' er ihm, und Tobias ließ das Bild ganz sauber einrahmen, als ob es ein gemalter Apostel oder Evangelist gewesen. Wie dies Bild später bei der Procession zu Hebborn in die Raste kam, will ich später erzählen, hier aber nur noch bemerken, daß es damals höchst selten war, abgemalt zu werden. Heut zu Tage ist das leicht, und man sieht in jedem Bilderladen das Conterfei von Leuten hangen, die auch wegen Wind und Stänkerei abgemalt worden sind.

Wenn eine Feindschaft lang anhält, so liegt die Schuld auf beiden Seiten. Wenn nur Einer Frieden will, so hört der Krieg des Andern bald auf. So kam auch Tobias gar hoch in die Gunst seines frühern Widersachers und stieg endlich sogar zu dessen Vertrauten empor, ging mit ihm auf die Jagd und bestellte und richtete Manches aus, wie es eines Mönches Herz nur begehren kann. Bei aller Rauheit war Herr Aff ein guter Mensch. Er war von reichen Eltern, trug trotz des dritten Gelübdes immer Geld in der Tasche, und beschenkte die armen Leute, die ihm mit freundlichem Gruße begegneten. Eine besondere Freude hatte er daran, die Leute durch Wasser watscheln zu sehen. Jagte er die Dhün oder sonst einen Bach entlang und sah irgend ein Weibsbild am andern Ufer Kraut schneiden, oder Holz lesen, dann rief er und hielt die abzuholenden Groschen empor an einer Stelle, die nicht allzuseicht war. Je tiefer es dann durch's Wasser ging, desto herzlicher lachte der gute Herr darüber, bedauerte aber, wenn die Beschenkten ihre Kleider naß gemacht hatten, und zeigte ihnen, wie man solche hoch genug aufrollen müsse, um sie zu schonen und der Gesundheit nicht nachtheilig zu werden. Da gab's dann immer Leute genug, die für ein Stück Geld in's Wasser gingen und den Mönchen gern an den Weg traten. Denn was sich mit leichter Mühe, unter Scherz und Lachen, verdienen läßt, schmerzte die faulen Häute nicht, die das Kloster umwohnten. Davon wußte Tobias mancherlei zu erzählen, auch wie er Herren oft im Kittel, als Bauern verkleidet, auf Schwingabende und andere nächtliche Fahrten, begleitete und ihnen Nachschlüssel verschaffte für die Pförtlein der Ringmauern, woran der Prior nicht selten die Schlösser ändern ließ.

Womit Tobias die Gunst des Herrn Aff aber noch besonders gewann, war das Geschenk eines jungen Wolfes. Tobias sah auf dem Altenmarkte zu Cöln einen Bauern aus der Ville, der hatte ein ganzes Nest junger Wölfe in einem Waschkorbe. Er dachte gleich, daß dies etwas für den

Herrn Aff sei und handelte mit dem Bauer. Der sprach: für zwei Reichsthaler könne er sich einen recht guten, ja den allerbesten aussuchen. Der Tobias meinte: der weiseste Mann und unser Herrgott selber, vermöchte unter allen Wölfen der Welt keinen guten zu finden, denn wie die gemacht wären, so seien sie nur Wölfe, und unter tausend Schälken trage keiner ein frommes Herz. Der Bauer ließ das so hingestellt sein, sie wurden aber des Handels einig, und Tobias trollte mit seinem Schafkätzchen, wie er das Wölfchen nannte, zum Herrn Aff. Der machte das liebliche Thier zu seinem Stubengenossen, zähmt' es auf alle Weise, richtet es ab und legt es später an die Kette. Alte Leute wissen sich noch des Wolfes im Klosterhofe zu erinnern.

So war's mit der Unterhaltung im Kloster beschaffen. Die Arbeiten strengten die Dienstleute nicht besonders an, denn man hatte Zeit genug dazu, und wenn zwei Arbeiter nicht genug müßig gehn konnten, so nahm man den dritten und vierten dazu. An's Sparen dachte Niemand, besonders da die Franzosen dachten, wie auf der andern Rheinseite auch hier die geistlichen Güter wegzunehmen. Doch dürfen kluge Leute nicht klagen, daß die Klöster endlich aufgehoben wurden und die Güter an fleißige Arbeiter gekommen sind, die sich davon ernähren in Züchten und in Ehren.

Daß es aber in den Nonnenklöstern um kein Haar besser gewesen ist, als bei den Mönchen, das zu erfahren hatte Tobias häufige Gelegenheit, sowohl auf Sendungen nach Gräfrath wie nach andern Schwesterhäusern, womit Abt und Mönche ihn betrauten. So auch auf einer Sendung in's Jülicherland, nach dem Nonnenkloster Hofen, das dem Prälaten von Altenberg zur Oberaufsicht anvertraut war. Da wird Mancher denken, der Bock sei zum Gärtner bestellt. Die Gedanken waren auch damals zollfrei, sonst hätte Tobias viel zu versteuern gehabt. Der brachte der adeligen Abtissin Briefe und Geld und holte endlich die wunderschöne Frau mit einem allerliebsten Söhnlein nach Cöln, wo sie eine Wohnung eingerichtet fand mit aller Bequemlichkeit. Diese Sache begab sich also:

Etwa sechs Jahre vorher war die Aebtin oder ehrwürdige Mutter von Hofen gestorben, und es sollte eine Neuwahl Statt finden. In den Nonnenklöstern ging's mit der Obrigkeit wie auch in der Mönchsrepublik. Welche die meisten Stimmen erhielt, war das Oberhaupt. Nur herrschte unter Nonnen eine noch größere Mißgunst und Eifersucht, wie unter Mönchen. Jede der ältern Nonnen wäre gern Ehrwürdige Mutter geworden, aber Jede war bang', die Andre möcht's werden. Drum kriegte die Allerjüngste und Allerschönste die meisten Stimmen, denn Jede dachte bei sich: auf die wird keine denken. Als man die Stimmen gezählt hatte — welcher Schrecken! Die vor wenigen Wochen erst eingekleidete wunderschöne Schwester Adelheid hatte fast alle Stimmen erhalten. Die jüngeren gutherzigen Nönnchen lachten darüber in's Fäustchen, die alten Strunzeln aber

wurden fuchswild und schrieen über Eingebung des Satan, bekreuzten sich und wollten, daß der vorgesetzte Prälat die Wahl für ungültig erkläre. Da fuhr der im vierspännigen Wagen nach Hofen, sah die Wahlverhandlungen ein, unterhielt sich mit der Gewählten, prüfte ihre kanonischen Eigenschaften und sagte: die Wahl ist richtig. Die Anrufung an den Ordensgeneral hatte gleichen Erfolg. Da zog in das bisher so lebensfeindliche Kloster ein heiteres Wesen ein. Lustreisen und Besuche wechselten. Der prächtige Prälat fuhr ab und zu. Die alten Brummkasten wollten fuier vor Aerger platzen. Die Falten ihrer Stirnen vermehrten sich, ihre Haare greiseten zusehends.

Endlich nach ein paar Jahren stockte die Freude. Die Abtissin kam fast nicht von ihrer Zelle. Da nahte ein Hauptfesttag, wo sie der Procession voraufgehn mußte. Am frühen Morgen dieses Tages trat sie zu ihrem Pater Prior in die Stube und klagte unter Weinen und Stöhnen, daß es für sie die höchste Zeit sei, aus dem Kloster zu schweigsamen Leuten auf's Land zu kommen. Der alte gute Nonnenpater wäre fast vor Schrecken erstarrt, als er vernahm, welche unerhörte Schmach dem Kloster drohe. Eine Stunde drauf rollte ein wohlverschlossener Wagen mit dem Prior und der Abtissin waldwärts. — In einer zwei Meilen entlegenen Meierei wurde angefahren, die Abtissin stieg ab, und der Wagen fuhr wieder zurück. Kein Fremder war im Hause, als ein altes Bettelweib, das zusammengekauert am Feuerheerde saß. So saß sie einige Stunden, bis sich in einer obern Stube Kindergewimmer vernehmen ließ. Da sprang das unbeachtete Bettelweib gleich einer Tigerkatze empor. Sie flog in das Gemach, wo die Abtissin erbleichte und mit dem Schrei: „Schwester Brigitta!" in Ohnmacht fiel. Da klärt es sich auf, daß die alte Katze den Vorgang gewittert, den Reiseplan erlauscht hatte, und in ein Bettelweib verkleidet, hinten auf den Wagen gesprungen war, als dieser aus der Abtei fuhr. So war die ganze Sache verrathen, und die rachsüchtige Brigitta weidete sich an dem Schrecken ihrer ehrwürdigen Mutter. Dabei blieb's nicht. Die schöne Adelheid wurde abgesetzt und Brigitta an ihre Stelle gewählt. Die Abgesetzte sollte lebenslang bei Wasser und Brod ihre Sünde verbüßen. Sie saß im dunkeln Kerker, der bis auf eine kleine Lucke zugemauert war, bis die galanten Franzesen das Kloster plünderten und sie befreiten. Als der Abt diese Nachricht erhielt, nahm er sich ihrer an. Sie erlebte noch viele Freude an ihrem Sohne, der jetzt noch als geachteter Mann in einem Landstädtchen wohnt.

Solcher Nonnenstücklein wußte Tobias viele zu erzählen, besonders aber von Gräfrath. Auch wie die wohlgewachsenen Söhne und Töchter der Pächter die Pachtquittungen holten u. dgl. m., und wie die Frau Wirths zu Mülheim in einem Nonnenkloster ein armes Würmchen zu tödten gezwungen wurde. Wer dabei war, als in Gräfrath das Kloster theilweise

umgebaut wurde und so viele Kindergerippe vom Bataillonsdoctor aufgefunden wurden, der mag wohl denken, wie's zugegangen. Der mag, wenn er ein menschlich Herz hat, mit Abscheu Nein! Nein! rufen, wenn jetzt die Baiern, die so manches Unheil anstiften wollen, sagen: man müßt auch die Klöster wieder einführen. Bewahr uns der Himmel davor. Es ist schon Verkehrtes zuviel in der Welt vom sogenannten Fortschritt. Wenn wir auch noch vom Rückschritt geplagt sein sollten, so kämen wir nimmer auf einen grünen Zweig. Leute, die arbeiten, haben heuer Mangel. Es wäre drum nicht fein, die Zahl der Müßiggänger zu vermehren.

Merks: Die Summe aller weisen Lebensregeln liegt in dem Spruche: „Bete und arbeite!" Das heißt nicht: Der Eine soll beten und der Andre arbeiten, sondern: Ein Jeder soll Beides thun. Die Klöster thaten das Eine nicht, und kamen drum auch vom Andern ab. Drum konnte es nicht gut gehn. Nur um dies zu zeigen, hab ich das Schlimme erzählt und hab erzählt, womit Thoren oder böse Menschen den Glauben verlästern. Es ist aber die größte Thorheit, dies Schlimme zum Nachtheile irgend einer Religion oder gar der Frömmigkeit auszulegen. Wer in ein Kloster trat, brachte Neigungen und Schwächen mit, die allen Menschen gemeinsam sind. Doch nichts ist verwerflich, als das, was von seiner Bestimmung entfernt wird. Nur ein Leben, das der Bestimmung des Menschen entspricht, kann gute Früchte bringen. Diese ganze Bestimmung liegt in der Vorschrift „Bete und arbeite!"

Das fünfte Kapitel.

Wie es in den Neunziger Jahren mit den Republikanern im Bergischen zuging.

Wer auf Krieg hofft, ist ein Narr oder ein Teufel.

Die behagliche Ruhe, die Sorglosigkeit des Klosterlebens wurde durch die Folgen der französischen Staatsumwälzung gestört. Auch die Mönche zu Altenberg sollten den Bruch des 700jährigen Klosterfriedens bitter empfinden. Wie Alles in der Welt zu Ende geht, so war's auch mit diesem Gottesfrieden. Die Franzosen, die bis zum Jahr 1789 von einem unumschränkten Könige regiert, durch viele verkehrte Einrichtungen in großes Elend gerathen waren, wollten einen bessern Zustand der Dinge herbeiführen, und wie unter schlechten Monarchen recht und billig ist, eine Constitution oder Grundgesetz haben, und Volksvertreter wählen, die den Willen des Volkes erklären sollten, auf daß darnach regiert werde. Das Volk aber, welches selten Maß weiß, ging darin bald zu weit. Es hatte gemeint, sobald die Verfassung fertig wäre, müßten sogleich Milch und Honig fließen, und alles Elend mit Einem Schlage aufhören. Aber es wurde nur schlimmer darnach, nicht, weil die Verfassung da war, sondern weil es die Leute darnach machten, daß es schlimmer werden mußte. Denn Alles gerieth in Unzufriedenheit und zankte sich. Die Adeligen mit den Unadeligen, die

Geistlichen, die Beamten, und Alles zerfiel in Partheien. Wo aber Partheiung und Streit, wo Unruh im Land ist, da geht es mit dem Glück und Wohlstande die Richtung, wie die Hühner scharren. Friede ernährt, Unfriede verzehrt. So in der einzelnen Haushaltung, wie im ganzen Volke. Es sagt ein altes Sprüchwort: Geduldige Schafe geben viel in Einen Stall, unruhigen wird er aber zu enge. So ging's auch in Frankreich. Wären die Leute aufrichtig und besonnen gewesen, hätten sie friedlich zusammengehalten und ruhig überlegt, woher das Unglück komme, so hätten sie es mögen abstellen. So aber schrie einer gegen den Andern und jeder Widerspruch erhitzte noch mehr, so daß sie endlich gar in Raserei geriethen, und daß es von Worten zu Schlägen kam. Der eine rieth so, der Andere anders. Die meisten hatten wohl läuten gehört, wußten aber nicht, wo die Glocken hingen. Die es aber wußten und sagten, fanden keinen Glauben, weil das dem großen Haufen zu hoch und unbequem war. Man wollte zuletzt gar keine Wahrheit mehr hören, sondern jeder wollte mit seinem sturren Kopfe durchfahren und das wahr machen, was ihm in den Kram paßte. Und der dummen Leute, die sich verleiten ließen, waren noch mehr, als der schlechten, die auf Betrug ausgingen. Das Einzige, was hätte retten können, wäre ein Mittelpunkt gewesen, von wo alle Ordnung und Gewalt ausging, wie es in einer guten Hauswirthschaft der Fall ist, daß Alle, die Verstand von der Sache haben, mitrathen, aber nur Einer den Oberbefehl gibt. Weil es nun nicht besser werden wollte mit dem Gemeinwesen, so schrieen die Tollsten und Rasendsten: Alles, was bestehe, tauge nicht! Und ohne viel darüber nachzusinnen, schrieen es die Meisten nach, besonders die, welche Nutzen hofften von dem Umsturze und die bisher wenig geachtet, mithin lange nicht die Besten waren. Ueberhaupt kommt der Dreck oben, wenn man ihn aufrührt. Da schüttete man das Kind mit dem Bade, das Korn mit der Kaye aus der Wanne. Daß aber in Frankreich auch damals einsichtige und rechtliche Männer waren, bewies sich in der Nationalversammlung, die gewiß so tüchtig war, als auch die unsrige in Berlin. Aber die auch das Gute wollten, wurden eingeschüchtert von den Uebelgesinnten, und der Pöbel ließ sich mißbrauchen, die bessere Parthei so lang zu bedrohen, bis sie, um ihr Leben zu erhalten, still schwieg, oder mitheulte mit den Wölfen. So uneinsichtig ist das einmal in Aufruhr gebrachte Volk, und so wenig fähig, das ihm nahegelegte Glück zu ergreifen, daß es das Unglück immer wieder heraufwühlt, wenn man ihm auch das Glück oben legt. Das tollste dabei ist stets der Haß nach Oben, der immer weiter geht. Man jagte die weltliche Obrigkeit und die Geistlichkeit fort und setzte den König und Gott im Himmel ab. Es sollte keine Religion mehr herrschen, sondern die Vernunft, und das war das Unvernünftigste, was je geschehen ist. Denn wer nur ein bischen Vernunft hat, muß einsehen, daß ein Gott ist, der die Obrigkeit eingesetzt hat.

Wenn Gott die Welt strafen will, so nimmt er den Leuten die Vernunft, und so kam es. Den guten aber schwachen König setzte man ab und tödtete ihn, weil er, wie man sagte, ein Tyrann sei, und da nun der Pöbel, die leidenschaftlichsten und ehrgeizigsten Leute sich an's Ruder drängten, so hatte man tausend Tyrannen. Weil man sogleich nicht Alle unter Einen Hut bringen konnte, so schlug man Köpfe ab und brachte sie unter die Erde. Die Todten sind stumm und sagen nicht mehr nein. Weil man die Obrigkeit und den lieben Gott abgesetzt hatte, so frug man nicht mehr nach Recht und Gewissen, sondern folgte den bösen Gelüsten. Die schlechtesten Menschen waren die Mächtigsten, weil sie am meisten mordeten. Die Reichen mordete man, um ihr Geld zu erlangen, die Rechtlichen und Gutgesinnten, um ihren Widerspruch nicht zu hören. Das Volk aber ließ sich, wie dies gewöhnlich ist, von den schlechtesten, sittenlosesten Menschen bethören, die es gegen die Obrigkeit aufhetzten. Es glaubte wirklich an die Glücklichmacherei und sah nicht, daß man es nur mißbrauchte, um ehrgeizige Plane auszuführen.

Als die deutschen Monarchen dieser Morderei ein Ende machen wollten und Krieg mit Frankreich führten, dabei aber, wie gewöhnlich, sehr schlafmützig zu Werke gingen, wurden sie geschlagen, und endlich kamen die französischen Republikaner auf Mariä Geburtstag, 1795, sogar über den Rhein in's Bergische und verkündeten: sie wollten auch hier die Leute glücklich machen und ihnen Tugend und Menschenrechte beibringen. Da mochte der Teufel „Proficiat" sagen. Ihr Wahlspruch war: „Friede den Hütten und Häusern, Krieg den Palästen!" Aber hierzulande gab es keine Paläste, wo etwas drin zu holen war. Der Krieg aber bringt nichts, sondern holt immer. Darum heißen sie ja auch Krieger, die den Krieg führen, und was sie kriegen, muß der Bauer missen. Darum mußten die Hütten herhalten. Die Verkündigungen der fremden Volksbeglücker wurden mit Hülfruf der Beraubten, mit dem Wehgeschrei viehisch mißhandelter Weiber und Mädchen erwidert. Nichts war vor den Räuberschaaren, die dem Feldmarschall Lefebre folgten, sicher. Was nur fortzuschleppen war, nahmen sie mit, und das übrige verdarben sie mit Mutwillen. Mühlsteine und glühend Eisen haben sie liegen lassen, wie alte Leute sagen; aber den Leuten haben sie die Kleider vom Leibe genommen und das Geld mit der Tasche. Sie waren in diesem Stücke, wie die kleinen Kinder; was ihnen nur gefiel, rafften sie auf, und nahmen es mit. Das Vieh haben sie hinweggetrieben und Kisten und Kasten in den Häusern zerschlagen. Das ganze Land war in Klage. Nie war es von so großem Elende heimgesucht gewesen.

So mancher Bauer klagt auch in Friedenszeit über Nahrungsmangel und Sorg und Arbeit. Aber wie glücklich ist der Müde, wenn er des Abends von Gehöft zu Gehöfte sicher gehen kann, und ihm vergönnt ist, bei den

Seinigen zu ruhen, daß ihn der andre Morgen zur Thätigkeit weckt, für seine Frau und Kinder zu sorgen und das tägliche Brod zu erwerben, wenn er's auch im Schweiße des Angesichts essen muß. Das ist die wahre bürgerliche Freiheit, daß der ordentliche Mann nicht zu fürchten braucht vor den Schlechten. In jenen Plünderungsjahren aber stockte nicht blos die nährende Arbeit, sondern was fleißige Leute für die Ihrigen erworben hatten, wurde von den Kriegsschaaren hinweggeraubt. Keiner war sicher seines Lebens und des Eigenthums. Dörfer und Höfe wurden verlassen, man mußte der lieben Heimat den Rücken kehren, und in Wäldern und Bergen, zwischen den wilden Thieren Haus halten. Der Fuchs hat seinen Bau, der Marder seine Höhle, aber die armen Leute im Bergischen hatten nichts über sich, als den weiten Himmel, und nichts unter sich, als das Laub, das sie im Walde zusammengescharrt hatten. Wie es mit Nahrungsmitteln ging, das mag man sich wohl denken. Viele aber wollten lieber Hunger leiden, als den Republikanern in die Hände fallen. Und da lagen die Leute, Greise und Kinder, Weiber und Männer, Kranke und Kreisende, tagelang und wochenlang, so lange der siebenmalige Durchzug währte, im Walde auf feuchter Erde, ohne alle Wärme und Bequemlichkeit, in Sorge um ihr zaghaftes Leben und in Ungewißheit um Haus und Hof, wofür sie all ihre Tage sich geplackt und gequält hatten. Wer jene Zeit durchlebte, oder von Augenzeugen davon erzählen hörte, und jetzt noch in den Bergwäldern die Schluchten sieht, wohin die armen Leute geflüchtet waren, der wird aus vollem Herzen das Gebetlein sprechen: „Den lieben Frieden erhalte uns, o Herr!" Er wird nicht mit thörichten Menschen, die nicht wissen, was der Krieg ist, oder mit den Bösen, die von Anderer Schaden Vortheil hoffen, den Krieg in's Land wünschen, und dann sagen helfen: „Es muß erst recht durcheinander gehen und kraus werden, eh' es besser wird." Je krauser es durcheinander geht, desto schlimmer wird es darnach, und es muß dann erst noch viel besser werden, ehe es wird, wie es vor dem Kriege gewesen ist. Und dann geht erst recht das Zahlen und Quälen und Placken an. Statt der Freiheit, die man wollte, wird die Knechtschaft noch größer, statt des Scepters herrscht der Säbel, und wer früher sich nicht bücken wollte, muß dann am Boden kriechen. Nur bei völliger Aufrechthaltung der Ordnung und Achtung vor Gott und Gesetz, kann die wahre Freiheit gedeihen, denn die Grundlage der Freiheit ist und bleibt das Sittengesetz: „Was du nicht willst, daß dir's geschehe, das füg auch keinem Andern zu." Davon will der Krieg aber nichts wissen. Wer's mit durchlebt hat, weiß wie es zugeht. Der Krieg ist Niemandes Freund, und die am meisten darnach verlangen, möchten ihn hinterher am liebsten los sein, wenn sie nicht gar noch zuerst darüber in's Gras beißen. Gerade die armen Leute sind im Kriege am schlimmsten dran, denn sie müssen dann arbeiten ohne Lohn, und wenn die früher Wohl-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

habenden nichts mehr haben, so haben die Dürftigen gar nichts. Aber leider sind viele Menschen so uneinsichtig, daß sie nicht weiter denken, als ihre Nase reicht, und es findet das alte Sprüchwort: „Wenn's dem Esel zu wohl wird, so schlägt er die Wänd' aus," — leider auf zu viele Menschen Anwendung. Alles Elend in der Welt hat seine Ursache. Wer diese vermeidet, kann vielem Bösen entgehen. Statt aber Beispiele zu nehmen an Anderer Unglücksfällen, scheint die Menge sich gar wenig darum zu kümmern, und alles Unglück selber von vorn durchleben zu wollen, als wenn alle Lehre nur für taube Ohren da wäre. Die Paradiesschlange, d. h. die Eitelkeit der Menschen, nichts über sich zu leiden, findet immer noch leicht Gehör im bethörten Volke und so auch der Spruch: „Ihr werdet wie die Götter sein, wenn ihr die Könige fortjaget." Leider hat manches Volk in diesen Apfel gebissen, aber er war sauer, wie eine Würgbirne, und Nichts in der Welt hat so viel Angst und Elend gebracht, als diese Gottähnlichkeit.

Die Republikaner haben aber ihren Wahlspruch: „Krieg den Palästen und Friede den Hütten," hier im Bergischen auch in anderer Beziehung Lügen gestraft, denn fast in allen Dörfern brannten sie Häuser nieder. So in Bensberg, Odenthal, Strunden, Richrath, Leichlingen, Kurtekotten ꝛc., aber die Schlösser ließen sie stehen.

So auch die Abtei Altenberg mit ihren fürstlichen Palästen wurde nicht so ausgeplündert, wie die Pfarrkirche und die Hütten zu Odenthal. Die Mönche wurden zwar hin- und hergejagt, man nahm ihnen Pferde und Kühe, Geld und Nahrungsmittel; mehrmals mußten sie sogar in die Berge flüchten, aber man legte kein Feuer an. Der General Rey, der nach Altenberg kam, dachte wohl: Solch ein Kloster ist wie ein nützliches Huhn; das kann noch viele Eier legen, wenn man's am Leben läßt. Und so machten es die Republikaner. Die Mönche mußten liefern und zahlen, was sie nur auf- und beibringen konnten; man hob auch wohl einmal ein Dutzend Mönche als Geißel aus, aber man ließ sie wirthschaften. Da mußte denn der Tobias hin- und herreisen zwischen den Generalen, und bald hatte man einen Kunstgriff erfunden, daß man durch wohlangebrachte Geschenke an Einzelne viele Lieferungen an das Heer oder die Republik abkaufen könne. Doch blieben die Fordernden unersättlich, und kaum war einer abgespeis't, so kam der andre. Zur Zeit der Rückzüge, die sich dreimal wiederholten, ging's immer am Schlimmsten mit Plündern her. Dann machten sich Abt und Mönche gewöhnlich aus dem Staube nach Cöln oder in's Gebirge, und nur der Kellner mit der Dienerschaft blieb da. Man hatte dann natürlich die werthvollste Habe geflüchtet und verborgen, hatte Alles durcheinander geworfen, Stroh und Betten umhergestreut, auch einige alte Kasten entzwei geschlagen und Alles so angeordnet, um den ankommenden Plünderern weiß zu machen: so eben sei eine Schaar Freibeuter abgezogen und

habe schon Alles durchmauset und mitgenommen. Dann wurde freilich hier und dort noch Nachlese veranstaltet, auch einige Leute durchgeprügelt, einige bemalte Fenster eingeschlagen und die Altäre in der Kirche auf die gemeinste Weise beschmutzt; aber die Hauptsachen hatte man gerettet. Noth macht erfinderisch. Besonders hatte Tobias eine große Gewandtheit erlangt, die Forscher nach Schätzen auf falsche Fährte zu führen. Wo nur in der Mauer eine neue Stelle war, wo der Boden hohl klang, wurde eingebrochen. Wo im Garten oder Baumhofe sich Spuren von frischer Erde fanden, grub man hinein nach Schätzen. Da machte Meister Mathias aber die Vorkehrung, daß er die zu verbergenden Gegenstände nicht eingrub, sondern auf den Boden setzte und dann mit der Erde bedeckte aus einer Grube, die er dicht daneben machte, und mit Stroh durchstreute, also daß es den Nachforschern schien, als sei der Schatz schon gehoben und sie brummend vorübergingen.

Was die wilden Republikaner zu besänftigen vermochte, hatte Tobias stets in Bereitschaft, nämlich eine dreifarbige Kokarde auf dem Hute, einige Höflichkeit und einige französische Worte, wobei man ja immer mit Schimpfreden gegen Fürsten und Aristokraten anfangen mußte. Tobias hatte als Recrut einige treffliche Kernsprüche gelernt, und jetzt fand er vortheilhafte Gelegenheit, dieselben anzuwenden. Auch der Pater Kellner lernte sie von ihm, als er den Erfolg gewahrte, und obgleich er es nicht für recht fand, meinte er doch, daß man dem Teufel mitunter auch ein Kerzlein opfern müsse, denn mit frommen Bibelsprüchen, meint er, könne man unter denen doch keinen Hund vom Ofen locken, und das sei Butter an den Galgen geschmiert, womit er sagen wollte, daß man keine Perlen vor die Säue werfen sollte.

Merkwürdig und bis zur Lächerlichkeit übertrieben, suchten die Republikaner ihre demokratischen Gesinnungen, d. h. ihre Gleichmacherei, wie sie dieselbe aufgefaßt hatten, überall an den Tag zu legen.

Demokratie oder Volksherrschaft im guten Sinne, bedeutet die Betheiligung des ganzen Volkes an der Abfassung der Gesetze und eine Regierung nach dem Volkswillen; Gleichheit Aller vor dem Gesetze, ohne irgend einen Standesunterschied nach Rang und Geburt, so wie dies alle ehrbare und fromme christliche Leute wünschen. Weil das französische Volk aber lange in Knechtschaft erhalten und so ausgesogen und übel behandelt war, wie wir uns nach unsern frühern Zuständen kaum einen Begriff machen können, so thaten sie nicht mit der Freiheit, wie vernunftbegabe Menschen, sondern gleichsam wie losgelassene Hunde, die lange an der Kette gelegen haben. Selbst die natürliche, durch das ewige Gesetz Gottes bedingte Ungleichheit, war ihnen ein Dorn im Auge. Ihrer eiteln Meinung nach, hatte Gott gar Nichts gut gemacht, und deshalb hatten sie ihm abgeschworen. Unter den Menschen duldeten sie keine Titel, am wenigsten den Namen

„Herr". Alle nannten sich Bürger, vom General bis zum Gemeinen. Wer ihrer Meinung nach über Andre hervorragte, wurde um Köpflänge gekürzt. Aber auch bei Thieren und leblosen Gegenständen suchten sie ihre Gleichmacherei anzuwenden. Viele Kirchthürme wurden umgeworfen, weil sie zu hoch ragten, also die Aristokratie oder den Adel anzudeuten schienen. In den Blumengärten hieben sie die höheren Ziergewächse mit den Säbeln den andern gleich, und warfen im Gemüsegarten die Bohnenstangen um. Mußte Alles gleich hoch sein.

Erst im Frühjahre 1797 hörten die Hin- und Herzüge der Franzosen auf. Die Plünderungen wurden damals von dem General Hoche abgestellt, und die Contributionen und Requisitionen, d. h. planmäßige Erpressungen eingeführt. Das dauerte drei Jahre lang, bis die Quälgäste abzogen. Da mußten tagtäglich Lieferungen gemacht werden von Geld und Lebensmitteln. Arm und Reich mußte dazu zahlen, und Alles mußte Hand- und Spanndienste leisten für die Republik. Zuerst wurden die Schneider und Schuhster in allen Dörfern zusammengetrieben und von dem zwangsweise eingelieferten Tuche Kleidungsstücke gemacht für das zerlumpte Heer. Dann wurden die rüstigsten Arbeiter aufgeboten zu Arbeiten an der Festung Düsseldorf, und zur Niederfällung aller schönen Eichen, gleichviel, wem sie gehörten. An dem Wege, der von Altenberg das Dhünthal hinabführt, standen damals die schönsten Eichen, die man im Lande finden konnte. Auch diese wurden für Eigenthum der Republik erklärt und umgehauen. Als sie aber gefällt waren und über den Weg lagen, wurden die Mönche, als Feinde der Republik verklagt, weil sie einen Verhack gebildet hätten, wodurch den Truppen der Weg gesperrt würde. Da kostete es wieder schweres Geld und Geschenke an die Befehlshaber, die jede Gelegenheit zum Erwerbe benutzten, und für reiche Geschenke Alles durch die Finger sahen.

Erst im Jahr 1800 zogen die Dränger ab. Und erst, als man wieder in Ruhe und Ordnung kam, als die zurückgebliebenen Steuern ausgeschrieben und die Verluste abgeschätzt waren, sah man den großen Schaden ein, den das Land von dem leidigen Kriege erlitten hatte. Da waren vorher auch Leute gewesen, die gesagt hatten: „Es muß erst recht toll durcheinander gehn, ehe es besser wird." — Nun hatte es so toll durcheinander gegangen, wie es nur möglich gewesen, und es war dadurch nicht besser, sondern nur viel schlimmer geworden, schlimmer, als sich nur Jemand gedacht hatte. Da kratzten die Leute, welche also gesprochen hatten, den Kopf und sagten: Gott hat uns gestraft für unsre Frevelworte, denn wenn wir es nicht gewesen wären, so mußten es doch Andere sein, die vom Kriege litten. Wir wissen jetzt, was Krieg auf sich hat. In der Nähe der Lager waren ganze Dörfer zerstört. Früher vielbewohnte Höfe lagen in Schutthaufen. Alle Gemeinden, alle Güter, selbst das Kloster, waren mit Schulden belastet. Viele dieser Schulden sind noch heute nicht getilgt, und auch

die Stadt Mülheim am Rhein seufzet noch immer unter dieser Last. Viele sonst wohlhabenden Familien waren an den Bettelstab gebracht. Viele waren vor Elend umgekommen; Manche auch erschlagen worden. Fabriken und Gewerbe lagen darnieder. Die Taglöhner konnten nichts verdienen, weil Keiner Geld hatte, um arbeiten zu lassen. Vielen Ackersleuten mangelte es an nothwendigem Vieh, um die Wirthschaft wieder zu beginnen, vielen auch an Geräth und Sämerei, andern an Mitteln, die zerstörten Wohnungen wieder zu bauen.

Laßt uns stets mit aufrichtigem Herzen zu Gott bitten: „den lieben Frieden erhalte uns, o Herr!“ Der Krieg, auch der beste, bringt nichts, sondern er holt. Der allerbeste Streit ist gar nichts werth.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das sechste Kapitel.

Die Bauernkriege, und wie man sich an seinem Todfeinde rächen soll.

Der Bauernkrieg ist ein armer Krieg.

Es war in Cöln die Sage, daß man im Bergischen Jemanden für ein Glas Bier todtschlage. Das klingt grimmig, wenn man nicht die Zeitverhältnisse kennt, unter welchen dies Gerede entstanden ist. Als das Bergische noch ein Land für sich war und auf der andern Rheinseite Kurcöln oder die Republik, da kostete das Ueberfahrtsgeld gerade soviel, als auch ein Glas Bier, und wer Jemanden todtgeschlagen hatte, was je roher die Menschen sind, desto häufiger vorfällt, der brauchte blos das Fahrgeld dranzuwenden und über den Rhein zu flüchten, so wurde er wegen seiner Missethat nicht ausgeliefert. Daher ist die Sage oder das böse Sprüchwort von den Bergischen in Cöln entstanden. Todschläge kommen wohl überall vor, im Bergischen gottlob aber nicht mehr, als sonst wo, und man geht in unseren Wäldern sicherer, als auf manchem Steinpflaster. Im Spätherbst 1795 aber, da gings kraus her in unserer Heimat. Die Landleute waren so sehr gequält worden von den siegenden Franzosen, daß sie es den fliehenden einzutränken versuchten. Kaum kam die Nachricht, daß die Franzosen an der Lahn durch die Kaiserlichen geschlagen seien, als das ganze Land bis an die Wupper hinab sich erhob. Es waren nur

kleine Abtheilungen Republikaner diesseits der Sieg geblieben, um die ausgeschriebenen Lieferungen von Getreide und Geld beizutreiben. Auf Bensberg stand eine Feldwache von einigen fünfzig Mann Chasseurs und eine kleine Abtheilung Fußvolk. Es war am 21. October, als auch Tobias zur Begleitung der Getreidefuhr von Altenberg den Weg machte zu dem Fruchtspeicher, wo unter der Aufsicht von Kriegskommissarien abgeliefert wurde. Weil aber die Nachricht gekommen war vom Rückzuge der französischen Armee und vom Aufstande der Bauern, so waren die Franzosen auf Bensberg feige und die Landleute frech geworden. Am Neuenwege versammelten sich schon Hunderte von Bauern mit Flinten bewaffnet, und ein Piket Chasseurs, daß am Weilerhäuschen stand, wurde überfallen und theils getödtet, theils gefangen genommen. Die übrigen Reiter und das Fußvolk hatten sich am alten Schlosse kampfbereit gestellt, und es hätte wohl ein schlimmes Gemetzel gegeben, wenn die Bauern drüber her gefallen wären. Da dacht' der Tobias, er wollt's auf andere Weise versuchen, ob er sie nicht ohne Blut und Wunden fort schaffe. Im kaiserlichen Spital zu Altenberg hatte er die ungarischen Flüche sich gemerkt, wenn die kaiserlichen Aerzte unter den Worten: „a bissel schnaiden thut holt nit weh" — mit den Verwundeten auf die roheste Weise umgingen. Nun verbarg sich Tobias hinter den Gartenhecken bergabwärts und rief eine Flut von ungrischen Flüchen herauf: „bassa manelka remremtete!" Die Franzosen, welche großen Respect vor den ungarischen Husaren hatten, glaubten, diese seien schon auf dem Steinwege. Sie ließen das Magazin Magazin sein und flohen davon, so schnell sie konnten zu Pferde und zu Fuß, und piff! paff! ging's hintendrein mit den Schüssen der Bauern. Da konnten denn die Getreidefuhren wieder nach Hause fahren, und Alles lief auf's alte Schloß, wo die Waffen verwahrt wurden, die man bei der allgemeinen Landesentwaffnung dort niedergelegt hatte. Auch Meister Mathias und die andern Altenberger Dienstleute mußten mitgehen, dort Waffen zu holen, und Jeder nahm sich dort Flinte und Seitengewehr, wie es ihm am besten gefiel. Doch statt zu dem Bauernheere, das am Neuenwege unter den Befehlshabern Hauck, Löhn und Herkenrath sich gebildet hatte, zu schreiten, eilte Tobias mit den Altenbergern den Hungenberg hinab, den nächsten Weg nach Hause suchend.

Kaum waren sie in den Busch gelangt, so fanden sie einen französischen Sergeanten oder Unteroffizier, der durch die Kugel eines Bauern in's Bein verwundet, bisher gelaufen, dann aber durch Blutverlust ermattet zusammengesunken war, und beim Anblick der Bewaffneten jämmerlich um sein Leben anhielt. Tobias erstaunte aber nicht wenig, als er in dem Verwundeten den nämlichen Sergeanten erkannte, der ihm als Rekrute im Triererlande so aufsätzig gewesen war, und ihn wegen Beschimpfung der Republik auf den Tod verklagt hatte. So begegnen sich Berg und Thal

nkummer, wohl aber die Menschen. Jetzt hatte Tobias die günstigste Gelegenheit, sich zu rächen und seinem Todfeinde den Tod so bitter als möglich zu machen. Schon wollten die aufgeregten Begleiter kurzen Prozeß machen und auf den Knienden losschlagen, um Vergeltung zu üben für das, was er oder seine Kameraden an den Landleuten Böses verübt hatten. Dem schlechten, rohen oder verdorbenen Herzen ist solche Rache ein süßes Gefühl. Sie ist der Stempel der Thierheit.

Auch der Sergeant erkannte den Tobias wieder, als er seinen Begleitern zusprach, sie möchten den Hülflosen nicht sogleich todtschlagen, denn er habe noch erst etwas zu reden mit ihm. Weil es ihm einfiel, wie er den Tobias gequält und ihn sogar auf den Tod angeklagt hatte, so hielt er sein Ende für unvermeidlich. Doch der Tobias sprach zu ihm: er solle unbekümmert sein, er wolle ihn retten, er verzeihe ihm Alles, was er ihm Böses gethan so von Herzen, als er wünsche, daß auch Gott seine Missethaten vergeben möge. Und drauf sprach Tobias zu seinen Begleitern: der Verwundete sei sein Vetter und ein guter katholischer Christ, der aber in der Republik wohne und heulen und mitziehen müsse mit den Wölfen wider seinen Willen. Drum sollen sie ihn nur retten helfen. Er wolle sie gut davon belassen und jedem einen Kronenthaler geben. So stimmte Tobias seine Begleiter um. Er zerriß sein Hemd, verband den Verwundeten so gut es anging, entkleidete ihn von seinem Kriegsrocke und zog ihm einen alten Kittel an, den er von einem der Bauern erhandelte. Dann brachte er ihn in ein Haus zu Lückerath, wo er den Stockfranzosen für einen der bourbon'schen Husaren ausgab, die gegen die Republikaner unter den Kaiserlichen fochten. Drum nahmen die Bauersleute ihn gerne auf, und Tobias lief in's Dorf zurück, holte den Wundarzt Bosen, der auch den Altenberger Mönchen zur Ader ließ, und hatte Alles so wohl bestellt, daß der Verwundete von seinem eignen Bruder nicht besser hätte behandelt sein können.

Als der Wundarzt den Kranken verbunden und die Wunde für ungefährlich erklärt hatte, und Tobias sich hinweg begab, kamen schon die Flüchtlinge der Bauernarmee quer durch den Wald gelaufen. Sie waren am Neuenwege von dem im Rückzug begriffenen Corps des Generals Lorge geschlagen und zersprengt worden. Ein Schießen war im Walde wie bei der Hirschvertilgung im Jahr 1789, und auch für den Tobias war es Zeit, sich in Trapp zu setzen und die Waffen wegzuwerfen, denn die Feinde und das Schießen rückten immer näher. Schon wirbelten Rauch und Flammen über dem Walde von den angezündeten Häusern.

Eine spätere Bauernschlacht auf dem Hohnsberge zu Much lief am 25. November eben so nachtheilig ab, obgleich der bewaffneten Landleute vielfach mehr waren, als der Franzosen. Die meisten Bauern nahmen Reißaus, als es gerade drauf ankam, stehen zu bleiben, und etwa 30, die

unter dem Anführer Ferdinand Stucker aus Bensberg nicht fliehen mochten, wurden von der Uebermacht gar elend zusammen gehauen. Auch Stucker wurde auf eine edle Weise durch den französischen General Richepanse gerettet. Als er verwundet und schon wehrlos da lag, wollten ihm die blutgierigen Chasseurs den Garaus machen; aber der französische General gebot, ihn zu schonen und warf seinen Mantel über ihn, und als das noch nicht half, da warf er sich selber über den verwundeten Feind und schützte ihn mit dem eigenen Leibe, rettete ihn und sandte ihn geheilt den Eltern wieder. Dies sind wahre menschliche und christliche Heldenthaten, die zum Ruhme der Nachwelt aufbehalten bleiben.

Alle die Unternehmungen der Bauern gegen die Franzosen beschränkten sich auf Mordere einzelner versprengter Freibeuter. Gegen die Armeen vermochten sie nichts. Und wo nicht gerade Nothwehr und Erhaltung des eigenen Lebens die Wehre gebot, wie der Johannes Häck am Peter- und Paulstag 1796 in Odendahl mit dem Dreschflegel handtierte, war es ein zweckloses Morden. Die Reue kam hinterher, wenn die Feinde aus Rache die Wohnungen niederbrannten und erschossen, was nicht flüchtete. Da mußten die Unschuldigen büßen für die Schuldigen. Alle aber, die sich an der Morderei wehrloser Soldaten aus Rache oder Blutdurst betheiligten, haben später ihren Lohn davon getragen. Sie sind vergangen wie der Schaum auf dem Wasser. Wohlhabende sind verarmt und ihre Familien sind verdorben und verstorben. So findet stets das Recht seinen Knecht und die Unthat ihre Strafe. Wenn auch Aufruhr im Lande ist und Mancher denkt: im Trüben ist gut fischen, so geht die Unruh doch vorüber, und aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Wenn alle irdische Gerechtigkeit schläft, so wacht Gott, der sie auch wieder wecket. Das bewies sich hier im Kriege, so wie es sich früher bewiesen hatte an dem Morde von zwei Juden in der Driescher-Hecke bei Steinbüchel.

Der religiöse Fanatismus, gepaart mit Gewinnsucht hatte selbst wohlhabende sonst ordentliche Bauersleute verführt, die Juden im Walde umzubringen und zu verscharren. Doch obgleich Gras über der Stelle wuchs, so grünte für die Mörder kein Glück mehr. Alles, was sie anfingen, schlug zu ihrem Nachtheil aus. Der Bettelkorb kam an die Stelle des Geldsacks. Sie hatten keine Ruh, keine Freude mehr. Ueberall quälte sie das im rothen Taumel vergossene Blut, und ihre Nachkommen noch mußten die Freveltat büßen durch Armuth und Elend. Mit den Fingern zeigte man auf die Kinder noch und sagte: das sind die Söhne des Todschlägers. So kommt zu dem bösen Gewissen, das nie ruhen läßt und zu der Strafe von Oben auch noch der Verlust des ehrlichen Namens, welchen Jeden, an dem noch ein Härchen Gutes ist, mehr schmerzen muß, als Alles Elend der Erde, wenn man bedenkt, daß das auf Kind und Kindeskinder vererbt und für solche Flecken keine Seife gesotten wird.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Drum hüte sich Jeder, dem politischen wie dem religiösen Fanatismus oder der blinden Meinungswut sich hinzugeben. Die andre Meinung so wie den andern Glauben mag Gott im Himmel richten. Der Mensch muß im Menschen immer den Bruder ehren, gleichviel ob er in Ansichten oder Meinungen von ihm abweicht. Die edelste Rache ist Wohlthun dem Feinde. Jede andre Rache bringt Unsegen und ruft neue Greuel hervor. Wie man in den Wald ruft, so schallt es auch wieder heraus. Das Vergessen der Beleidigungen und die dem Feinde erzeigte Wohlthat aber bezwingen das roheste Herz, und solches ist die größte Heldenthat, die nicht allein in dem Herzen aller Edlen, sondern auch jenseits der Sterne aufgeschrieben und forterzählt wird und manche Schwäche deckt. So mag der Mathias Tobias sonst gewesen sein, wie er will, so wird ihn das, was er an dem verwundeten Sergeanten, seinem Todfeinde gethan hat, mit allen Edlen versöhnen über seine sonstigen Uebelthaten.

Merks: Es ist groß und herrlich, wenn ein Volk in Gottes Namen sich einmütig erhebt in seiner Kraft und das Joch der Knechtschaft zertrümmert, das ein auswärtiger Feind ihm aufgelegt hat. Es ist der edelste, schönste Tod, für sein Vaterland sterben und der Sieg ein großer Ruhm. Aber die zwecklose Morderei ist Schmach, und die Rache am wehrlosen Feinde gereicht zur größten Schande und dem Vaterland zum Unheil. Am unheilvollsten aber ist die Morderei im eigenen Volke, der Bürgerkrieg.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das siebente Kapitel.

Von dem Ungar, der in die Welt roch und der Pferderaub zu Bensberg.

Wer sich wehrt, behält sein Pferd.

Es begab sich in jenen Tagen, daß der junge Tobias vom Kellner zu Altenberg nach dem Kellner und Oberschultheis Daniels zu Bensberg mit Aufträgen gesandt wurde. Es war am 10. December 1795. Die Franzosen waren bis über die Wupper zurückgetrieben und auf dem Bensberge stand eine Schwadron kaiserliche Husaren auf Vorposten. Das waren theils Ungarn und theils Franzosen von dem Regimente Bourbon, die keine Republikaner. Bei dem Kirchenhelmes zu Bensberg lag ein ungarischer Wachtmeister im Quartier, der einen bösen Trunk hatte, und darum sehr selten menschlich war, weil er die meiste Zeit besoffen blieb. Nur wenn er schlief, schien er wie ein Mensch zu sein. Dieser hatte auch an jenem Tage so lange getrunken und getobt, bis er sich auf die Bank streckte und einschlief. Als Tobias ihn da liegen sah und hörte, wie er

ein Stänker und Zänker sei, da nahm er die Gelegenheit wahr und salbte den Bart des Ungarn mit faulem Limburger Käse. Dann warf er die Thür so heftig zu, daß der Schläfer sammt seinem Rausche erwachte. Da hättet ihr sein Fluchen sollen hören über den höllischen Gestank in der Stube. Aber alle behaupteten: sie spürten dergleichen nicht. Da streckte der Ungar den Kopf in's Vorhaus, schnüffelte und sagte: hier stinkt's auch. Er ging hinaus in den Hof, auf die Straße, in den Garten, in's Feld, überall rief er: „hier stinkt's auch!" und fluchte mörderlich darüber. So ging und lärmte er über den ganzen Schloßberg und kam dann wieder zurück auf die Bank und sagte ganz desparat: „es stinkt die ganze Welt, das ganze Firmament stinkt wie ein alter Ziegenbock."

Zu diesem Gestanke gesellte sich aber bald ein Anderer. Als Tobias Nachmittags auf dem Heimwege war, da sah er bei Hebborn eine Schaar französischer Dragoner bergwärts reiten. Den Hebborner Halfen hatten sie bei sich mit einer Leuchte. Dran mochte man gewahren, daß es einen Nachtsritt geben sollte. Die Franzosen wußten recht gut, wie es auf dem Bensberge aussah. Es war ihnen bekannt, daß die kaiserlichen Pferde alle in Einem Stalle standen, größtentheils abgesattelt. Die Reiter lagen aber zerstreut im Dorfe im Quartier. Die einzige Wache stand am Hungenberge. Am Stalle selbst befand sich blos eine Schildwache. Nun wartete die Schaar Franzosen im Busche, bis es dunkel war und die kais. Husaren in den Wirthshäusern, oder in ihren Quartieren bei der Lampe saßen. Da leuchtete ihnen der Hebborner Halfen den Mühlenweg hinauf. So kamen sie in's Dorf und in den Schloßpferdestall, ehe es ein Kaiserlicher bemerkte, außer der Schildwache, die sich aber sogleich gefangen gab und zusehen mußte, wie alle 80 Pferde, die dort standen, zum Raube gingen. Als die kaiserlichen Husaren den Tumult hörten, oder von den Einwohnern benachrichtigt wurden, da wären sie gern zum Einhauen in die Franzosen geritten, wenn sie nur Pferde gehabt hätten. So aber wurden nur Einzelne von ihnen gefangen. Auch den Rittmeister der Kaiserlichen gedachten die Franzosen zu erwischen. Der lag im alten Schlosse bei dem Oberschultheis im Quartier. Als aber ein Paar Franzosen in's Haus fielen kamen sie statt zum Rittmeister in die Stube des Schultheisen, der in Schlafrock und Pantoffeln am Ofen saß und rauchte. Der Schultheis, war eine lange stattliche Figur, so daß man darnach ihn wohl für einen General hätte ansehen können. Auch trug er einen Haarzopf wie die kaiserlichen Offiziere, und eine große Narbe auf der linken Wange gab ihm noch mehr das Ansehen eines Kriegsmannes. Diese Narbe hatte er aber nicht im Feldzuge erhalten, sondern in einer Menagerie, wo er als Knabe, wie Kinder thun, mit einem Affen allerlei Spielwerk trieb und dem zu nahe kam, so daß er ihn durch's Gesicht kratzte.

Die Franzosen, welche den Rittmeister holen wollten, klopften nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lange an die Thüre, machten nach ihrem Hereintritt auch nicht viel Komplimente, sondern schleppten den Schultheis, wie er da war, trotz aller Widerrede heraus, hoben ihn auf ein Pferd und jagten auf und davon. Zwar hatten die Soldaten Gelegenheit, zu sehen, daß der Schultheis kein Rittmeister war. Er saß besser zu Tisch als zu Pferde und hing auf dem Thier wie eine Feuerzange auf einer Sau, fest angeklammert an die Mähnen, bald rechts, bald links hin in's Uebergewicht sinkend, und bald auf dem vordern, bald auf dem hintern Sattelknopf gar unbequem sitzend bei dem scharfen Trabe. Doch die zwei Dragoner, welche ihn in ihre Mitte genommen hatten, führten sein Pferd und hielten ihn in der Richtung. Die glaubten, es sei nur der Schrecken, welcher den Gefangenen so betäubt habe, daß er der Reiterkünste vergessen sei. Aber eben der Schrecken und die Furcht zu fallen, gaben dem armen Schultheisen die Kraft, sich an Sattel und Mähnen zu halten, so daß er in der Reitkunst sich selber übertraf. Nie hatte er eine peinlichere Sitzung. Erst im Dorfe Paffrath, wo die Dragoner zuerst ausruhten, bekundete der Ortsvorsteher Anton Kirspel den Fehlgriff, daß sie statt des Rittmeisters seine gestrenge Obrigkeit, den Schultheis Daniels von Bensberg weggeschleppt hatten. Der kam dann mit einem Lösegeld, das der Vorsteher vorlegte, aus dem ferneren Ritte hinaus, vermißte später aber erst seine goldene Uhr, die ihm der Ritt gekostet. Die kaiserlichen Husaren zu Bensberg nahmen andern Tags die Sättel und Zaumzeuge auf die Schulter, und zogen nach der Sieg zurück, wo das Hauptquartier ihres Vorpostengenerals in Hennestaf nd. Die sind nicht so belobt worden, als die Franzosen, die 80 Pferde als Beute in's Lager brachten.

Merks: Es sind schlechte Wächter für Andere, die sich selber nicht einmal bewachen.

Das achte Kapitel.

Wie man das Kloster aufhob und Tobias weltlich wurde.

Paffgut — Raffgut, Teufel halt den Sack auf.

Hab manchesmal gedacht: solch ein Büßerleben, wie die Mönche eines reichen Klosters führten, hätt' ich auch haben mögen. Gut Essen und Trinken und nichts zu thun dabei; auch keine Sorge für Frau und Kind: dabei könnt' man schon rothe Backen behalten und ist so übel nicht.

Freilich wenn man sieht in der Welt so einen armen Hausvater sich placken und quälen um's liebe Brod, und sieht die Mutter der armen Kindlein das Blut aus den Nägeln arbeiten, und es hilft ihr doch nicht, sie müssen doch hungern und frieren, die armen Würmchen und haben im harten Winter weder Holz zu heizen, noch ein warmes weiches Bett, nichts um und nichts an, nichts über und nichts unter, nichts zu decken und zu tragen, nichts zu beißen und zu brocken, und die armen zarten Kindlein müssen um ihr kummervolles Leben zu fristen hinaus von Thür zu Thür und stehen zitternd im Vorhause der reichen Leute, und das Schneewasser quatscht in den zerrissenen Schuhen, und der Rauhreif silbert ihr Haar, und der Wind bläs't durch die dünnen flamosenen Lumpen, die so wenig zum Kleide helfen, wie ein Sieb zum Regenschirme; und was noch weher thut als Hunger, das gotteslästernde Wort, das von der Thüre weiset: „Geht in Gottes Namen." — Pfui! du reicher Mann, der du von Wein und Braten wohlgesättigt im warmen wollenen Gewande in

wohlgeheizter Stube, dich auf dem Lotterbette langweilst; der Name Gottes, mit dem du die Armen abweisest, ist Lästerung des himmlischen Allvaters, denn Gott will, daß du von dem Ueberflusse deines Vermögens sättigest den Hungernden und kleidest den Nackten; Gott hat dir nicht in den Sinn gelegt, daß du sie gehen heißest ungesättigt und unbekleidet, sondern der Hochmutteufel und der leidige Geizteufel haben dies gethan, und wenn es irgend eine Gotteslästerung gibt, so hast du dich ihrer schuldig gemacht in deiner Unbarmherzigkeit; — wenn man das Alles so ansieht, wie es so verschiedentlich zugeht in der Welt, daß der Eine Alles hat ohne Müh und Arbeit, wogegen der Andere bei seinem sauern Schweiße schwarzen Hunger leiden muß, wenn dem Einen Rosen und Weizen blühen und dem Andern nur Dornen und Disteln, und hört dann sagen: „der Herr hat Alles wohl gemacht" — dann könnt' es dem Kurzsichtigen dunkel werden vor den Augen und dunkel im Herzen, und er könnt' verzweifeln an Gottes Güte und Gerechtigkeit. Aber nur ein Kurzsichtiger kann in den Wahnsinn dieses Zweifels verfallen, denn prüfen wir die Ursachen des Elendes, so ist nicht Gott Schuld, sondern die Menschen. Die meisten Menschen, die den Bettelstab von Thür zu Thür setzen, haben es auch darnach gemacht. Wer Gott verläßt, der ist gottverlassen, und wer auf eine andere Weise, als mit Arbeit, Fleiß, Treue und Redlichkeit durch die Welt will, der hat sich sein Elend selber zuzuschreiben.

Uebrigens hat Gott freilich seine Gaben verschiedentlich vertheilt und Er wollte gewiß darum auch keine Vermögensgleichheit. Arm und Reich wollte er haben. Aber das hat er gar wohl gemacht, daß er den redlichen arbeitsamen Arbeiter viel frohern Herzens sein läßt, als den reichen Schwelger. Geht ihr an den Werkstätten der Arbeiter vorüber, so schallt euch der Gesang entgegen. Aus den Geldgewölben der Reichen aber nimmer. Dem Arbeiter ist die Freude des Tages und die Ruhe der Nacht. Dem reichen Prasser aber bei Tag und Nacht die Sorge, die er durch kostbare Gastmahle und Gelage vergeblich zu verscheuchen sucht und nur noch Krankheiten dazu erwirbt. Man kann nicht mehr essen als satt, und man kann keinen größern Vortheil von etwas haben, als Freude. Wenn man aber gesättigt den Mund abgewischt hat, so ist der Geschmack hin und einerlei, was man gegessen, wenn's nur gesunde und nährende Speise war. Der Reiche hat so viel, was ihm Qual macht und viel, wovon er keine Freude hat. Mancher hat z. B. einen großen schönen Wald und sieht ihn nimmer. Die Vöglein des Himmels aber bauen ihre Nester darin und singen darin, und die Kinder armer Eltern pflücken Erdbeeren und Blumen darin, freuen sich des lustigen Grüns und des Schattens und singen wie die muntern Vöglein. Das hat der Herr gar wohl gemacht. Es gibt viel höhere und der Menschheit würdigere Genüsse, als leckere Speisen und Getränke und Polster und Bette für müßige Leiber.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Ein gut Gewissen ist das sanfteste Ruhekissen" sagt ein stein' alt Sprüchwort und auch: daß Arbeit die beste Würze des Mahles sei. Nicht minder wahr und klar ist's, daß Sorg' und Arbeit des Menschen Bestimmung sind. Wer nun für den täglichen Unterhalt nicht zu sorgen braucht, der macht sich andre Sorgen, die viel schlimmer schmerzen — und quält sich selber. Das ist dann die ärgste Plage auf Gottes Erdboden und ist kein schlimmer Leid, als was Jeder sich selber anthut. Müßiggang ist nicht bloß aller Laster Anfang, sondern auch die Quelle der ärgsten Selbstqual. Gut Essen und Trinken ohne Sorg' und Arbeit macht nicht glücklich, sondern unpaß. Das sehen wir z. B. an den Kirmessen. Wie bald ist der ordentliche Mann ihrer überdrüssig. Wer aber sein ganzes Leben lang sollte Kirmes halten, ohne einen Schlag zu arbeiten, der möchte doch bald mit dem ärmsten Tagelöhner tauschen. Was der Bestimmung des Menschen entspricht, das ist für die Dauer das Beste. Daß wir zur Arbeit bestimmt sind, davon zeugen unsre Hände und mit Kraft gerüsteten Glieder, davon zeugen unsere Bedürfnisse, die auf keine andere Weise befriedigt werden können.

Die Mönche zu Altenberg hatten immer Kirmes, Jahraus und Jahrein. Da sie einmal reich waren, so war die heilige Strenge der Ordensregel vergessen. Da sie nichts Ernstes zu thun hatten, so dachten sie an nichts Andres, als an Zeitverteib und Essen und Trinken. Sie kriegten keine Schwielen in die Hände vom Müßiggehen; aber dafür wurden sie auch nie recht froh. Sie setzten sich allerlei Flausen in den Kopf, zankten sich untereinander um des Kaisers Bart und wurden ihres guten Lebens überdrüssig. Der Klosterweiher könnte davon erzählen, wenn er nicht stumm wäre, wie die Todten, die man herausgezogen. Es springt Niemand in's Wasser aus Fröhlichkeit oder um in den Himmel zu kommen, sondern aus Lebensüberdruß und Verzweiflung. Man wirft nur fort, was keinen Werth für uns hat.

Die Mönche sagten: sie seien in's Kloster gekommen, um das Himmelreich zu verdienen, sprachen aber auch: „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen" — und so thaten sie damit, als ob die in alle Ewigkeit nicht auseinander gehen sollten, was das Essen und Trinken anbelangt. Das war ihre allerliebste Unterhaltung, und sie sprachen davon so sinnig süß und saftig, als ob Seel' und Seligkeit im Kochtopf stecke, und daß einem der Mund noch wässert, wenn man daran denkt, wie lange es auch her ist. „Ei! der Aal mit grüner Sauce, daß ist ein delicates himmlisches Essen, so zart, so kräftig und würzig, wie nur etwas" — sagte Rademann. „Ei wohl!" meinte Pater Par: „aber zu mächtig ist's, um viel davon zu genießen, zu mächtig, schwer verdaulich, schwer verdaulich, sag' ich; zum Aal gehört Ungarwein, der Aal muß schwimmen, sag' ich" — „Ungarwein!" sagt der Doktor Pesch; „aber man kann es für die Dauer

nicht aushalten, nicht aushalten, sag' ich. Junge Hahnen in Burgunder gebraten mit Eierbrühe, daran kann man sich länger vermachen, sag' ich, ohne den Doktor nöthig zu haben. Schlimm, wenn man ihn nöthig hat, sag' ich." —

„Schön durchwachsener Schinken mit Sauerkraut in Champagnerwein gesotten," meint Herr Walter: das sei ein herrlich Leibessen; man könne ein gut Stück davon schneiden und auch noch etwas Rechtschaffens daran lassen."

„Da hört man den Freßalles, den Nimmersatt!" raunte der lange Schlucker, während er seiner Gewohnheit nach, sich auf dem linken Absatze herumdrehte und in die Hände klatschte. Nein! Schnepfen ist ein feiner Essen; Schnepfendreck und Wachholdervögel, so recht zarte Biemerchen, was meinst du, Jakob?

„Ei ja! sagte der Angeredete, und Trüffelpasteten und junge Schruten mit Blumenkohl, das ist ein herziges liebliches Mahl; der muß von hübschen Leuten sein, der was besseres weiß, und ich könnte drum laufen bis nach Düsseldorf." — „Aber was sagst du zu den Leipziger Lerchen, die der Prälat neulich auftischte, als der Commandant hier gastirte und den Tockaier durch die Kriegsgurgel laufen ließ, als sei es eitel Wasser gewesen; ich muß gestehen, die Lerchen ist das feinste, was die Kochkunst ersinnen kann, ich könnte immer noch ein Dutzend davon auf mein Satt essen." — „Nein!" rief ein anderer recht schwabbelbäuchiger weingrüner Herr: „ein nettes Spanferkel mit Butterbrüh' und Lorbeerblättchen, das ist der König des Tisches, wie die Tulipane die Königin des Gartens ist." „Pfui!" fiel dem der lange Asser in's Wort: „der Herr Gabel hätt' auch wohl wie der rauhe Esau sein Erbtheil gegen schlechtes Linsenmus verkauft. Spanferkel und Sauerkraut, das riecht nach Franziskanertisch. Da lob' ich mir die Karthäuser, die verstehn's besser." — „Hast recht" raunte der Jacob: „um mein Lebelang Hecht mit Spargel zu haben, wie mir vorgestern bei den Karthäusern aufgetischt wurde, da gäb' ich auch mein elterlich Erb drum."

„Möcht' nicht viel Rares sein!" meinte Herr Schwabbelich: „die Gläubiger seines Vaters, des alten Saufaus, haben sich nicht daran verzählt." — „Was geht das dich an, du verlaufenes Subjekt!" — polterte der Geschmähte — du magst wohl schweigen, denn aus bloßer Gnade hat man dir noch achtzig Kronenthaler erlassen bei deiner Aufnahme. Zahle die erst an den Convent und reiße dann das große Maul auf, das ich dir stopfen will bis in den rauhen Rachen hinein.

„Pst! nicht so laut! ihr Hitzköpfe!" sprach Herr Gaggler, der ernsten Blickes dazwischentrat. „Schämt ihr euch nicht, über Fraß und Soff zu schwätzen und dann noch gar euch zu zanken wie Gassenbuben? Seht dort die calvinischen Dickköpfe vorübergehen, wenn die euren Zank anhören,

so tragen sie das durch Land und Sand und es heißt dann: die Prügeleien im Kloster wollten gar kein Ende nehmen. Laßt uns lieber auf die Köche losgehen, die uns seit Wochen so schlecht belassen haben, daß es ein Jammer ist; laßt uns den Kellner ausfilzen, um den knickerigen Küchenzettel. Das kann man ja hier nicht aushalten, man muß die Geduld verlieren und ganz zu Grunde gehen: die ganze Woche bloß einerlei frisches Fleisch, einerlei Wildprett und zweimal in der Woche dasselbe Gemüse. Wenn's noch Spargel oder Blumenkohl wäre; aber Kappes, eitel Kappes! Das ist wohl etwas für Dienstboten oder stinkige Bettelmönche; aber für die Chorherren eines reichen Bernhardinerklosters, das die Landesherren selber gestiftet haben, ist das ein großer Schandflecken." „Und dann diese Woche zwei Tage ohne alles Fleisch mit Stockfisch und Laberdan und nicht einmal fette Brühe, das ist doch die Abtödtung zu weit getrieben" — fiel der Herr Schwabbelich ein. „Ei! so denk an den Quatertember!" — versetzte der Herr Haber. — „Was Quatertember!" entgegnete Jener: „wer's gequattert hat, der mag's auch tembern, wir aber wollen uns nicht hier zu Grunde richten lassen, weil der Pater Prior altvetterische Flausen im Kopfe hat. Man hätte doch wenigstens einen Fischotter fangen oder ein paar Enten schlachten sollen" — „Oder Bratwürste auftischen" — unterbrach ihn Herr Gaggler: ich hab' mit einem sehr klugen Karthäuser gesprochen, der bewies, daß die Würste gar nicht zu Fleischspeisen, sondern zur Fastenkost gehörten. Denn, sagte er: Fleisch sei Alles, wovon man die Haut abziehe, mit Ausnahme der Fischotter und der Thiere, die im Wasser leben; mit den Würsten ist es aber eine andre Sach', da wird die Haut drüber gezogen."

„Ihr sollt mir schön die Abstinenz auslegen!" lachte Herr Schwabbelig: aber wofür haben wir den Prior, wenn er nicht dispensiren will? Der könnt' uns ja vollständig dispensiren." „Es ist gar zu toll mit all den Fasten!" fiel Herr Walter ein: „hat doch Herr Christus selber am Gründonnerstag Fleisch gegessen!"

„Er hat aber auch gesehen, wie es ihm Tags darauf ergangen ist" — entgegnete Herr Gaggler.

„Das soll wohl wahr sein!" schrie Herr Schwabbelich: „aber Dispens müssen wir jeden gemeinen Freitag haben. Auf der andern Rheinseite sind die Klostergenossen schon neun Jahre frei. Wir warten von Tag zu Tag drauf, daß wir weltlich werden, und sollen um diese Galgenfrist noch hier abstinenzen und scharwenzen, das steht mir nicht an. Wir müssen Versammlung halten und ein Mißtrauensvotum eingeben. Wir wollen nicht cujonirt sein bis hintenaus und wollen nicht mehr singen und beten, als nöthig ist. Wozu sollen wir alle zusammen blöcken? Wir können uns ja zu vier und vier abwechseln. Wenn ich hier gut esse und trinke, so will ich auch hier meine Ruhe haben, sonst geh' ich zu

Grunde. Was können wir junge Leute dafür, daß die Andern alt und griesgrämig sind. Wir wollen genießen, weil wir können. Will man uns das im Kloster nicht gewähren, so nehmen wir Urlaub und lassen uns in Dörfern und Städten auftischen, wo es gefällt. Da schmeckt's besser, was die Wirthin mit freundlichem Gesichte aufträgt, als hier im Gebrumm, wo man bewacht wird wie ein Armsünder.

„Bravo!" riefen die Umstehenden. So dachten, so sprachen die jüngeren Klosterbrüder, deren Köpfe auch von dem Freiheitsschwindel taumelich geworden waren. Die ältlichen Herren suchten so viel wie möglich von der beweglichen Habe auf Seite zu schaffen und mit den Pächtern und Rentschuldnern allerlei zu verbriefen, auf daß sie von der Aufhebung nicht überrascht würden. Sie dachten: der Baierfürst hebt das Kloster auf und nimm Alles weg, was er findet. Das ist Kirchenraub, und der ist um so größer, je mehr er findet. Drum thun wir christlich, daß wir unserm lieben Landesvater das Sündenbündel leichter machen. Wenn's doch weggenommen werden soll, so kommt es uns wegen der Bestimmung der Sachen, so wie wegen unserer Bekanntschaft mit denselben eher zu, als den Fremden. Und Jeder dachte: es wird doch Alles weggenommen, drum nehm' ich's lieber selber, so hab' ich noch etwas davon.

Das Silberzeug, das Gold und die Edelsteine hatte man schon im Jahr 1794 auf Seite geschafft. Jetzt 1803 ging's an das Uebrige, was Geldeswerth hatte, und was sich nur wegschleppen ließ. Jeder Mönch hatte seine Zuhälter, die trugen hinaus bei Tag und Nacht, und hatten ihren Nutzen davon. Auch hatten sich mehrere Herren verbunden und draußen gemeinschaftliche Vorrathshäuser angelegt. Der Tobias wurde wieder recht dazu in Anspruch genommen. Er mußte rennen spät und früh und der Pechdraht hatte gute Rast. Die Mönche stöberten auf den Pachthöfen umher, machten Pachtbriefe und Quittungen. Das ging Alles für Spottpreise, die aber nachher von vielen Pächtern abgeleugnet wurden. So werden meistens die Betrüger wiederum betrogen; Wurst wider Wurst. Auch um das entflüchtete Gut wurden die guten Mönche häufig geprellt. Ganze Kisten wurden Nachts von den aus dem Kloster schwankenden Karren abgehoben und von ungetreuen Dienern auf Seite geschafft. Die dachten: wenn's auf die Herren regnet, so mag's auf die Knechte tröpfeln. Freunde und Freundinnen kamen leichten Gangs in's Kloster und gingen mit schweren Säcken heraus. Man hatte gar kein Auge mehr für Diebstahl und Veruntreuungen. Endlich, Tags nach Lichtmessen 1803 wurde das Kloster aufgehoben und die Herrlichkeit hatte ein Ende. Die alten Herren trauerten darüber, die jungen freuten sich der Freiheit. Sie zerstreuten sich im Lande und fingen mancherlei an. Auch Tobias, der Manches auf Seite geschafft hatte, ließ sich die Aufhebung nicht sehr verdrießen. Die Mönche und Laibrüder erhielten überdies Pensionen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Doch dachte dabei nur Jeder an sich selbst, und da der Tobias nicht angemeldet war, wurde er dabei vergessen. Erst als es zu spät war, gereute ihn dieser Leichtsinn.

Merks: Ueber dem Haschen nach dem, was ihm nicht gehört, versäumt Mancher das anzusprechen, was ihm rechtlich zukommt. So straft jedes Unrecht den, der es übt.

Das achte Kapitel.

Der Bauernfeind und wie Meister Tobias ihn wasserdicht machte.

Wie man in den Wald ruft, so schallt es wieder heraus.

Habt wohl Alle schon vom Lützenkircher Wind gehört, der in dem bekannten alten Bauernspruch, der die dörflichen Eigenheiten in den Aemtern Porz und Miselohe durchhechelt, gleich nach dem Schlebuscher Verstand bläs't. Das ist gut, daß der Wind dahinter ist, sonst könnt' den Schlebuschern der Verstand einmal stille stehen, wie jetzt ihre Sammtwebstühle leider Gottes thun. Es ist in aller Welt gut, daß etwas dahinter ist, zumal hinter dem Verstand. Aber Wind dahinter auch gut? Hm! Hm! Der Meister Mathias hat ihm einmal recht Trumpf aufgespielt. Doch wir lassen für jetzt die Schlebuscher ihre Mühlenkarrenachse fertig machen und wenden uns, woher der Wind weht, nach Lützenkirchen. Aber was ist Wind? Ei! nun: „Wind ist Wind" sagt der Bauersmann. Der Weise Sirach spricht: „Man kann nicht sehen, von wannen er weht!" Meinetwegen! Und doch sind so viele fromme christliche Leute von so verschiedenen Winden geplagt, von inneren und äußeren, trocknen und feuchten, demokratischen und aristokratischen, stummen und vernehmbaren, riechbaren und fühlbaren, ruchlosen und geruchlosen, sichtbaren und unsichtba-

ren, sogar von voraussichtbaren, nachsichtlichen und versehentlichen, aber von keinem genießbaren, obgleich das Windmachen für Windbeutel ein hoher Genuß oder vielmehr eine rechte Blasbalgfreude ist. Ei! sichtbare Winde! Du himmlischer Sankt Blasius wollest meinen Hals behüten! hab doch nimmer von einem sichtbaren Winde gehört. Es müßte dann ein rechter Soldatenwind sein, von irgend einem wohlgenährten Artilleristen bei der Abendunterhaltung auf der Kasernenstube durch die Leinwand rücklings in die Lampe geblasen, was der Hackländer noch zu erzählen schuldig geblieben ist. Hab wohl Wind lispeln und brausen gehört, kneifen und drängen gefühlt, gerochen auch gar wohlriechend, wenn sie über blühende Weinberge strichen, aus gefüllten Weinschläuchen auch, aber leider zum Sehen bin ich nicht gekommen. Das muß wohl Lützenkircher Wind sein? Ja! zu Lützenkirchen gibt es sichtbaren Wind, z. B. Westwind, den der Schneider blos darum macht, daß man ihn sehen soll. Dieser Wind ist der einzig derartig sichtbare, der von dem Himmelsstriche genannt ist, der aber wie alle Hoffart nur Höllenstriche bringt, oder mindestens schwere Federstriche, die der Huissier in's Haus bringt. Es gibt dort aber auch viel unsichtbaren Wind, z. B. einen kalten aristokratischen Wind, der hoch von der schönen Aussicht herab aus dem großen Grünscheid bläs't; dann einen trocknen constitutionellen Wind, der von Steinbüchel kommt, und einen feuchten Wind, der von Opladen her zur Nachtgleiche unter den Pannen rappelt und die Dachdecker und andere Arbeitsleute in Nahrung setzt. Das ist also ein demokratischer Wind. Die Leut am Rhein, die ihn aus erster Hand haben, loben ihn nicht. Er kömmt aus der großen Stockfischbrühe. Einige sagen aus dem Regenloch. Im Oberland kriegen sie ihn geradezu aus Frankreich. Dorther kommen viele Friseure. Die Leute, die ein Strohdach auf dem Hause haben, lieben seine Frisur nicht. Nun! von des Einen Unglück raucht des Andern Schornstein. So geht's mit dem demokratischen Wind. Aber der bläs't ja jetzt in aller Welt aus vollen Backen; hier sollte man ja vom Lützenkircher Winde hören, den man nicht sehen kann. Wohlan denn! Im Herbste 1832 wanderte ich von der Sandstraße hinüber nach Solingen. Oft hatte ich den Weg gemacht und mich jedesmal gefreut über den schönen Anblick des Kirchthurms, der gleichsam ein Wegweiser zu unser Aller besserer Heimat die lustige Berghalde, die ganze sonnige Landschaft zierte, und sich in königlicher Würde über die ihn getreu umgebende Stadt erhob. Meine suchenden Augen fanden ihn nicht. Ich frug nach ihm. Antwort: am 13. August hat ihn der Wind hinabgerissen. Freilich ein völlig demokratischer Wind. Auch du, mein lieber Wanderer, der du vor Jahren das Dorf Lützenkirchen durchschrittest, freutest dich jedesmal des Anblicks, wenn du die so schön gelagerte Kirche mit ihrem auf steiler Felshöhe kühnaufstrebendem kernigen Thurme sahest hoch über dem anmutigen Stegerkamp, der

gleichsam anbetend da lag und stolz und freudelächelnd über die Nähe solcher Hoheit. Wenn auch damals der Herr Bürgermeister Rossi den Weg noch nicht so schön hatte anlegen lassen und du, mein lieber Wanderer, in dem zähen Lehmschlamme mühesam hinstapftest, so fühltest du dich doch wieder erfrischt durch den erhebenden Anblick und mußtest eingestehen, daß im ganzen Bergerlande keine Kirche so würdig, so schön, so landschaftzierend hingestellt sei. Schlage jetzt den Weg ein, Wanderer, und du wirst sie vergebens suchen. Befremdet schweift dein Blick hin über die verwaisete zerstümmelte Landschaft. Ihr Zion ist gebrochen. Und du lugest hinab in das Wiesenthal, daß du seheſt sie sitzen und weinen an den Wassern des Miebachs, die da gedachten an die Herrlichkeit ihres Zion. Aber du siehest dort nur Weiber mit Rechen Kraut waschen für die Kühe und fragest sie vergeblich um den bedauerlichen Fall irdischer Hoheit, fragest sie vergeblich: wer das Heiligthum zerstörte. Ich antworte dir: unsichtbarer Lützenkircher Wind! Das Dorf hat von der Kirche seinen Namen und an jene Kirche wird gedenken, wer das steinalte Sprüchlein vom Lützenkircher Winde hört. Auch der Zorn des Himmels hat ihrer gedacht und hat die Gewölbe gesprengt des neuen babylonischen Bauwerks, hat die Mauern erschüttert in ihren Grundfesten und sie aus dem Loth gedrängt. Der Fluch des Klüngels ist darüber gegangen und hat gestraft die Klugen, weil sie es duldeten, und die Thörichten, weil sie es thaten, und der Fluch wird lasten noch auf dem kommenden Geschlechte und ein Loch machen in ihre Säckel, und der Landmann, der seine Butter zu Markt getragen, wird daheim zählen das Geld und viele blanke Communalgroschen wird er bei Seite legen und seufzend sagen: das ist für die Sünden unserer Väter! Schade aber, daß der Johannes in der Wüste längst am kurzen Athem gestorben ist. Der würde, wie er bei Lebzeiten oft gethan, den unsichtbaren Lützenkircher Wind sichtbar machen und damit umspringen wie der Hund mit dem Knappsacke. Ich meine aber nicht die Stimme des Rufenden in der Wüste Judäas, nicht den Vorläufer Johannes, sondern den Nachläufer, nämlich den ehrsamen Schneidermeister Johannes Fuchs aus der Wüste zu Lützenkirchen, der die Weckannemarie geheirathet und das Rau — mau — miau-Lied vom Mariedrückischen Katzenbette und so manchen Schnickschnack gemacht hat und nach Rabener, Lichtenberg und etlichen Andern einer der größten Satyriker seiner Zeit gewesen ist, ja dem Hirselswilhelm in Schlebusch zur Seite gestellt werden kann.

Doch von wannen, fragst du, hat der unsichtbare Lützenkircher Wind geweht? Was der weise Sirach nicht weiß, daß weiß ich gewiß nicht; aber ich will dich zurückführen in die Zeit unsers Tobias, da magst du vielleicht den Bart des Schlüssels zu diesem Geheimnisse finden.

War dazumal ein Pastor in Lützenkirchen mit Namen Petrus Röhr, war eines Kappesbauern Sohn vom Altengraben in Cöln, ein höchst

merkwürdiger, eben so frommer und gelehrter, als sackgrober, streitsüchtiger und launenhafter Herr. Der selige Scheffen Mähnrath pflegte von ihm zu sagen, daß man an seiner Frömmigkeit hätte einen Rosenkranz anstreichen, mit seiner Bosheit und Rachsucht aber einen Igel hätte vergiften können, und daß sich mit seiner Schalkheit und Drolligkeit zwei Hanswurste nicht hätten zu behelfen brauchen. Man könnte noch hinzufügen, daß man ihn seinem Geize nach mitten durch hätte schneiden können, um noch zwei Juden draus zu machen. Hätte er den Tobias überlebt, so wäre er der merkwürdigste Mann im Bergischen Lande gewesen. Seine Mutter hatte in ihren Mädchentagen bei einem Domherrn gewohnt in der Trankgassen und war demselben so wohlgefällig geworden, daß er ihren ältesten Sohn Peter studiren lassen. Der hatte zu geistlich Blut, als daß er irgend ein weltlich Geschäft sollte erlernt haben. Auch seinen lieben Eltern machte er die unaussprechliche Freude, einen geistlichen Herrn in der Familie zu haben, was damals soviel galt, als wenn die ganze Familie einen Orden gekriegt hätte. Als er die vier Weihen erhalten und seine geistliche Hochzeit gehalten hatte, kam er als Vicar nach Gleuel bei Cöln. Dort wurde er bekannt mit einen Gesinnungsgenossen, dem Pastor Birkenbusch zu Lützenkirchen, der ein Sohn war von dem Burghalfen zu Gleuel. Christian Birkenbusch war zuerst ein Professor gewesen am Laurentiner-Gymnasium zu Cöln. Zanksucht hattte ihn mit den Lehrern verfeindet. Drum trat er im Jahr 1748 die Pfarrstelle in Lützenkirchen an, welcher er zum großen Aerger, zum Schimpf und Schaden der Gemeinde 29 Jahre vorstand. Die ganze Gemeinde, der Freiherr Andreas Philipp von Katterbach zu Diependahl an der Spitze, ward so entrüstet über den unsäten, in jeglicher Hinsicht anstößigen Lebenswandel des halsenstolzen Pastors, über seinen Geiz, seine Härte gegen die Armen in Einziehung der Stolgebühren und dergleichen, daß sie am 10. Juni 1763 bei dem Officialate, dem geistlichen Gerichte zu Cöln, Klage erhob gegen den „nichtsnutzigen Bösewicht und schändlichen Pfaffen" wie ihn die Klagschrift kurz und gut bezeichnete. Auf Abhörung von 30 Zeugen, die alle kein Blatt vor den Mund nahmen, wurde Birkenbusch zu 6monatlicher Einsperrung in dem geistlichen Gefängnisse zu Weidenbach in Cöln verurtheilt. Ein Franziskanermönch versah indeß die Lützenkircher Seelsorge. Als aber der Pedell (geistliche Gerichtsdiener) kam, um den Verurtheilten beim Kopf zu nehmen, da war dieser durch seinen Freund, den Dinger zu Schlebuschrath, verwarnt worden. Er hatte die Weisheit des alten Spruches: „besser auf Reisen, als in Eisen" zur Richtschnur gemacht und das Nest leer finden lassen. Anfangs ist er auf und davon bis in's Clevische gelaufen, wo der alte Fritz die preußische Haushaltung führte. Eine Weile darauf ist er in Bauernkleidern zurückgekehrt und des Nachts mehrmals in die Pastorat geschlichen, wo ihm die Köchin freundlich aufschloß. Das hatte

der Kuttenherr, der Franziskaner, belauscht und verrathen. Birkenbusch war am 14. August wiederum in der Pastorat gewesen und hatte sich am frühen Morgen in ein Haferfeld versteckt. Dort wurde er Mittags von dem Schöffen und vielen Leuten mit großem Halloh aufgehoben und andern Morgens von Schöffen und Schützen geleitet in einer Postkutsche unsanft gefesselt nach Cöln gebracht, wo er bis zum andern Frühjahr seine Missethaten in der Weidenbach abwusch. Diese Haftnahme wurde aber von des Pastors Freunde, dem Dinger, als Verletzung der Landeshoheit gerügt. Der Geheimrath zu Düsseldorf verurtheilte Alle, die auf das bloße Urtheil eines auswärtigen Gerichtes sich an der Gebietsverletzung betheiligt hatten, zu ansehnlichen Brüchten. Der Junker zu Diependahl mußte 83 Rthlr., 9 Stüber, der Gerichtschreiber 4 Goldgulden, jeder Scheffe 2 Goldgulden und jeder gemeine Bauer 1 Goldgulden büßen.

Die Strafe brachte den Birkenbusch, der jede Warnung in den Wind schlug, so wenig auf eine andere Lebensweise, daß die Gemeinde zwei Jahre nachher wiederum ein großes Sündenregister am Gerichte einreichte, worauf der Seelenhirte wiederum einen mehrmonatlichen Besuch in der Weidenbach abstattete. Nach seiner Rückkehr kam es in der Gemeinde zu mancherlei Thätlichkeiten, und der Pastor durfte, ohne Gefahr, durchgeprügelt zu werden, sich nicht mehr vor seine Wohnung wagen. Da hatte die Birkenruthe sich gegen den eigenen Rücken gekehrt. Endlich trat er von der Pfarrstelle ab und tauschte mit dem Vicar zu Gleuel in der Hoffnung, daß dieser streitbare überaus bauernfeindliche Mann der Gemeinde so ausschöpfen werde, wie diese ihrem Seelsorger eingebrockt hatte. Petrus Röhr, der 5 Jahre in Gleuel Vicar gewesen, damals in voller Jugendkraft, hat diese Hoffnung auf ganz ausgezeichnete Weise gerechtfertigt.

Schon in seiner Antrittspredigt 1776 hat er das „widerbellisch Bauernpack, das sich an dem Gesalbten des Herrn vergriffen" nicht bloß mit geistlichen Schlagwörtern, mit Höll und Fegfeuer, Teufeln und Gespenstern und andern ewigen Strafen und Gerichtsvollziehern, sondern auch sogar mit Maulschellen, Ohrfeigen und anderem ungenießbarem Obste, mit höchsteigenhändiger Durchprügelung und Processen und Gerichtsboten bedrohet. Schon im Jahr 1782 wurde der schwarze Peter vom Schmalenbroich auf Antrag des Pastors zum andern Mal in Brüchte genommen, weil er diesem den „gebenedeiten Balg" lederweich ausgeklopft hatte. Der Pastor verwies ihm am Gericht nochmals, daß er sich an einem „Gesalbten des Herrn" vergriffen habe. Aber der schwarze Peter erwiderte hierauf: der Röhr möge gesalbt sein wie er wolle, Eins habe ihm noch gefehlt, die Salbung mit ungebrannter Asche, und dafür gebe es noch viele Bischöfe in der Gemeinde. Nach ein paar Jahren seines Hirtenamts war wohl kaum Jemand in der Gemeinde, mit dem Röhr sich

nicht gezankt, geschimpft oder geprügelt hatte, und im April 1793 wurde er in einem allgemeinen Aufstande frühmorgens feierlich aus der Pastorat getrieben und weggejagt.

Schon vorher hatten die guten Lützenkircher sich klagend an's geistliche Gericht gewandt. Damit wurd's ihnen aber zu lang, und so machten sie kurzen Proceß. Andern Tags aber, als sich die Erbitterung des Volkes durch den Triumph der wilden Jagd in etwa gelegt hatte, kehrte der Pastor zurück, schien guten Kaufs geworden und versprach freiwilligen Abzug, wenn die Kirchenscheffen seine Sachen aus der Pastorat folgen lassen und ihm ein leidlich Zeugniß ausstellen wollten. Frohe Herzen willfahren gern. Es wurde angenommen. Der „tugendreiche Sieferhalfen" Wilhelm Landwehr fuhr mit einem zweispännigen Karren Nachmittags beim Pfarrhause an; die Kisten und Kasten, die geistlichen Habseligkeiten wurden aufgeladen und fortgefahren auf den Kleinendriesch zu. Auf der Lehmkuhl erhiet der Pastor das Aktenstück seines Wohlverhaltens von den Kirchenscheffen unterschrieben. Das ganze Dorf war der Erlösung erfreut, und der Scheffen Mähnrath that sogar einige Freudenschüsse, wie man sonst hört, wenn ein Pastor eingesetzt wird. Das war eine Kirschenfreude, die da dauert von Vesperzeit, bis die Hühner auf das Reck fliegen. Man wußte nicht, wohin man sehen sollte, als andern Morgens der Röhr wieder da war und Messe that, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Der Schalk hatte über Nacht die Gereiden wieder zurückfahren lassen, hatte Alles wieder an den alten Ort gestellt und machte sich jetzt breit mit dem guten Zeugnisse, das ihm der Scheffenrath nur in der Ueberzeugung seines Abzugs ausgestellt hatte. Nun kratzten sich die Väter der Gemeinde hinter den Ohren, sie schlichen so traurig herum, wie ein Huhn im Erbsensack, und sahen unter sich, wenn ihnen Leute begegneten. Sie hatten sich selber auf's Maul geschlagen. Der Pastor legte dem geistlichen Gerichte das Zeugniß vor, und schon war die gute Obrigkeit über die angebliche Versöhnung erfreut, bis der Scheffen Mähnrath nach Düsseldorf kam und den Hergang erzählte. Dem Pastor half doch auf die lange Bahn das Stücklein nichts. Das Urtheil erschien. Er mußte von Haus und Hof und dem Dorf den Rücken kehren.

Man konnte dem Röhr nicht, wie seinem Vorgänger, mancherlei Unsittlichkeit vorwerfen. Er lebte wenigstens ohne öffentliches Aergerniß, wobei er doch seiner verlebten Köchin Gertrud Klieffers in seinem Testamente die zarteste Aufmerksamkeit schenkte und sie unter andern mit Seelenmessen und Jahrgebeten zu ewigen Zeiten bedachte. Seine Mäßigkeit war schon vom Geize bedingt. Seine Einfachheit war lobwürdig. Drum war er ein Feind aller Kleiderpracht und des Modewechsels, ein Feind der Weiblichkeit, der das sündige Menschengeschlecht doch sein Dasein verdankt, und ein Feind des Junkerthums. Vor allem war er aber ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Feind des Bauernthums, das er von der Kanzel herunter und überall auf Wegen und Straßen mit den possenhaftesten Schimpfworten begrüßte. Der Geiz, der ihm sprüchwortgemäß schon von standeswegen anklebte, gab die meiste Veranlassung, seine Streitwut an den armen Bauern, die ihn nicht bezahlt hatten, auszulassen, und auf der Kanzel schwur er: „das Unterste zu oberst zu kehren, daß den schäbigen Rekeln die Butterstüber aus der Tasche tribbelen."

Röhr war von untersetzter kräftiger Gestalt, mehr groß als klein. Seine hohe Stirn versprach eine Fülle von Geist, sein dunkles stechendes Auge spähete unter finstern Brauen mit feindseliger Heftigkeit umher, wie nach der Blöße des Gegners. Die tiefgefurchten Mundwinkel, die herabgezogene Oberlippe zeugten von höhnischer Weltverachtung. Nur Schadenfreude erzeugte ein bitteres Lächeln auf dem bleichen knochigen Antlitze, dessen hervorragender Mittelpunkt, die lange Nase, stets mit Schnupftabak gefärbt war. Dieser hatte sich auf der Oberlippe zu einer bienenschwarmähnlichen Kruste angesetzt. Speckmüncherdose, groß wie eine Butterstulpe, ruhte nie lange neben dem Rosenkranze und den Proceßacten in der breiten tiefen Seitentasche des langen schwarzen Rockes. Wo er ging, stand oder saß, hatte er sein Spiel mit der Dose. Fast jede Minute klaffte dies Magazin offen, und selbst auf der Kanzel hielt er bei allen heftigen Armbewegungen die Prise zwischen Daumen und Zeigefinger. Während er dann mit dem Leibe hin und her schwankte, wie ein Eisbär im Käfig, pflegte er mit der linken Hand auf die Brüstung der Kanzel zu schlagen und mit der rechten schlenkerte er in der Luft herum, jenachdem es die Predigt mit sich brachte. Dann verstreute er von dem Tabak mehr, als er in die Nase steckte, weshalb die Augen der Zunächststehenden von dem ätzenden Staube sehr gefährdet waren. Wie andre Redner den Leuten Sand in die Augen streuten in bildlichem Sinne, that's Röhr im eigentlichen Sinne mit Schnupftabak. Dieses charakterisirt Rede und Redner. Die nächste Folge von den Einstreuungen war, daß die betroffenen Zuhörer vor lauter Rührung zu weinen schienen, was bei den Bauersleuten für den sichersten Probstein einer Rede gilt. Denn da wird nie gefragt: was hat er gepredigt? wie hat er gepredigt? sondern nur: haben die Leut auch brav gekrischen? Und wenn sie dann tüchtig gegreint haben, dann ist die Predigt ganz vortrefflich. Da hielt denn Röhr immer vortreffliche Predigten; immer weinten einige Augen, wenn auch die Mehrzahl der Zuhörer vor Lachen platzen wollte, und einige sogar durch Schaden klug gemacht, vom Augenzuhalten in einen sanften Schlummer gefallen waren. Dieser häßliche Schnupftabak war die einzige Verschwendung, mit welcher Petrus Röhr von der Strenge seiner Lebenseinfachheit abwich. Dem Tabakrauchen konnte er keinen Geschmack abgewinnen. Fast in jeder Predigt schimpfte er darüber in auffallendster Weise.

Da trägt das dumme Bauernpack (so sagte er z. B.) den Stummel den ganzen Tag im Maul herum und stiehlt dem lieben Herrgott die kostbare Zeit ab mit Pfeifenstopfen und Feuerschlagen. Das heißen sie anmachen. Todtmachen sollten sie's heißen, die Zeit todt machen. Und dann lutschen die Rekel und lutschen wie die zahnenden Kinder am Violenwürzlein. Sie blasen den stinkigen Qualm vor sich hin, wie der leibhaftige Teufel den Schwefeldampf. Ich aber sag' euch, die ihr euer Maul zum Schornstein macht: Wehe! Wehe! denn es wird euch noch dereinst ergehen, wie dem Juden Abiron, daß ihr eine Pfeife am Daumen anzünden könnt. Ihr sündigt doch genug mit euren ungewaschnen Mäulern, daß ihr das Rauchen könntet dran geben. Das geht mit Sünden hinein und heraus an eurem Maul wie in einer Schweinstallthüre mit Fluchen und Schwören und Schimpfiren eures Seelsorgers, und Fressen und Saufen in Bier und Schabau. Ja da sagt so ein Schwelgsack: er müsse Kornöl auf die Lebenslampe gießen, daß sie heller brenne. Ihr werdet schon an's brennen kommen, wo kein Löschen ist. Den Durst könnt ihr wohl löschen mit eurem Kornöl, aber das höllische Feuer brennt schlimmer darnach. Da solltet ihr euch besser so ein Möhnendöschen kaufen und nehmen ein Priesschen und thun, wie der weise Mann sagt: „Wenn man Herz und Mund thut laben, muß die Nase auch was haben." Aber da seid ihr Bauern zu dumm zu und eure Finger zu plump und bott. Ihr wollt brennen — so brennt denn in eurer drei Teufel Namen! ꝛc. ꝛc."

Auch über das Kartenspiel stürzte er unbarmherzig her. Das nannte er sehr bezeichnend: des Teufels Gebetbüchlein. Hoffart und Kleiderpracht aber waren Hauptgegenstände seiner Predigten. Dabei unterließ er nicht in dem damaligen Geiste der Unduldsamkeit zu unterstellen, daß die Kleiderpracht mit anderen Sünden aus den lutherischen Kirchspielen, wo keine Beicht gelte, herübergekommen sei. „Da kommen die dummen Bauernrekel mit ihren mameluckischen Röcken, die der Dokter Martin Luther zu Burscheid aufgebracht hat, und ihre Weibsleute haben die Kleider bis an die Schultern ausgeschnitten, daß sie zur Schau tragen, was jedes rechtschaffene Weibsbild einhüllen sollte mit Sorgfalt. Denn es ist keine rechte Bauersfrau, sondern eine rechte Bauernsau, die ihren Milchschrank nicht zuschließt vor den Fliegen. Aber Zucht und Sitten müssen dem äußern Flitter Platz machen. Da tragen sie feine weiße Strümpfe in den schmalen Schnabelschuhen; aber wenn ihnen ein Strumpfband fällt, dann müssen sie sich schämen, daß es von Sälfkant ist. Außenum sind sie zierlich und rein und glatt und ganz wie eine Eichel; aber sie tragen Hemde so durchlöchert, daß sieben Katzen noch keine Maus drin fangen könnten. Da sollten sie doch denken, daß das Hemd ihnen näher sei, als der Rock. Aber das geht all um den Augenschein. Ja um den Schein thun die Mistfinken Alles und dabei trotz allem Schmier und Schlagwasser stinken

sie schlimmer als die Hippenböcke. Das ist stinkende Hoffart, ihr Schlampen. Bei der lutherschen Hoffart gehr ihr in die Schul' und seid so stockdumm, daß man euch weißmachen könnte, der liebe Herrgott hieße Girret und säß oben auf dem Kirschbaum, und könnt' nicht herunter ohne Leiter. Eure Töchter lernen die ganze sieben Witze, lernen Tanz und Sprung und können nicht einmal eine Kuh melken, oder einen Erdäpfelkuchen backen. Fragt man sie in der Christenlehr, so stehen sie da, wie Butter in der Sonne und haben das Maul voll Zähne, aber nicht Pipp oder Mau von Antwort drin. Das kommt daher, weil sie nicht Frömmigkeit und Verstand im Kopf haben, sondern nur lauter Bauernstolz, dummen Bauernstolz. Die Mütter selber, die alten Schachteln, machen es nicht besser mit ihren Treckmützen und dem Lind, das da flattert und flondert, als ob der Allerheiligensommer fortfliegen wollt mit dem Spinngewebsel. Ach! ihr armen Mistengel! ihr wolltet wohl gern fliegen, aber die Flügel fehlen euch, ihr macht es wie die Trappgänse, oder wie die Schruten ꝛc. ꝛc."

Bei den Männern eiferte er besonders gegen die runden Hüte, die damals in Mode kamen, und die er gegen seinen ehrwürdigen Dreispitzer herabsetzte. Alle, welche die runden Hüte trugen, nannte er Patrioten, und das war das ärgste Scheltwort, das er finden konnte. Das Wort Patriot hat zwar einen schönen Sinn, es heißt Vaterlandsfreund, aber die umstürzlerische Parthei in Frankreich, die den lieben Gott abgesetzt und so viel Mord und Scheußlichkeit begangen hatte und vor keinem Frevel zurückschauderte, nannte sich auch Patrioten, weshalb dieser sonst so schöne Namen mit Mordbrenner fast gleichbedeutend war. Das war der nämliche Mißbrauch, wie jetzt mit dem Namen Demokraten getrieben wird. Die Sache ist nicht neu, sondern nur andere Namen kommen dafür auf.

Außer diesen Predigten ärgerte er die Gemeinde durch allerlei Processe über Weggerechtsame, pfändete für Stolgebühren und wollte die Leichen armer Leute nicht begraben, bis sie das Geld dafür eingezahlt hatten. Ein heftiger Proceß war der wegen des Bannopfers. Weil ihm alle Welt auffätzig war, so legte ihm Niemand mehr als einen rothen Fuchs, (1 Pf.) auf den Altar. Dem Scheffen Mähnrath war das noch zu viel, und er wiegelte dir ganze Gemeinde auf, daß sie Nichts mehr gab. Darüber erhob der Röhr einen Proceß, und als nun der Scheffen merkte, daß die Sache schief ging, da setzte er klein bei und sprach vom Vergleich. Man vereinigte sich auf einen Stüber (4 Pf.) Als der Vergleich geschlossen war, da forderte der Pastor von so vielen Jahren er dagewesen diesen erhöheten Betrag und ließ dafür pfänden Haus für Haus. Da machten die Scheffen lange Gesichter. Der Pastor aber predigte davon, wie die Scheffen Proceß führten, daß der Pastor Nichts haben sollte, aber sie hätten ihn vom Fuchs auf den Stüber gebracht. Das häßlichste bei seinen Kanzelschimpfreden war, daß der Gemeinde die Personen bekannt

waren, auf die er's gemünzt hatte, und daß er auch nicht selten mit Fingern darauf zeigte. Als die Kommunionbank einmal frisch angestrichen war, und die Knaben in ihrer Langeweil die noch weiche Oelfarbe durch Abkratzen beschädigt hatten, ließ er andern Sonntags die Stelle, wo die Jugend während des Gottesdienstes zu stehen pflegte, mit Stroh bestreuen und sagte in der Predigt: daß die Bauernsäue nur Ferkel zu Kindern hätten, denen man ihre Plätze wie andern Schweinen zubereiten müsse. Solche Plumpheiten hatten besonders die Mütter aufgebracht, und diese sannen auf Gelegenheit zur Rache.

Einst standen zwei Frauen auf dem Brücklein des Mühlenbachs, welches der Pastor auf dem Wege von der Kirche zum Pfarrhause zu überschreiten hatte, mit Krautwaschen beschäftigt. Als sie den langen Herrn anwackeln sahen, traten sie mit ihren Rechen zurück, als ob sie ihm ehrerbietig hätten Plaß machen wollen. Doch kaum hatte er das Steigbrett betreten, so sprangen sie wie wütige Katzen drauf zu und stießen ihn hinab, daß er längelang in's Wasser fiel und mit platschendem Schlage die Wellen zertheilte, die dann über seinem geweihten Haupte zusammenschlugen, worauf ihn die Weiber mit ihren Rechen recht zerzauseten, wie dies bei einem russischen Bade Sitte ist. Die eine von ihnen, die große starke Frau Jacobs, hatte von vorn angegriffen und Nachbars Liese ihren Seelsorger in die Kniekehlen getreten, so daß Erstere leichtes Spiel hatte mit dem Ueberraschten. Der Pastor hatte, wie dies im Fallen gewöhnlich, mit seinen langen Armen in der Luft herumgegriffen und unglücklicherweise mit der einen Hand das silberne Halskreuz und das Brusttuch der Frau Jacobs, und mit der andern das Kopftuch sammt Mütze und Kopfspange der Liese erwischt und mit hinabgerissen. Nun ruhten die wilden Weiber nicht mit ihren Rechenschlägen, bis der Herr Pastor dem kalten Bad entstiegen, in eiligster Flucht durch die ganze Wiese verfolgt, den Raub von sich geworfen hatte.

Röhr ließ es dabei aber nicht bewenden. Statt sich zu Hause trocken umzukleiden, lief er spornstreichs auf Düsseldorf zu, um den Gerichtsherren, die noch mehr Prozesse von ihm unter Händen hatten, von der Bosheit seiner Pfarrkinder einen sichtbaren Beweis zu liefern durch den Zustand, worin ihn die Weiber versetzt hatten. Wie sehr er aber auch lief, so war er doch, ehe er an die Windfoche kam, völlig aufgetrocknet. Drum wälzte er sich an der Windfoche nochmals im Düsselbache, um den durch Sonn' und Luft gemilderten Eindruck wieder recht aufzufrischen, was dann die Gerichtsherren nicht wenig ergötzt haben soll. Solcher Komödien sind zu Lützenkirchen viele aufgeführt worden, bis die Gemeinde ihren Seelsorger endlich fortjagte und auch das geistliche Gericht ihm die Stelle nahm, worauf am 22. Juli 1794 der Theodor Selbach von Olpe,

früher ein Ackerknecht, die Lützenkircher Pfarrei durch den General-Vicar von Horn-Goldschmidt erhielt.

Petrus Röhr, voll Haß und Zorn gegen die ihm aufsätzige Gemeinde Lützenkirchen schlug mehrere ihm angetragene Pfarrstellen aus. Er wollte sich an der vollständigsten Rache sättigen, wollte der Gemeinde das, was ihr am leidigsten und unerträglichsten von der Welt war, seine eigne lange Person wieder zum Pfarrer aufdrängen. Zuerst nahm er eine Pfarrverwalterstelle zu Herkenrath an, wo der Pastor noch krank war; dann ging er nach Schwarzenburg, wo der Pastor Krauß im Auftrage des Prälaten Kramer von Altenberg eine Reise nach Rom angetreten hatte, um gegen die widerspenstigen Mönche, die ihn absetzen wollten, beim Papste zu verhandeln. Röhr führte unterdessen seinen Rechtsstreit mit allem Nachdruck der Erbitterung und Verschmitztheit gegen die widerbellige Gemeinde, verlor aber durch alle Instanzen bei den geistlichen und weltlichen Gerichten. Da machte er sich selber auf gegen München, wo unser alter Landesherr, der dicke Kurfürst Carl Theodor eben (1795) eine blutjunge Kurfürstin sich zugesellt hatte. Röhr wollte versuchen, ob kurfürstliche Gnade und beichtväterlicher Klüngel ihm günstiger sei, als das starre, störrige Gesetz. All sein zusammengegeiztes baares Geld versteckte er in den Kellermauern der uralten Pfarrwohnung zur Burg. Dies Gebäu war früher ein Templerhaus gewesen, und mit dicken wohlgefügten Mauern hatte es dem Zahne der Alles vernichtenden Zeit siegreich widerstanden. Es waren 800 blanke Reichsthaler, die der gute Pastor in vier Gewölbritze versteckte und den Erdgeistern anvertraute.

Wie in Allem, was er noch unternommen, schlug er auch in München einen ganz absonderlichen Weg zur kurfürstlichen Gnade ein. Er hatte ausgekundschaftet, zu welcher Stunde die überaus andächtige Landesmutter den täglichen Kirchenbesuch zu halten pflegte, und versäumte nicht, bei jedem Gottesdienste seine brünstigsten Andachtübung ihr recht augenfällig zu machen. Als ein erfahrener Priester, der bei den Bußherren in die Schule gegangen, wußte er mit Seufzen, Thränen und frommen Verzuckungen die Aufmerksamkeit der guten Fürstin in einem solchen Grade auf sich zu lenken, daß sie sich nach einigen Tagen schon erkundigen ließ: was das für ein frommer Gottesdiener sei, der durch seinen erbaulichen Gebeteifer die strengsten Mönche, selbst die Karthäuser beschäme. Röhr hatte alle Fäden so fein gesponnen, daß die Gute das Alleräußerste von seiner Gottseligkeit erfuhr, und das sehnlichste Verlangen trug, bei ihm zu beichten. Wehe Dir nun, Du arme Gemeinde Lützenkirchen!

Durch die junge Kurfürstin hatte er den Landesherrn mit allen Hofräthen, Geheimräthen und Umräthen in seiner Gewalt. Er wußte ihr von seinen ausgestandenen Drangsalen, seiner Lage ein solches Bild vorzumalen, daß ein marmelsteinern Herz sich darüber erbarmen mußte.

Wievielmehr ein so zartes, feines, junges, landesmütterliches Wesen. Zu Thränen gerührt von dem Schicksale der Verfolgung, das die Fürstin dem dicken weichherzigen Gemahle vortrug, schenkte dieser dem frommen Dulder ein Kanonikat in Kleve und die Anwartschaft auf die beste Pfarrstelle in seinen Landen, nach des Beschenkten Wahl. Ueberdies mit blinkendem Golde reich beschenkt ward Röhr in allen Gnaden am Hofe entlassen. Zuerst ging er nach Kleve und versicherte sich der Kirchenpfründe, die ihm 800 blanke Thälerchen jährlich einbrachte, ohne daß er einen Finger dafür naß zu machen brauchte. Drauf nahm er die Verwaltung der Pfarrei Herkenrath an, wo der Pastor geisteskrank war. Dann im Jahr 1797 ging er nach der Schwarzenburg, um seinen versteckten Schatz abzuholen.

Der Pastor Krauß war unterdessen aus Italien zurückgekehrt, hatte für den Prälaten von Altenberg zwar nichts Tröstliches, für sich selber jedoch einen gar feinen Kunstgeschmack zurückgebracht, so daß es ihm unerträglich däuchte, länger in dem alten Templerhause zu wohnen. Er hatte seine zahlreichen Weinfreunde, hatte die Regierung zu Düsseldorf und die Gemeinde zu erklecklichen Beiträgen für den Neubau eines Pfarrhauses bewogen, und das alte Templergebäu bis in den Grund abgetragen. Da war denn auch der von Röhr versteckte Schatz gehoben worden, und der von Bedenklichkeiten wenig heimgesuchte Pastor Krauß hatte die schönen Geldstücke trotz ihrer jüngern Präge für einen Templerschatz erklärt und sich denselben angeeignet. Davon wurde dann der Bau bedeutend gefördert und die Freuden und Fahrten des lebenslustigen Pastors nicht weniger. Aber der Schrecken des Röhr war unbeschreiblich, als er den Schatz heben wollte und nicht einmal das Haus wiederfand, worin er ihn versteckt hatte. Da stand der arme Geizwolf, schaute um und schaute auf und sah so bisterlich, wie das Aderlaßmännlein im hundertjährigen Almanach. Als er am ersten besten Haus angepocht und dem biedern Pastor Kraus sein Leid geklagt hatte, gestand dieser, den Schatz gefunden und erhoben zu haben, vertröstete auch mit Rückgabe, sobald er dazu im Stande sein werde. Dazu ist's aber vorerst nicht gekommen, sondern zu einer Prügelei, die der vom Schrecken zum heftigsten Zorn übergegangene Röhr damit eröffnete, daß er seinen Confrater bei der Kehle faßte und ihn einen Spitzbuben schalt, der fremdes Gut auf die liederlichste Weise verschlampt habe. Das durfte sich der Hausherr trotz all seiner Gutmütigkeit nicht gefallen lassen und warf den langen Röhr wohldurchgeprügelt vor die Thüre. Bald darauf klagte dieser gegen den Schatzheber am Amtsgerichte zu Burg auf Ersatz der „mit saurem priesterlichem Schweiße dem filzigen Bauernpack abgezwackten Gelder." Der ehrliche Krauß wurde von Dinger Deycks in die ganze Summe rechtskräftig verurtheilt. Doch es wuchs Gras über die ganze Geschichte und über die Partheien, und Keiner hat sich an dem Gelde verzählt.

Da hätte die Kurfürstin den Ernst der kläglichen Geberde ihres Schützlings sehen sollen, wie er in Verzweiflung die Wupperpfade hinabschritt. Sie hätte gewiß ihre weißen Händchen zu dreifachem Ersatze geöffnet. Doch Leid und Freude wechseln im Leben wie Regen und Sonnenschein. Wo Wasser gewesen, bleibt's nicht ewig trocken. Den traurigen Röhr tröstete die fröhliche Botschaft, daß die Pfarrstelle zu Lützenkirchen durch den Tod des „Bauernknechts Selbach," wie er seinen Nachfolger nannte, ledig geworden sei. Mit landesherrlichem Brief und Siegel trat Petrus Röhr vor die Hofkammer zu Düsseldorf und erhielt sofort die alte Stelle wieder. Den „frechen Mönchen Weber," den das Vicariat zum Pfarrverwalter hingesandt hatte, trieb er mit höhnischer Freude hinweg. Da konnte er sich weiden an der Ueberraschung, an dem ohnmächtigen Aerger seiner Pfarrkinder. Trotz all ihrer siegreichen Processe, trotz ihrer siegreichen Triumphe mußten sie ihn jetzt wieder für ihren Seelsorger anerkennen. Er sparte Nichts, ihnen dies recht fühlbar zu machen, und schrie es ihnen in seiner ersten Kanzelrede derb in die Ohren. Das schlug den Aermsten wie Eis an die Herzen. Besonders dem Scheffen Mähmrath. Was aber vermochte damals der Bauer gegen Herrengewalt? Alles Murren und Keifen war wie das Gähnen gegen einen Glutofen. Darnach wird er nicht kühl, so wenig als der ärgste Saufaus den Rhein leer zu trinken vermag.

Um diese Zeit war es, als unser Tobias die Bekanntschaft seines Nebenbuhlers in Eulenspiegeleien, des Petrus Röhr, machte, nämlich am 20. Mai des Jahres 1799.

Am Tage des heil. Bernhard war zu Altenberg ein großes Fest. Die Nachbargemeinden kamen dann mit Kreuz und Fahnen in langer Procession, die Pfarrgeistlichkeit an der Spitze in die Klosterkirche eingezogen, wo ein Hochamt gehalten wurde. Dann gingen sie den Umzug um die Kirche, und einer der auswärtigen Geistlichen hielt im Freien die Rede. Drauf gab der Prälat in Pontificalibus, d. h. in Stab und Imful mit der Hoheit eines Bischofs angethan, den Segen, und die Pastöre begaben sich mit den Mönchen an die reichbesetzte Tafel. Die hirtenlosen Heerden der frommen Gemeinden aber schlenderten unterdessen an dem andern Ufer des Dhünbachs hinab, wo jetzt das breite Saatfeld oberhalb Mainrath ausgebreitet liegt. Es war damals noch ein prächtiger Hochwald. Dort unter hundertjährigen Eichen standen Tische und Bänke mit Trank und Speise. Dort labten sich die Durstigen, stärkten sich und rasteten nach der Anstrengung des lauten weitschallenden Gebets und der Wanderung. Männer, Weiber, Knaben und Mädchen gastirten mitten im Walde. Erst nachdem ihre Geistlichen von dem Klosterweine glühend wieder in ihre Mitte getreten, rüsteten die Gemeinden die Heimkehr. Während dann aber die Kinder und Weiber ihre langen bunten Reihen schon thalwärts

bewegten, traten die Männer nach Ortschaften geordnet zum Faustkampfe einander gegenüber. Es konnte nämlich derzeit gar kein ländliches Fest, auch kein religiöses, ohne Prügelei begangen werden. Und erst wenn viele Köpfe bluteten, schlossen die Männer sich dem Heimzuge an.

So zog auch Petrus Röhr am Bernhardstage 1799 in Mitte seiner widerhaarigen Lützenkircher zu dem klösterlichen Gottestrachtfeste, das nebenbei einen 40jährigen Ablaß abwarf. Röhr trug den Altenberger Herren kein gutes Herz nach. Der Krauß von der Burg, der im Kloster viel aus und einging, hatte den Mönchen von dem Templerschatze erzählt, und diese hatten sich mit dem Späßlein die Langweil vertrieben und den zähen Röhr geneckt, um das Sprüchwort wahr zu machen: „wer den Schaden trägt, hat auch den Schimpf." Auch war der Pastor, dessen Felsname auf sein Herz paßte, so griesgrämlicher Natur, daß er sich darüber ärgerte, wenn er Jemanden froh sah: Besonders bei Scherz und süßen Weinen sah er unverwandt in den Essigtopf und that, als ob ihm eine Laus über die Leber krieche. Da kam er aber zur Gottestracht im Kloster übel an. Dann besoff sich Alles, was da war, vom Prälaten bis zum Spülmädchen, vom Prior bis zum Schweinhirten. Sogar die Bettler, die zur Spende kamen, gingen schwertaumelnd hinweg. Um sich auf recht eigenthümliche Weise heut an den Mönchen für ihre Verspottung zu rächen, hatte der Röhr sich an die Predigt gedrängt. Da erzählte er denn aus der Lebensgeschichte des heil. Bernhard, dessen Brudersohn der erste Abt war zum Altenberge: „wie er, um die sündigen Begierden zu zähmen, sich in Brennnesseln und Dornen mutternackt 'rumgewälzt habe, schlug dann aber auf dessen Nachfolger, die Mönche um, und sagte: „Ihr aber, die Ihr Euch Bernhardusbrüder nennt, wälzt Euch in Lust und Liederlichkeit. Ihr nennt Euch Bernhardusbrüder und seid in Wahrheit nur Saufbrüder, ja Freßbrüder und noch viel schlimmere Brüder seid Ihr u. s. w." Er warf ihnen ganz fürchterliche Dinge vor, die man mit keiner Zange anpacken soll, und die zu wiederholen, mir die Ehrbarkeit verbietet. Die Landleute hörten anfangs ganz andächtig zu, verstanden es aber, wie gewöhnlich, nicht halb, was der lange Peter dahermachte, denn der sagte das Allerschlimmste auf Latein. Ein tüchtiger Lateiner war er, das mußten ihm seine Feinde lassen. Die Mönche verstanden Deutsch und Latein und rühmten es nicht. Es schwoll ihnen der Zornkam und sie pusteten, wie Puter. Sie ließen aber offenbar nichts merken, sondern gaben dem Tobias einen Wink, daß der dem Lied ein End' mache, daß er Hülfe schaffe und sie räche. Denn der Tobias wußte Rath in vielen Dingen und hatte die allerglücklichsten Einfälle. Er hatte die mit Laubwerk und Prälatenblumen gezierte Kanzel bauen geholfen und wußte, wie die Bretter gefügt waren. Plötzlich, wie der Bußprediger im glühendsten Flusse der Rede, seiner Gewohnheit nach, auf einem Beine stehend mit ge-

ballter Faust auf die Kanzel schlägt, da fällt er durch, im eigentlichen Sinne des Wortes. Ein Brett weicht unter seinem Fuße, und hinab fährt das bodenlose Bein, an das sich der Tobias mit der ganzen Schwere seines Leibes hängt, während der Redner, aus dem Triumphton in Angstgeschrei umschlagend, vor den Blicken der andächtigen Menge versinkt und nur zappelnd und schnaufend wie ein halbausgegrabener angespießter Dachs bis an die Schultern wieder zum Vorschein kommt.

„Der Teufel holt das Lästermaul," riefen die Lützenkircher. „Man kann ungestraft die heil. Mönche nicht schimpfiren!" raunten die Opladener. Die Rösrather entsetzten sich und dachten: „mit dem geht's jetzt mit Haut und Haaren zum Heidenkeller hinein!" Die Odenthaler, die Gladbacher und Bensberger, die Schlebuscher und Steinbüchler aber, welche die klösterlichen Hallunkereien aus Nachbarschaftlichkeit am besten zu würdigen und den Zusammenhang zu ahnen wußten, brachen in ein lautes Gelächter aus. Das gewann denn die Oberhand und übertäubte das Angstgeschrei, zu welchem der halbversunkene, zappelnde und ringende Prediger den Ton angegeben hatte. Endlich ließ der unterm Gerüst unsichtbare Schalk das hartgekniffene Bein los und erwischte den während des Ringens durchgefallenen Hut des Röhr, der jetzt wieder hinauf fuhr in seiner ganzen Länge und stöhnend und schnaufend und schweißübergossen herabsprang über die Brustwehr der Kanzel, plumps! auf die Köpfe der bestürzten Menge, und im Falle ein halbes Dutzend lautauffreischende Weiber niederriß, die er früher schon im Eifer der Rede mit Schnupftabak bestreut und so vollständig geblendet hatte, daß sie auch gar nichts davon sahen, wie er über sie kam wie ein Goliath über die Auserwählten, in seiner ganzen hinreißenden Länge mit Stulp' und Stiefel. Da hub aber der Psalm von den Stufen des Kreuzgangs mit freudig-ernsten Tönen an. Die Chorknaben schlenkerten lustig mit lachenverzerrten Mienen ihre Weihrauchfässer, und der Prälat ertheilte den Segen, während dessen die Menge hinkniete und Schrecken und Entrüstung vergaß unter den klangreichen Melodien des wohlbesetzten Chores. Dann zog der Prälat von den rothhemdigen Chorknaben gefolgt sich zurück. Die Feier war beendigt. Die Knieenden hatten sich erhoben. Die Landgemeinden sahen neugierig hin nach ihren Hirten, wie einer nach dem andern seinen Hut aufsetzte und von den Mönchen begrüßt in das Refectorium (den Speisesaal) geführt wurde. Nur Petrus Röhr stand noch unbedeckten Hauptes dazwischen und rief nach seinem Kopfdeckel. Knaben mit pfiffigen Gesichtern kletterten behend auf dem Gerüste umher, den vermißten Dreispitzer zu suchen. Aller Blicke waren auf den keifenden Röhr gerichtet. Selbst seine Amtsbrüder und die Mönche konnten ihn noch nicht aus den Augen lassen, in getheilten Gefühlen des Mitleids und der Schadenfreude. Da brachte der flinke Tobias den Hut. „Nun wird er's erst recht kriegen!" dachten

die Mönche. So kam's auch. Jetzt hatte sich Tobias bis zum bestraften Bußprediger durchgedrängt. Hier hab ich das Seeschiff — rief er. Umgekehrt, als wollte er Hanswurst-Gaben sammeln nach der Komödie, reckte er ihn hoch in die Höhe. Röhr neigte sein Haupt, um das Dach zu empfangen, sorglos wie ein Opferlamm. Da stülpt ihm der Schalk den Hut auf den Kopf. Kalt fühlt er ihn, fest wie gepichtet und schwer auf dem heißen Schädel. Mit beiden Händen greift er hin und lüftet ihn — siehe da! o Wunder! Das Antlitz des Aermsten war verschwunden. Eine schwarze Masse stand über den breiten Schultern, eine schwarze, glänzende, triefende Masse hatte rundum den Kopf des Bußpredigers eingehüllt. So stand der arme lange Petrus jetzt völlig wasserdicht, mit dickbetheertem Haupte, zugeklebten Augen, ohne Luft und Licht, in gaffender, lachender höhnender Menge.

Mocht' er die Mönche noch so sehr beleidigt haben: standeshalber mußten sie sich jetzt seiner annehmen und der rohen Menge entziehen. Erst als diese sich verlaufen hatte, sah man den Aermsten gereinigt im Theerdufte über den Blecherberg schreiten, auf kürzestem Wege nach Lützenkirchen, ohne sich nach seiner wallfahrenden Gemeinde umzusehen, die diesmal der Vicar heimführte, im Jubel über die Schlappen, die ihr Quälgeist in der Beschimpfung der heil. Mönche davongetragen. Die Mönche aber mochten den Tobias hinfort auf den Händen tragen, so lieb hatten sie ihn gewonnen durch diese Augenweiden, die geeignet, noch oft ihre Langeweile durch saftige Erinnerungen zu verscheuchen.

So fuhr Röhr zu Altenberg. Die Gemeinde mußte diese Verhöhnung verbüßen. Noch viele Jahre hat er sie gequält und hat sich selber gepeinigt mit den erbittertsten Processen, den tollsten Eulenspiegeleien. — Das Alter vermehrte nur sein Sonderlingswesen, seine Streitsucht, seine komischen Predigten, die jene des weltberühmten Pastors von Lyskirchen noch in Vielem übertreffen. Besonders heftig und auffallend waren seine Kanzelreden während französischer Herrschaft. Der alternde Petrus Röhr konnte sich mit den Neuerungen, dem Munizipalwesen, den Adjunkten und dergleichen Würdeträgern nicht befreunden. Alte Leute sind überhaupt dem Neuen nicht hold. Sie meinen, was lange bestanden hat, sei kürgut, vielleicht nur darum, weil sie daran gewohnt sind. Darin mögen sie bei sehr Vielem auch Recht haben, denn das Neue, das noch nicht erprobt ward, ist oft ein schlimmer Gast. Heißt's doch auch: man soll kein Kalb loben, eh es acht Tag alt ist. Von neuen Einrichtungen hat man aber viele zu früh gelobt, da es den Leuten zu lang wurde, bis sie das gute Alte wieder kriegten. Röhr aber war um so erbitterter über die Neuereien, weil sie seine pfarrherrliche Macht hintenansetzten. Nun kramte er mit dem alten und neuen Testamente hervor und radbrechte die Geschichten vom Saul, vom rauhen Esau, vom Nicodemus und vom samaritischen Weibe,

und den Municipalräthen und Adjuncten, den Mairen und Präfekten, auf seine Weise eins zu versetzen.

So trug er z. B. die Geschichte von der keuschen Susanna vor, und dann frug er: wer waren denn die beiden alten Stänker, welche die ehr- und tugendsame Jungfrau verführen wollten? Es waren zwei alte greise Municipalräthe! Und dabei reckte er beide Arme über die Kanzel und zeigte mit den Fingern hinab, um auch den fremden Zuhörern recht anschaulich zu machen, auf wen er's gemünzt hatte. — Wo es im Evangelium hieß von Zöllnern und Sündern, da sprach er stets nur von Zöllnern und Adjuncten, von Adjuncten und Hallunken. Wo die Stelle vom Satan mit seinem ganzen Anhange vorkam, da sagte er: der Satan mit seinem ganzen Municipalrathe. Den Teufel, welchen der liebe Herr in eine Sau fahren ließ, ließ er in einen Adjuncten schlüpfen. Statt der Käufer ließ er den Herrn die Municipalräthe aus dem Tempel jagen, daß ihnen die Lappen vom Leibe fielen. Die übertünchten Gräber übersetzte er mit verschossenen und angestrichenen Adjuncten. Und so machte er es, wo die Worte Ottergezüchte, Heuchler, Ketzer, Ehebrecher, Heiden und Publikaner vorkamen. Den Lucifer hatte er einmal den Präfecten der Hölle genannt und dabei gesagt: wo der Teufel nicht hinkommen könnt, da schickte er seinen Maire. In nämlicher Predigt hatte er auch die Geschichte von der biblischen Ehebrecherin erzählt, wie Jesus sagte: wer sich rein wisse, der solle den ersten Stein aufheben. Da war der Präfect zuerst fortgelaufen, der Maire habe sich auch nicht lang umgesehen und der ganze Municipalrath hätten keine Zeit zum Warten gehabt. Die Adjuncten seien aber davon gesprungen wie die Hasen, durch Kappes und Tabak. Solches wäre dem knurrigen Peter aber beinahe übel aufgerutscht. Es kam zur Untersuchung, blieb aber diesmal noch bei Verweis und Verwarnung. Das schlug der Röhr aber in den Wind und sagte es doch, was er sagen wollt. Den Tod Simsons trug er mit folgenden Worten vor: „Den heil. Simson hatte der liebe Gott mit solcher Stärke gerüstet, daß seine Finger waren so hart wie englischer Gußstahl, daß er in harte Eisenbohlen hineingriff, als sei es Butter und Kappes gewesen, daß er Kieselsteine in den Händen zerquetschte wie Faustkäs und die größten Mühlsteine über die Straßen schibbelte, wie eure lümmelige Jungen den Reifen schlagen. Der starke Hermel, von dem ihr dummen Bauern so viel faselt, der war gegen ihn zu vergleichen wie ein Schneiderpürschen gegen den langen Märten an der Mammfort. Er hätte nur ein Naslоch gebraucht, um den Municipal-Director mit dem ganzen Municipalrath umzublasen. Drum war das Heidenvolk, das die heilge Leut nicht leiden kann, bang vor ihm, und sie machten ihre Anschläg, um ihn aus dem Wege zu schaffen. Und der heidnische Municipalrath schickte ihm eine hübsche Municipalräthin, ein Mädchen so frisch wie Milch und Blut unter den Augen, aber eine rech

schmeichliche Schlang, eine falsche Hexe, wie die Municipalräthinnen sind. Die bracht heraus, daß der gute Simson all seine Stärke in den Haaren hätt, und kräuelt ihn in den Schlaf, und schor ihm den ganzen Kopf so glatt wie einen Haferapfel. Da wurd der starke Simson so schwach, wie eine Kramfrau, daß er kein Mändchen Grieß mehr tragen konnte und die Kinder auf der Straße hatten den Spott mit ihm. Ein schäbiger Adjunct stach ihm die Augen aus und er mußte sich leiten lassen wie ein Kind. Als ihm aber die Haare wieder gewachsen waren, da hatt er auch die Stärke wieder und da ging er in das Rathhaus und riß die Eckpfosten um, daß das Haus in einander fiel, und der ganze Municipalrath sammt Maire und Adjuncten zerquetscht wurden so platt wie eine Wandlaus."

Als dem Pastor in einer Herbstnacht der Kappes aus dem Garten gestohlen war, begann er Sonntags drauf seine Predigt mit dem Spruch: „Alle Missethaten werden offenbar werden, und vor Allem der Kirchenraub. Darum glaubt nur ja nicht, daß ungestraft bleibt, der mir meinen schönen Kappes gestohlen hat!" Und indem er ein altes Pistol hervorzog und in die Kirche hinabzielte, rief er: „Gebt Acht, jetzt schieß ich den Kappesdieb! Doch wartet nur einen Augenschlag, jetzt zieh ich den Hahnen erst auf!" Und das that er und zielte wieder und rief: „Jetzt erweck Reu und Leid, jetzt schieß ich Dich mitten durch den Kopf!" Und wie er im Begriffe schien, loszudrücken, da rief des schwarzen Peters Frau: „Pitter, bücke Dich, er schießt wahrhaftig." Der schwarze Peter duckte sich, der Pastor steckte sein Pistol wieder in die Rocktasche und rief: „Sagt ich's nicht, daß es offenbar werde vor der ganzen Gemeinde, wer mir den Kappes gestohlen hat!" Dann nahm er eine Priese und setzte die Predigt fort.

Er hatte seinen besondern Aerger darüber, daß seine Pfarrkinder bei'm Bannopfer, da es sonst bräuchlich ist, Silbermünzen auf den Altar zu legen, nur kupferne Heller opferten. Da schalt er einstmal, als er den Amtsrichter, der bei dem Durchzuge der Franzosen in die Pulvermühle zu Lützenkirchen geflüchtet war, und während dieser Zeit aus Neugierde in die Predigt kam, da er doch sonst, als ein sogenannter Freigeist, die Kirche nicht besuchte, über die knickerigen Bauern und stellte ihnen den Richter als ein Muster der Freigebigkeit vor. „Ihr solltet (sprach er schalkhaft) es doch machen wie der gestrenge Herr Dinger, der da hinten am Pfeiler lehnt, der weiß, wie es einem Diener des Altars zu Muth ist, der weiß, daß die Patrioten mit den Maltheserg ütern auch mein Canonicat gefressen haben und die Mahlzeit schuldig geblieben sind. Drum hat er mir noch jedesmal, wenn er in die Kirche kam, eine Quartkrone geopfert, quod tamen non est verum — doch das versteht ihr dummen Lümmel nicht einmal." — So hatte er durch Lob und Tadel zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen.

Als einst ein Weibsbild während seiner Rede eingeschlafen war, hielt

er inne mit seinen Worten, bis die Schläferin aufgeweckt worden, und dann sagte er: „Nein! Maria-Drückchen, das ist nicht artig von Dir, daß Du schlafen gehst und läßt die Lichter brennen, und sagst der Gesellschaft nicht einmal: Gute Nacht.“ — Im Jahre 1806 predigte er gegen die Musikanten, als die eigentlichen Urheber alles Unfugs bei den Tänzen, und kam darüber so außer sich vor Eifer, daß er nach der Predigt in das Haus eines Spielmannes ging und ihm die Geige kurz und klein schlug, was denn wieder einen Proceß absetzte, den der Herr Pastor verlor. — Im Juni 1808 stand er wegen Mißhandlung seiner Köchin, die er auf unziemlichem Wege überrascht und durchgeprügelt hatte, vor Gericht. Seine Kanzelreden vom 4., 13. und 21. Januar, 9. und 30. Juni und 25. November 1809 zogen ihm Untersuchungen zu, und eben so die Mißhandlung eines Knaben am 11. December 1810. In den Polizeiberichten der Bürgermeisterei Schlebusch sind eine Reihe seiner merkwürdigsten Predigten, als Sittenspiegel, im Auszuge aufbehalten. Sogar die allerletzte Kanzelrede, die er im Jahre 1813 gehalten, kam zur zuchtpolizeilichen Klage. Er hatte von der Art zu beten gesprochen. Man sollte fein sittig an die Himmelsthüre anpochen, nicht mit Fäusten auf die Klinke schlagen, oder gar mit der Thüre in's Haus fallen und drin 'rum rumoren, wie es die ungestümen Bettelleut machen, sonst würde Sanct Peter so einen schäbigen Packan, einen hallunkigen Municipalrath oder Adjuncten, oder gar einen Schind-Maire schicken, der den Bettler bei'm Kragen faßt und ihn hinauswirft, daß ihm die Zähne klappern.

Seinem Sonderlingsleben glich auch sein Testament, das unstreitig das sonderbarste Schriftstück, das je zur gerichtlichen Vorlage kam. Darin hatte er den „nichtsnutzigen Bauern alle an ihrem Seelsorger verübten Schandthaten“ noch einmal recht derbe auf's Brod geschmissen und über die böse neue Welt geklagt. Damit ging er aus der Welt. Aber sein Andenken bleibt in den Pastoralbüchern, in vielen Proceßakten und sogar in den Tauf- und Sterberegistern aufbehalten. In letzteren heißt es z. B. bei unehlichen Kindern: „wiederum ein Stück von der Liebhaberei“ — und bei verschiedenen Verstorbenen: „der hat auch seinem Seelsorger viel Leid zugefüget,“ — oder: „der ist all sein Leben ein rechter fauler Pelz und Schlampamper gewesen.“ — Seine letzten Worte waren einige Zeilen, die er kurz vor seinem Tode noch hinter sein Testament in das Hausbuch schrieb. Es war ein Lebewohl: „Valete Montes! Ade du schiefes bergische Land, worin ich viel Geschrei und wenig Wolle gefunden, wo ich von dem boshaften Bauernvolk die gröbsten Verfolgungen erduldet habe, wo Streitsucht, Leidenschaften und dummer Dünkel das Regiment führen. Fahr hin, du Lützenkircher Wind, der Teufel gesegne deine Urständ!

Ita scriptum Lützenkirchen 1812, den 13. Juni,

Petrus Röhr, Pastor hujus loci, mppria.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So lebte, so starb er. Die Gemeinde hat ihm nicht nachgetrauert. Die obige Erzählung von ihm möge uns als ein deutlich Exempel frommen, wie große Dankbarkeit wir dem Schöpfer schulden, daß er uns und unsre Kinder in einer Zeit leben ließ, wo die Priester nicht die Quäler und Peiniger der Gemeinde, sondern ihre Lehrer und Freunde sind, und mit seltenen Ausnahmen Liebe und Frieden nicht blos auf der Kanzel, sondern in ihrem ganzen Wandel predigen. Der Klage über verkehrte Zeit thut es Noth, die Beispiele längst vergangener Tage gegenüber zu stellen, auf daß wir an dem gegentheiligen Beispiele inne werden, wie so wohl thun in der Gemeinde Friede und Verträglichkeit. Von der Nachbargemeinde Steinbüchel hörte man nie viel von Zänkereien, und in dem Eingangs erwähnten Bauernspruch folgt dem Lützenkircher Wind das Steinbücheler Geld. Auch hat ganz Lützenkirchen keine Fettehenne aufzuweisen, wohl aber einen Schmalenbroich und ein Lehen, das so viel heißt, als Borgen. — Borgen macht Sorgen.

Merkt ihr nun, woher der Wind weht, und wer der Allerwelts-Bauernfeind ist? Der Möhr ist's nicht, sondern der Zank. Der ist das ärgste Zehrpflaster aus des Teufels Apotheke, von seiner Bestemutter selber geschmiert. Nur Friede und Eintracht bringen Nahrung und Gedeihen, so im Hauswesen, wie in der Gemeinde, im Lande und in der ganzen weiten Gotteswelt.

Das zehnte Kapitel.

Wie Meister Mathias Bauernschuh machte und vom Extra-Christian.

Alles in der Welt nimmt ein Ende.

Der Pastor Rümpeler zu Mülheim pflegte zu sagen: Alles in der Welt hat ein Ende, nur die Buchheimer Kirmes nicht. Der weise Salomon hat von der Buchheimer Kirmes noch nichts gewußt, sonst hätt er auch wohl diese Ausnahme gemacht. Die Klöster aber machten keine Ausnahme, und wie sehr sie auch entartet sein mochten, so erweckt's doch ein wehmütig Gefühl, etwas, was der Welt so viel Gutes gebracht, in sich selbst zerfallen und dann untergehen zu sehen.

Der Tobias hatte Gelegenheit genug, den Verlust des sorglosen Klosterlebens für seinen Theil zu betrauern. In der ersten Zeit nach der Aufhebung gefiel ihm die neue Freiheit, denn es war damals wie heuer eine Zeit, da viel von Freiheit gesprochen wurde, aber es ging damit, wie es heut zu Tage wiederkommen wird, daß man über all der Freiheit leere Taschen kriegte, und Keinen fand, der sie für baare Münze wechselte. — Dran dachte Tobias nicht eher, bis er die aus dem Kloster mitgenommenen Sümmchen in lauter Freud und Jubel durchgebracht hatte. Drauf wollte er aber auch essen und trinken, und es blieb ihm dazu nichts anders übrig, als sein Schuhsterzeüge wieder [illegible]

Arbeit seine Unterhaltsmittel zu erwerben. Man war damals in demokratischer Bildung noch nicht so weit gekommen, daß man aus Betteln und Stehlen, wie heutigen Tags, ein volksfreundliches ehrliches Gewerbe machte. Die Versammlungsgroschen, die man dummen Leuten für Lügen abzwackte, kannte man noch nicht, sonst würde der Lügschuhmacher schon etwas gelogen haben für's Geld, und die demokratischen Tendenzdiebstähle und Tendenztodtschläge waren auch noch unbekannt. Wer damals gestohlen hatte, der war ein Spitzbube, und wer Jemanden umbrachte, der war ein Mörder, gleichviel, ob er es um der Freiheit willen gethan. Will aber jetzt ein Demokrat die Welt von Jemandem befreien, den er nicht leiden mag, so mordet er, und will er sich von Schulden befreien oder eine demokratische Zeitung gründen, so stiehlt er und wird darüber von allen demokratischen Blättern hochbelobt. Wenn dann auch die Polizei und die Justiz in ihren reactionären Gelüsten den Dieb oder Mörder verfolgen und bestrafen, so hat er doch das Lob aller Communisten für sich, und sitzt oder fällt er, so thut er dies als ein Märtyrer des Volkes. Die frühere vormärzliche Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit gehören ja in die volksfeindliche Rumpelkammer. So weit war man damals aber noch nicht gekommen, und der Lügschuhmacher mußte arbeiten, wollte er essen. Da ließ er sich zuerst in Blecher und drauf in Hebborn als Schuhster nieder und gewann Kunden und arbeitete recht fleißig. Er hatte so lange Mönchsschuhe gemacht; nun machte er Bauernschuhe.

Man sagt: das Handwerk hat einen güldenen Boden. Das soll heißen: wer ein Handwerk versteht und fleißig übt, der hat Geld genug, um seine Lebensbedürfnisse zu bestreiten. Der Lügschuhster hatte keine Sorge um's Hauswesen. Er blieb über 20 Jahre ein Beiwohner in eines alten Mannes Hause, der ein junges Weib hatte. Er aß mit, wohin er kam sein Handwerk zu treiben und hatte nur für sich selber zu sorgen, so daß er seinen Flausen und Schelmstreichen, die er im Kloster gelernt hatte, auch forthin nachhangen konnte. Diese 20 Jahre zu Hebborn bildeten die Glanzzeit seines Lebens, aus der sich die meisten Schwänke und Eulenspiegeleien, die vom Lügschuhmacher oder dem Hebborner Mathias unter den Leuten sind, herschreiben. Zwar hatte er im Kloster wohlfeiler und besser gegessen und getrunken, mochte auch wohl zu Spaß- und Schelmerei dort mehr Antrieb und müßige Lacher finden; das aber blieb Alles hinter den verschwiegenen Klostermauern und Tobias liebte, wie so mancher Held, daß die Leute etwas von ihm erzählten. Wohl gab's bald viel von ihm zu erzählen, und man könnte von seinen Hebborner Schwänken ein dickeres spaßhafteres Buch machen, als das alte Eulenspiegelbuch selber ist, und von seinen Lügen könnte man ein erbaulicheres Buch machen, als das vom Münchhausen, denn der Tobias log nicht blos Jagd- und See-Abentheuer sondern er log so recht frisch aus dem Volksleben und mit mehr Witz und

Geschick, als der Münchhausen, der von seiner lieben Frau Mutter lange nicht so viel Grütze geerbt und lange nicht so viele Hütten im Kopfe hatte. Er war in seinen Lügen sogar noch fruchtbarer, als ein heutiger Demokratenführer oder ein Redacteur und Mitarbeiter an demokratischen Zeitungen, mit dem Unterschiede nur, daß seine Lügen nicht so schädlich und schändlich waren, auch die Leute nicht dümmer, sondern klüger machten.

So begegnete ihm eines Morgens, als er mit seinem Geräthkasten von Hebborn nach Gladbach hinabging, der Extra-Christian. Dieser war ein eben so fauler als geiziger Bauer aus der Nachbarschaft, der den Beinamen Extra erhalten hatte, weil er gern etwas Extra-Gutes aß. „Ei! guten Morgen Extrachrist!" rief ihm Tobias entgegen. „Guten Morgen, Meister Mathias, nun was gibt's Neues zu Hebborn?" „Ach was sollt's viel Neues geben," entgegnete Tobias, „lauter Unglück, Unglück, was die Glocke schlägt. Da ist dem armen Klaus Steffen am Siefen, der sich so redlich plagt und alle Noth hat mit seinen sieben Kindern, der Ochse in den Brunnen gefallen. Das Thier war so fett, daß es schwabbelt, und er hatte es an den Schlächter Görgens zu Cöln verkauft für 60 Kronenthaler und zwei Quart Trinkgeld. Da der Schlächter auf dem Weg ist, das Vieh abzuholen, geht es spatzieren, hat Durst, will aus dem Eimer trinken, der am Brunnen steht, stößt den Eimer um, schreckt sich, thut einen schiefen Tritt zurück und fällt mit dem dicken Hinterquartier plumps hinunter, daß der Brunnen ganz voll wird und nur der Kopf mit den Hörnern ober Wasser ist. Da holen sie Pflugstricke, machen dem Ochsen eine Schling um den Hals, rufen die ganze Nachbarschaft zusammen, spannen ein Pferd vor und ziehen ihn, wie im Evangelium steht, heraus. Da ist aber das arme Thier erwürgt, maustodt, und kein Metzger kann das Fleisch brauchen, weil es nicht mit Beil und Messer geschlachtet und also keine Kaufmannswaare ist. Da kommen nun die armen Leute von nah und fern und holen das Pfund für ein Fettmännchen, und es war ein so schöner fetter Ochse, daß einem der Mund nach dem Braten wässert, wenn man ihn nur sah, — doch Ade, Christ, ich muß zur Arbeit!"

Der Christian aber heut auch nicht faul, läuft nach Hause, reißt den alten Strumpf aus dem Bettsacke, die Stüber in die Tasche, die Kiepe auf den Rücken und dann in einem Laufe den Berg hinüber auf Siefen zu, weil er fürchtet, die leckersten Stücke möchten schon vertheilt sein, ehe er ankommt. Schon sieht er den Rauch aufschlagen aus Klaus Steffen's Schornstein, noch läuft er, in Schweiß gebadet. Nie ist er hurtiger auf den Beinen gewesen. Die Hoffnung auf den fetten Braten stärkt seine Lenden, hält ihn im Laufen. Da sieht er am Wege Jemanden pflügen mit einem Ochsen. Er kommt näher und erkennt nicht blos den Steffen, sondern auch dessen Ochsen, der so wenig todt ist, wie jedes Zugthier, das den Pflug zieht. Der Steffen wundert sich, den faulen Christ so extra

laufen zu sehen und ruft ihm zu. Der aber stutzt, als hätt er auf eine Schlange getreten, kratzt hinter den Ohren, wischt den Schweiß ab, murmelt von Teufelsschuhmachern und Lügenkerlen, von Donnerwettern und dergleichen saftigen Redensarten, nimmt die Kehr und geht ganz sittig, Fuß vor Fuß auf einem Umwege wieder nach Hause.

Merke: Wenn man schnöden gierigen Leuten, die zum Arbeiten zu faul sind, etwas vorlügt, wovon sie Gewinn zu erhaschen hoffen, so glauben sie gerne, wenn's auch noch so unsinnig ist. Die Demokratenführer haben das auch so gemacht mit ihrer Communisterei, die war noch unsinniger, und viele Leute glaubten dieser Lüge dennoch, wogegen sie die Wahrheit nimmer glauben, wenn sie lästig bedünkt. Da hilft aber kein Predigen und Vermahnen, die schnöden Leute müssen erst, wie der Extra-Christian, sich ein paarmal verrannt haben, dann gehen sie von selber wieder still nach Hause.

Das eilfte Kapitel.

Ein gelehrtes Kapitel, das blos zum Verständnisse der übrigen dient.

Wo Wasser ist, kommt Wasser wieder hin.

Jede Zeit hat ihre eigenthümliche Art und Weise, ihre Denkungsart und Bestrebungen. Wenn ein weiser Heide schon vor 3000 Jahren sagte: es sei nichts Neues unter der Sonne, d. h. es geschehe auf dieser Erde Nichts mehr, was nicht schon dagewesen sei, so ist dies eben so wahr, als daß Alles, was geschieht, völlig neu sei, daß dieselbe Thatsache sich niemals wiederhole. Das bedarf beides keines Kopfbrechens. Ist ja ein Tag wie der andere und eine Nacht ist wie die andere und auch ein Ei ist sogar sprüchwörtlich wie das andere, und jeder Thaler hat dreißig Silbergroschen, und doch ist keines dem andern so gleich, daß man nicht irgend einen Unterschied daran findet. So geht es auch mit Allem, was die Menschen bewegt und was sie treiben, so wie mit den Menschen selber.

Vor 50 Jahren dachten die Leute in Vielem ganz anders, wie wir über dies und jenes denken. Wenn man die Zustände und Personen aus früherer Zeit richtig beurtheilen will, so muß man mit den Verhältnissen

und der Denkweise der Zeit auch bekannt sein. Die Geschichtschreiber haben nur immer gemeldet, wie die großen gebildeten Leute, die den Ton angaben, zu Zeiten gedacht haben und was sie bewegte. Ich will aber blos bei'm gemeinen Mann bleiben, und da muß ich vorausschicken, daß der immer nachmacht, was die Vornehmen getrieben haben. Das fängt bei den Fürsten an, dann kommt's unter die Hofschranzen und von diesen unter die Bürger in den Städten und endlich zu den Bauern auf's Land.

Je dichter die Leute zusammen wohnen, je stärker der Verkehr unter ihnen ist, desto schneller geht's damit. Drum verbreitet sich auch heut zu Tage Alles schneller, als vor 50 Jahren, weil die Standesunterschiede nicht mehr so schroff sind und die Heerespflicht, Landstraßen nnd Eisenbahnen die Leute zusammen bringen, weil fast jeder lesen kann und die Zeitungen überall hinkommen.

Obgleich die Gelehrten vor mehr als 50 Jahren von einer aufgeklärten Zeit sprachen, von Abschüttelung des Joches des Aberglaubens, von Verscheiden des Ritterwesens und dergleichen, so hatten sie dabei nur die städtischen Vornehmen oder Gebildeten im Auge. Auf dem Lande aber waltet dann häufig der alte Geist fort, denn dieser muß erst alle Schichten des Volkes durchgemacht haben, ehe er Abschied nimmt. Vor 50, ja vor 30 Jahren noch spukte das Hexen- und Gespensterwesen, so wie das Ritterthum unter dem Landvolke. Jenes bäuerliche Ritterthum war freilich entartet, aber unverkennbar vorhanden. Das ganze Faustrecht und das Rauferthum mit seinen Ehren und Freuden, waltete auf den Dörfern, da es in Schlössern und Städten längst vergessen war. Wie jetzt hochmütige Landleute sich durch Putz und kostbare Kleider oder durch Verschwendung in Speis' und Trank, auf Kirmessen und andern Volksfesten hervorzuthun und zu glänzen suchen, so thaten sie es vor 50 Jahren durch ihre Leibeskraft, durch ihre Gewandtheit und Unerschrockenheit in den furchtbarsten Prügeleien. Mochte einer noch so schöne Kleider am Leibe tragen und noch so feine Weinsorten trinken und nur Torte und Braten essen, so galt er doch nichts in den Augen der Menge, wenn er nicht wacker dreinschlagen konnte, und so einen ganzen Tanzsaal gefegt, Weiber, Männer, Schandarmen und Polizeidiener, nicht einmal im Leben wie ein rasender Roland die Treppe herunter gewüthricht hatte. Kam so ein ritterlicher Raufheld, ein Hafermathias, Birkerhaften, Husarenkobes, oder wie die mehr ritterthümlichen Namen klingen: Tönis vom Klutstein, Hans von Rosenthal, Gerhard von Hombach u. A., in's kirmesfröhliche Dorf, so flogen ihm Aller Blicke nach. Ihm versagte kein Mädchen den Tanz Er brauchte um keine Gefälligkeit zu bitten. Alles kam ihm dienstbereit entgegen. Man ehrte die Körperkraft und den Mut, wie man jetzt vor Gut und Geld und Wissenschaft sich zu beugen gewohnt ist. Dies war das letzte Auflockern des Faustrechts des Ritterthumes. Es kannte zwar

nicht die mittelalterischen Zartheiten und Zärtlichkeiten, doch hatte es auch seine Regeln und Beobachtungen, deren Bruch mit Verrufe verpönt war.

Auch die Spaßmacherei und das Erzählwesen der mittelalterlichen Spruchsprecher und Possenreißer hatte sich, wenn auch verzerrt, unter dem Landvolke erhalten und traten besonders bei den Volksfesten hervor, die jetzt leider untergegangen sind. Es gab Leute, die sich durch ihre Erzählgabe, durch Possen und Schwänke ernährten, von Hof zu Hof zogen, immer gerne gesehen und freudig aufgenommen wurden. Damit kämen sie heutigen Tages nicht weit. Die Einführung des herz- und geistlosen Kartenspiels hat die abendlichen gemütvollen Erzählungen, die Mährchen, Sagen und Geschichtchen, die Spiele und Schwänke, größtentheils aus dem Landvolke verdrängt, und Bücher und Belesenheit haben die Erzählgabe entbehrlich und werthlos gemacht. Wo sonst ein Spielbähn oder Lügschuhmacher von dem ganzen Dorfe umdrängt wurden, geht man jetzt kalt vorüber. Vor 30 Jahren noch ward Abends die Stube zu enge, wo der Meister Mathias in Arbeit war, die ganze Nachbarschaft drängte zu ihm und jedes Ohr blieb an seine immer lachenden Lippen gebannt. Jetzt würde man vornehm auf ihn herabsehen, vielleicht auch noch lachen über die Schwänke, aber ihn nicht mehr aufsuchen. So der Wechsel der Zeit. Auch das Lügen, welches dem Tobias den Zunamen erwarb und den Spielbähn ausgezeichnet hat, war dem Grunde nach kein boshaftes Verdrehen der Wahrheit, wie die politischen demokratischen und aristokratischen Lügereien. Es war mehr ein Scherz- und Schwänke-Spiel, was dem Einen oft weh that, aber Viele ergötzte. Es war das dichterische Wesen, das einst zum Ritterthume trat, im Verhältnisse zum bäuerlichen Rauferthume, und würzte die rohen Ergötzlichkeiten der Reigen und Volksfeste. Eine Andeutung davon ist noch das Aprilschicken, das vor nicht langer Zeit noch in den höchsten Stufen der Gesellschaft üblich war. Jedes Jahrhundert wiederholt sich und seine Personen, nur in schattirter Eigenthümlichkeit. Meister Mathias war so ein Hans Sachs des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Verirrungen jener Zeit wurden besonders unterhalten und gepflegt durch den unnatürlichen Müßiggang der Junker und der Mönche, die auf das Landvolk einen entschiedenen Einfluß übten und die der gemeine Mann zum Muster der Wohlanständigkeit nahm, bis Junkerwesen und Mönchthum, nachdem sich beide überlebt hatten, einer menschheitwürdigeren Thätigkeit, der Wahrheit und der Einsicht wichen.

Eine andere tiefgründende Ursache der geselligen Abirrungen war die theils aus der Selbstverwaltung der Gemeinden hervorgegangene, theils von der Regierung geflissentlich beförderte Absperrung der Genossenschaften und Gemeinden. Ueber die Gilde, über die Gemeindegränze hinaus gab es keine Theilnahme des Volks. Das ganze Land bestand aus kleinen

Gemeinden, die mit dem größten Eifer ihre Vorrechte oder Privilegien wahrten, das eigentliche Gemeinwesen, den Staat, aber vollständig darüber vergaßen. Nur die Steuern bildeten ein gemeinschaftliches Band. Was für Alle war, was jeden am nächsten anging, darum sollte sich weder Bauer noch Bürger bekümmern. Die Kirchspiels-Angelegenheiten gingen dem Dorfe nichts an, und was den Amtsbezirk betraf, das kümmerte das Kirchspiel nicht. Landessachen sollte man den Fürsten und ihren Dienern allein überlassen. Die sogenannten unterthänigen Leute, das Volk, sollten nur arbeiten, ohne über gesellige Zwecke, über das politische Ziel der Thätigkeit nachzudenken, und außer der Arbeit sollte es so in den Tag hineinleben und das Lied singen, das man ihm von oben herab vorgeigte. Mit Staatssachen, hieß es, muß man die Herren gewähren lassen. Der Bauer müsse des Sonntags in die Kirche gehen und des Werktags arbeiten; im Sommer müsse er die Scheune füllen und im Winter leer dreschen. Daran habe er genug zu sorgen. Hiernach war die ganze Erziehung eingerichtet. Blinder Glaube und Furcht waren die Haupterziehmittel. Es gab so viel zu glauben von guten und bösen Geistern, von Hexen, Währwölfen und dergleichen, daß man gar keine Zeit zum Nachdenken hatte. Der Kinderfreund Nikolaus sogar war ein Schreckbild, das mit Gepolter in's Haus fiel, und die Bescherung der Weihnacht verdankten die Kleinen einem Gespenste, vor welchem sie in Angst die Decke über den Kopf zogen. Ueberall spukten des Nachts Unholde. Die Bettelmönche hatten in diesem Aberglauben ihren Brodschrank, denn wären keine Teufel gewesen, so hätte man sie für das Austreiben auch nicht bezahlt. Die Fürsten aber hatten darin ihre Verbündeten, denn wer dem religiösen Aberglauben ergeben ist, wird sich auch in politischen Dingen leicht etwas weiß machen lassen. Nur unter solchen Umständen, durch solche Erziehung, wurde es möglich, das liebe Vaterland zu zerstückeln.

Unter so gedrückten Verhältnissen war's kein Wunder, daß die Spaßvögel recht in Aufnahme kamen, denn die brachten Rührigkeit und eine Art von Poesie in die träge Masse. Sie neckten und weckten.

Merks: Es war früher sehr viel Dummheit in der Welt, mit Teufel, Hexen und Gespenstern, Lug und Trug. Heuer haben wir's nicht minder, aber auf andre Manier. Wie jeder einzelne Mensch immer etwas hat, was nicht taugt, so ist's auch im ganzen Volke. Wollen wir die Thorheiten früherer Zeit verlachen, so dürften unsre heutigen politischen Albernheiten jenen Hexenspuk noch weit überbieten und uns zur Bescheidenheit vermahnen.

Das zwölfte Kapitel.

Der lustige Dreck zu Gladbach.

Je mehr man den Dreck mengt, desto ärger stinkt er.

Es war in des Sommers längsten Tagen des Jahres 1811, als ein Komet oder Schweifstern am Himmel aufzog, den man von Hebborn aus gegen Südosten sah. Der Stern war klar und lieblich anzusehen, und sein Schweif war unten breit und oben schmal, wie der Stral von einem Heiligenschein und sah gar nicht gefährlich aus. So ein Schweifstern ist auch viel zu fern von uns, als daß er uns etwas thun sollte. Es ist damit nicht anders, als wie mit andern Sternen, die Gottes Allmacht schuf, nur daß er seltener sichtbar wird. Aengstliche Gemüter oder böse Gewissen sehen in dem Schweife, der doch nichts anderes, als die natürliche Folge des Lichtscheins ist, eine Zuchtruthe, womit der zürnende Schöpfer uns sündige Menschen bedrohe. So sagten auch viele Leute im Sommer 1811 und meinten, der Untergang der Welt stehe vor der Thür. Weil der Kaiser Napoleon sich am Papst vergriffen hatte, so mußte er der leib-

haftige Antichrist sein. Aus der Johannis Offenbarung wurde der Name Napoleon als das babylonische Thier ausgerechnet und es fehlte kein Nümmerchen daran. Aus dem Frater Hermann, aus Sybilla Weissagung, aus dem versoffenen Spielbähn und aus dem Kaffesatz wußte man, daß die Welt untergehen müsse, sie mogte wollen oder nicht. Die arme Welt! Es wäre längst kein Stück mehr daran ganz, wenn nur ein millionstel Theilchen von all den Profezeihungen in Erfüllung gegangen wäre.

So thun denn allerlei Brodprofeten und zumal die weltweisen Bauersleute, die vor lauter Klugheit das Gras wachsen hören bis hinter den warmen Stubenofen. Die meinen, man könnte dem lieben Herrgott in die Allmacht kucken, als wenn man hinter'm Stuhle Jemandem in die Karte schaut. Narrethei! wer nicht lesen lernte, schafft sich dazu die Brille vergeblich an.

Der Tobias lachte über die Kometprofezeihung und sprach: unser Herrgott sei ein viel zu guter und zu vernünftiger Herr und habe Gescheiteres zu thun, als mit Lichtschweifen am Himmel herum zu drohn und die schwangeren Frauen und kleinen Kinder zu schrecken, wie man's auf seine Rechnung thut in der Weihnacht, um sie nachher mit Nüssen und Zuckerwerk wieder recht froh zu machen. Tobias meinte: wenn Gott die Welt untergehen lassen wolle, so finge er damit nicht oben, sondern unten an, und risse die Grundmauern ein, dann komme das Obere von selber nach. Solches brauche man dem da droben nicht erst zu lehren. Auch seien dazu neue Sterne nicht zweckdienlich. So lange Gott neue Sterne anschaffe, sei dies ein Beweis, daß die Welt noch lange halten solle; wenn man Feierabend mache, so zünde man die Lampen nicht erst an, sondern blase sie aus. Die Leute, meint er, könnten ganz unbesorgt darüber sein, denn wenn Gott dem Stern einen Schweif gemacht hätte, so sei auch Platz genug da, wenn es ihm einfiel, damit zu wedeln. Er für seinen Theil hielt das Ding aber nicht für einen Schweif, sondern für einen Zopf oder Haarbeutel, wie ihn die kaiserlichen Husaren und andre fromme Leute vor dem französischen Kriege getragen hätten. Wenn nun das Ding mit aller Gewalt etwas bedeuten sollte, so sei es seinem Bedünk nach auf ein gut Weinjahr abgesehen. Der Komet, meint er, sehe ja so vergnügt aus, wie ein weinverklärtes Angesicht. Solches deute ja auch der Zopf an, denn wenn viel und guter Wein wachse, so würden alle fromme Christen die Gabe Gottes nicht verschmähen und Zöpfe trinken, wie der Sternseher angedeutet habe, und mancher werde sich sternenvoll, mit verklärtem Kometengesichte, seines Zopfes erfreuen, so daß darum die Welt nicht untergehe, wohl aber sich herumdrehe vor den trunkenen Augen.

So urtheilte der Lügschuhmacher darüber, und er hat ganz richtig profezeiht. Das Jahr 1811 ist ein treffliches Weinjahr geworden.

Zur selbigen Kometenzeit waren in dem Dorfe Gladbach, das sich

auch Stadt nennen läßt, — wie mancher Pflasterkasten nicht bös wird, wenn man ihn Doctor schimpft — zu Gladbach sag ich, zu Hebborn und in der Umgegend, waren damals französische Geharnischte beherbergt, die nach des Kaisers Napoleon Willen eine Lustfahrt machen sollten nach Rußland. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt. Nach Rußland geht ein breiter Weg, aber den Rückweg nach der Mutter Kochtopf konnte mancher nicht finden, und die wieder heim kamen, meinten auch: es sei keine Lustfahrt gewesen. Auf dem Hinweg waren sie gutes Mutes und sangen und pfiffen. Der Lügmatteis hatte viel Verkehr mit ihnen, eben weil sie lustige Leut waren und weil er auf französisch mit ihnen parliren, und dem Nachbar sagen konnt, was sie wollten und verlangten. Denn die Kriegsleute mit den eisernen Wämsern verstanden nicht ein Wort deutsch. Da wurde denn unser Tobias von manchem Bauer zum Dollmetscher berufen, der dem Einen und Andern, was er wissen sollt, in seine Landessprache übersetzte. Nur die Bäuerinnen riefen ihn nicht, wenn die eisernen Wämser ihnen etwas zu sagen hatten, denn wenn die Franzosen bei Weibsleute kamen, so wußten sie sich schon zu unterhalten und verständlich zu machen. Tobias hatte Gelegenheit, diese Fertigkeit unserer ungelehrigsten Weibsleute im Verständnisse fremder Sprachen zu bewundern. Besondre Gelegenheit hatte er hierzu bei der Gladbacher Kirmes und bei der Nachkirmes „im lustigen Dreck."

Der lustige Dreck! Ein komischer Name. Eben so possenhaft als sein Vater, der Hebborner Tobias, der sich mit dieser Vaterschaft ein unvergängliches Denkmal gestiftet hat. Man sagt zwar, Unkraut vergeht nicht; aber der Dreck ist noch unvergänglicher. Ohne Dreck gibt es kein Unkraut, und wenn einst kein Kraut und kein Unkraut mehr ist, dann wird noch Dreck genug sein, um allen kalten und warmen Fröschen den Mund zu stopfen. Das sieht man sogar bei Winterzeit in großen Städten, wo kein Kraut auf der Straße wächst, da ist doch Dreck genug. Auch politischer Dreck, worin sich jetzt viele Herostraten ein trauriges Denkmal zu stiften bemühen. Tobias aber wählte den lustigen Dreck. Damit hatte es sich also:

Zu der Schweifsternzeit, als die Eisenwämsler, die bei vielen jetzt alten Weibern, noch unter dem Namen Karressierreuter in lebendigem Andenken aufbehalten sind, hier zu Lande einquartiert waren, gab es auf der ganzen Straße, von der Gladbacher Kirche bis nach Hebborn, wo einem jetzt so viele Leute auf dem Kirchwege begegnen, blos noch zwei Wohnstätten, nämlich das weltberühmte Gasthaus „zum Bock", wo der Bocker Christian das Licht der Welt erblickte, und „der alte Reifen". Nnn hatte aber der Steffen Will ein paar hundert Schritte vom Dorfe, an dieser Straße ein neues Haus zimmern lassen, das, wie es an den Straßen gewöhnlich ist, für ein Wirthshaus bestimmt war. Er hatte mit dem Bau

geeilt, daß das Haus noch vor der Kirmes fertig und dasselbe durch den Tanz eingeweihet werde zum Vergnügen der Leute, d. h. in der Wirthssprache: zur Füllung des eignen Säckels. Das anhaltend schöne Sommerwetter war dem Bau günstig gewesen. Das Haus war gebälket, gereffelt und gesteffelt und der Schlevertag war gehalten, wie vor Alters bräuchlich. Das heißt: wenn das Gebälke gezimmert war und Stäbe und Flechtruthen eingefügt, dann kamen sämmtliche Nachbarn und holten und kneteten den Lehmen. Sie fertigten die Lehmwand gemeinsam, wie die Nachbarschaft jetzt zu einem gemeinschaftlichen Fitzabende oder Schwing-Abende sich die Hand reicht. Das war also der Schlevertag. Nun hatte aber die Einquartierung, trotz der schönen Witterung, die Arbeit so gehemmt, daß Maurer und Tischler erst nach der Kirmes mit dem Tanzboden fertig wurden, und der Hauseigenthümer mußte sich, wollte er das diesjährige Tanzvergnügen den Leuten gewähren, zur Nachkirmes bequemen. Der damalige Maire oder Bürgermeister, Herr Hofrath Fauth, ein sehr braver, geschickter, leutseliger und gerechter Beamter, der die Polizei in ganz andern Dingen, als in Störung von Freud und Lustbarkeit suchte, gab gern dazu die Erlaubniß, und so kam denn die Nachkirmes in dem nagelneuen Tanzboden zu Stande, zu ganz besonderem Vergnügen der sogenannten Karresstierreuter, die nicht ermangelten, ihrem Namen dabei Ehre zu machen.

Aber wie das wohl oft vorkommt in der Welt, daß ein Fest beim schönsten Sonnenschein bestellt wird und am Festtage selbst das leidigste Regenwetter eintrifft, so ging es auch hier. Nach mehrmonatlicher Dürre kam Tags vor dem Tanz ein schwarzes Gewitter mit heftigen Regengüssen, und diese hielten an, ununterbrochen, als ob sie's gerade auf Verhinderung des Reigens und der dabei üblichen Sünden, abgesehen hätten. Der Wirth Will meinte wenigstens, unser Herrgott hätt ihm Eins damit versetzen wollen. Da hätt unser Herrgott viel zu thun, wenn er die eigennützigen Wirthe in ihrem Geschäfte veriren sollte. Doch bei den beschränkten Menschen muß man gewohnt sein, daß sie Alles, sogar das Unschuldigste und Absichtloseste auf sich deuten, als wenn sie der Mittelpunkt der Welt wären und für oder gegen Andere gar nichts geschehen könnte. So thaten die Menschen, als der Schweifstern kam und ängstigten sich und meinten, es sei auf sie abgesehen, da doch das leuchtende Gestirn viel höhere Zwecke hat und viel höher geht, als der Dunstkreis des menschlichen Dunstes. So schief meint's auch der Wirth mit dem Regenwetter, und da konnte man an ihm recht gewahren, daß unser liebe Herrgott es nicht einmal allen Menschen recht machen kann, denn alle Welt hatte auf Regen gehofft, die Einen für das dürre Feld, die Andern gegen Staub und Hitze. Jeder hatte freilich nur seinen Eigennutz dabei vor Augen, nicht die Ergebung in den nothwendigen Plan der gütigen,

weisen Vorsehung, nicht das allgemeine Heil und Beste. Wie aber die Wirthe überhaupt meinen, die Leute seien erschaffen, daß sie zu ihnen kämen und Geld und Zucht und Sitten in Branntwein ersäufen, und die Kirchen und Hauptstraßen seien nur da, um dem Wirthshause, das dabei liegt, Nahrung zu verschaffen, so meinte der Wirth des neuen Hauses auch, es sei unrecht, daß es gerade an dem Tage regne, da er zu seiner bessern Einnahme des guten Wetters bedurft hätte. Seinetwegen hätten die Felder noch ein paar Tage dürsten können, wenn der Gesammtheit tausendmal mehr dadurch zu Verlust gegangen wäre, als sein Nachtheil vom Regenwetter betrug. Denn was kümmert den eigensüchtigen Menschen der Schaden Anderer? Wenn das Letztere der Fall wäre, wenn Jedermann auf das wahre Wohl seiner Nebenmenschen Bedacht nehme, dann könnte man die Branntweinbrenner und Schnappswirthe am hellen Tage mit der Leuchte vergeblich suchen. So sind die Menschen, zumal die Wirthe. In ihrer Eigensucht gehen sie wie das Roß zwischen den Scheuchledern, sehen nur den eignen Weg vor sich, haben kein Auge für den Andern, als nur ihn auszuziehen oder ihn umzurennen. Das sieht man ja überall, und es gibt leider nur Wenige, die für Andere wirklich etwas übrig haben, die in rechtem Gemeinsinn das Herz auf dem rechten Flecke tragen. Sonst könnten die Leute ja nicht so schiefe Urtheile fällen über Alles, was ihnen lästig ist, oder von oben kommt. Daß unser Herrgott es ihnen nicht recht machen kann, das verschlägt Nichts, und davon wollen wir schweigen, der geht den ewigen Gang seiner Weisheit und kümmert sich nicht um die Gebährdung der blinden Erdenwürmlein. Aber: die Beamten! die Regierung! der König! Da hört man's. Was dem Einen Nutzen bringt, das ist ihm recht, wenn's auch den Andern noch so schmerzlich verletzt. „Ja!" so heißt's: „wenn Ich Bürgermeister, wenn Ich König, wenn Ich Herrgott wäre, so wollt Ich's wohl Allen recht machen!" Mit den Allen hat er aber immer nur sich allein gemeint, denn an den Andern ist ihm doch Nichts gelegen. Es wird nicht besser, nimmer wird's besser, bis die Menschen ihren dummen Eigendünkel, ihre schmutzige Eigensucht abgelegt haben und das Gemeinwohl zu ihrem Augenmerk machen. Das wird so schwer sein, als die Elster vom Hüpfen an den Hühnerschritt zu bringen.

Trotz der Befürchtung, trotz dem Aerger des Wirthes Steffen über den immerfort klatschenden Regen, ging's aber lustig her bei der Nachkirmes im halbfertigen Hause, dem der Bauherr den Namen „Neuenhaus" zugedacht hatte. Daß auch der Tobias zugegen war, hatte seine drei Gründe, denn erstens war er den Männern nöthig zum Dollmetsch für die tanzenden Franzosen, und zweitens und drittens durfte er gar nicht fehlen, wo es in der Gegend Tanz und Spiel gab. Er war die Seele des Reigens und ein Wecker der Lust. Er belebte die Müdgetanzten durch seinen immer sprudelnden Witz, durch Ränke und Schwänke.

Das Haus war nun zwar inwendig beworfen, der äußere Bewurf aber fehlte noch, und der Lehmen, der dazu verwendet werden sollte, lag vor der Hausthüre aufgeschüttet. Den hatte der Regen dermaßen durchweicht und verschwemmt, daß er wie ein Brei hinabfloß in die hohle kothige Straße, die von den Ab- und Zugehenden zerknetet, ein wahrer Schlammtrog war. Als nun die Eisenwämsler die schönsten Mädchen angeworben hatten zum Tanze und die rüstigsten, rührigsten Burschen ledig zuschaueten oder in's Branntweinglas kuckten, tiefer als recht war, oder traurig hinausschaueten in den klatschenden Regen und plätschernden Schlamm, da hatte Tobias wieder einen possenhaften Plan und redete ihnen zu, daß sie hinabgingen und vor der Thüre einen Tanz anstellten, denn auf dem Saale sei es ohnehin ungleich: der Franzosen seien zu viele und der Mädchen zu wenige. Das war etwas, dem Aerger über die Zurücksetzung Luft zu machen. Der Tobias kannte seine Leute und eröffnete den Reigen. Da standen die verschmäheten Liebhaber ihm zu. Da ging's nach dem Takt des Walzers lustig durch den tiefsten Dreck. Das Lachen von oben erhöhte die Lust. Wirbelnd flogen Paar um Paar durch den Schlamm. Der Dreck tanzte mit und spritzte bis an die Firste des Hauses. Es schien, als hätte man den Außenbewurf antanzen gewollt, so flog der Dreck auf Wänd und Pfosten, Thüren und Fenster. Aber die Tänzer erhielten nicht minder ihr Theil. Da sah man keine Farbe des Antlitzes oder der Kleidung mehr. Nur Lehmen und alles nur Lehmen, den paradiesischen Urstoff der Menschheit. Ist es wahr, (und oft sollte man's glauben) daß der Mensch im Gipfel seiner ausgelassensten Lust dem Urzustande am nächsten, erst recht Mensch ist, so kann man sich die sonderbare Sympathie erklären, die hier zwischen den Tänzern und dem Lehmen waltete. Der Jubel war unbeschreiblich. Je beschwerlicher der Tanz wurde, desto mehr stärkten sich die Tänzer durch den Branntwein. Dies Wesen dauerte bis in die Nacht hinein. Das war wieder recht Wasser auf des Tobias Mühle, und er rief: „Das nenn ich den lustigsten Dreck der Welt, der mit uns tanzt um die Wette. So einen Tag hat die Welt nicht erlebt, und wir wollen, zum Gedenken daran, diesem Hause den rechten Namen geben, bis zu ewigen Zeiten soll es heißen: „„im lustigen Dreck!"" „Ja! Ja! Meister Mathias, riefen Alle: es soll heißen im lustigen Dreck." — „Ihr sollt mein Haus nicht schimpfiren hier auf öffentlicher Straße!" rief der Wirth Steffen, „es steht auf der Tafel schon sein Namen eingeschrieben: „zum neuen Hause", und so soll es heißen, sonst werde ich mich an die Obrigkeit wenden wegen Beschimpfung meines ehrlichen Hauses, und wenn's mich die beste Kuh im Stalle kostet." „Ho! ho!" schrie die Menge, „es hat den Namen verdient und soll ihn behalten, so lange ein Stück dran ist." „Lustiger Dreck!" schrie der Meister Mathias und nachjubelt es ein hundertstimmiger Chor. Der Wirth wurde über und über bewor-

fen mit lustigem Lehmen, bis er sich schwerzornigen Herzens und mit schweren Kleidern zurückzog.

Das währte eine Zeitlang; die Franzosen waren fortgezogen, die Tafel mit dem Namen Neuenhaus hing ober der Thüre des Hauses zum lustigen Drecke, aber es hatte und behielt bei Jung und Alt den letztern Namen. Da kam eines Morgens der alte Polizeidiener Guther ernsten Schrittes und noch ernsteren Antlitzes eingeschritten nach Hebborn, in die Arbeitsstube des Meisters Mathias, wo dieser gerade den Pechdraht drehte. Der Handlanger der Gerechtigkeit ging ungern in unangenehmen Auftrage zum Tobias, denn er fürchtete, daß dieser ihm Eins dafür versetzen werde, wie er schon Manchen, der ihm unangenehm geworden war, zur Zielscheibe seines Spottes gemacht hatte. „Nichts für ungut," sagte der Polizeimann, „Ihr müßt mir nicht übel nehmen, daß ich Euch vorlade, Morgen früh neun Uhr vor den Herrn Hofrath zu kommen, der Euch als Obrigkeit vernehmen wird über eine Klage, die der Steffen Will gegen Euch eingeleitet hat wegen Beleidigung seines Hauses."

„Ei! das ist schön! das freut," entgegnete der Schuhster: „daß der Steffen noch die Obrigkeit zu Hülf nimmt, seinem Hause den lustigen Namen erst recht fest zu machen. Euch nehm ich das aber gar nicht übel, denn Ihr seid nur so eine Nagelspitze am kleinen Finger der Hand der Gerechtigkeit. Die Hand muß wie der Arm, der Finger wie die Hand, und wo es dann juckt, da kratzt es; doch soll mir die Haut nicht drum wund werden, das sag ich Euch. Bringt aber dem Herrn Hofrath einen schönen Gruß vom Meister Mathias, daß der kommen werde und die Prob von dem Drecke mitbringen, der ein auserlesen Hausmittel sei gegen Gicht und üble Launen. Dem Steffen aber sagt: daß wie stinkiger Dreck ärger stinke, so lustiger Dreck immer lustiger werde, je mehr man ihn aufrühre."

Andern Morgens wälzte sich die Hebborner Gasse herunter mit jauchzendem Lärmen ein Schwarm mutwilliger Knaben und müßiger Leute, der Meister Mathias in der Mitte, gar seltsam ausstaffirt mit lehmbedeckten Kleidern, eine große Drahtbrille auf der Nase und einen riesengroßen zweilappigen Hut quer auf dem Kopfe, wie früher die Gemeindediener in den Städten trugen und wie sie unter dem Namen Bonapartshüte im Andenken sind. Dieser Hut von Pappdeckel, schwarz angestrichen, trug vorn die Aufschrift: „Der lustige Dreck." — Der Tobias führte seine Geige mit und spielte den Knaben vor, um sie in Heiterkeit zu erhalten und anzulocken. So kam der Zug, immer wachsend, vor des Steffen Haus und dort geigte Mathias sein munterstes Stückchen und die Knaben tanzten umher und der Steffen machte ein Gesicht wie der Profet Elisäus, oder wie das Aderlaßmännchen im hundertjährigen Almanach, und zog sich fluchend zurück. Auch die erwachsenen Leute lachten und riefen die Aufschrift des Riesenhutes. Steffen's Scheltworte gingen unter im Jubel, wie

ein Stein im Wasserstrom, und dann lärmte der Zug immer wachsend weiter am Reifen vorüber zum Bock, und nach einigen Erfrischungen mit großem Halloh in den Hof der Schnabelsmühle, der Wohnung des Hofrathes. Da waren alle an die Fenster getreten oder hinausgelaufen. „Der Tobias ist wieder los!" hieß es: „wo der hinkommt, ist allemal Fastelabend!" Aber die Ernstesten mußten lachen, wenn sie den Meister Mathias sahen unter dem Riesenhute.

Der Schreiber des Hofraths aber, der lange Herr Giebel, trat heraus, verwies des Tobias Aufzug und vermahnte ihn, vor seiner Obrigkeit anständig zu erscheinen. Die Obrigkeit aber hatte Alles aus dem Fenster zugesehen, und konnte auch später, als Tobias mit gereinigten Kleidern und ohne Hut auf die Amtsstube kam, vor Lachen keine rechte Amtsmiene gewinnen. Herr Giebel las die Anklage vor, die auf Beschimpfung und Beleidigung eines bewohnten Hauses lautete und von dessen Eigenthümer eingereicht war.

„Was habt Ihr darauf zu erwiedern, Meister Mathias?" fragte der Hofrath, indem sein Amtsernst das Lachen noch mühsam bekämpfte.

„Drauf hab ich zu erwiedern, gestrenger Herr Hofrath," sagte Tobias, „daß ich all meine Lebetage keinen so lustigen Dreck gesehen hab, als der Steffen vor seinem Hause hat. Der Dreck ist herumgetanzt, wie er nur die Violin hört, daß es eine Freud zu sehen war. Wenn das kein lustiger Dreck ist, so haben alle Leut Unrecht, die ich ihn so nennen gehört hab."

„Ihr habt aber dem Hause den Namen gegeben, Mathias, darum hat der Steffen geklagt," versetzte der Hofrath.

„Wenn ich das Haus beleidigt hab, so kann mich auch das Haus zur Rechenschaft ziehen," entgegnete der Angeklagte, „den Steffen hab ich nie lustig genannt. Ich wollt, daß der liebe Gott ihm ein lustiges Herz gebe zu Freud und Fröhlichkeit, so wollt ich ihn auch den lustigen Steffen heißen, und wollt mit ihm anstoßen auf des gestrengen Herrn Hofraths Gesundheit, daß Jedermann seine Freud dran haben soll: Proficiat lustiger Steffen, unser lieber Herr Hofrath soll leben und die gnädige Frau Hofräthin darneben und die zwei junge schöne Fräulein Töchter dabei, so leben sie alle vier. Das ist zwar nicht richtig gereimt, aber richtig gerechnet, Herr Hofrath."

„Habt Ihr denn nicht die Absicht gehabt, den Steffen mit dem Namen zu beleidigen?" frug der Hofrath weiter.

„Das ist mir nie eingefallen," antwortete Tobias, „denn den Namen hab ich in fröhlichem Herzen ausgerufen, und alle, die mit mir in aller Ehrbarkeit lustig waren und sahen, daß der Dreck so lustig war und uns über die Schulter tanzte, die haben ihn auch lustig geheißen. Wenn es

wär gewesen ein Dreck, wie ich ihn neulich auf dem Wege nach Dünwald gesehen habe, so hätt ich ihn einen traurigen Dreck genannt."

„Nehmen Sie (unterbrach der Hofrath zum Schreiber gewendet) zur Verhandlung, daß der Beschuldigte keine Absicht zu beleidigen hatte, und daß die Sache niedergeschlagen sei. Und nun, Mathias, wie ist es denn mit dem traurigen Drecke?"

„Sehn Sie," hub Tobias an, „da kam ich vor Dünwald an der großen Kieskaul vorbei, da wär drüben ein Mann am pflügen und unten hackt Jemand Kies los, immer tiefer, bis er den Sand unterhöhlt hat und das Ufer einstürzt, den Mann ganz begräbt, so daß er nur den Kopf noch frei behält, daß er um Hülfe schreien kann. Der Dummkopf, der mit dem Schimmel am pflügen ist, kommt mit dem ganzen Geschirr herzu, und statt den verschütteten Mann auszugraben mit der Schüpp, die dabei liegt, schlingt er die Pflugleine dem Manne um den Hals und will ihn mit dem alten steifen Schimmel herausziehn. Jöh! jöh! schlägt er auf das Thier, das anfänglich noch vernünftiger ist, als er selber. Ich — von fern komme heran und rufe: halt! Drickes, halt! — es war der Drickes mit dem birnbaumen Gesicht, der da am schwarzen Pfuhl wohnt, die alte Spinn-Margreth ist seine Mutter — aber der sieht nicht um noch auf, schlägt auf den Schimmel, der Schimmel zieht, und zieht dem Manne den Kopf ab mit der Kehl aus dem Hals' heraus, und der ganze Rumpf bleibt sitzen unten in Kies und Sand. Da mogt ich den Mann auch nicht ausgraben, denn was sollt er machen, er hatte ja keinen Kopf mehr. Ist das kein trauriger Dreck, Herr Hofrath, der auf den armen Mann gefallen ist?"

„Wahrlich, Meister Mathias, Ihr führt den Namen Lügschuhmacher nicht mit Unrecht."

„Nein, Herr Hofrath, der ist ein Schwestersohn von meiner Mutter Bruder. Ich sage die Wahrheit."

„Verstehe schon: Eure Mutter hat nur einen Bruder gehabt; doch was ist Euch sonst noch von Unglücken zugestoßen, auf Eurer Dünwalder Reise?"

„Groß Unglück kann ich's nicht nennen, erwiederte Tobias, „aber doch etwas sehr Merkwürdiges. Als ich nämlich am Schwarzenpfuhl vorbei war, kam ein Gebund Krammetsvögel geflogen und blieb im Strauch hangen, wo ich's erwischte. Der Klasschuhmacher, mein Vetter zu Thurr, hatte zwei Bihmer auf dem Heerd getödtet und darnach einen großen Krammetsvogel gefangen, dem hat er auch den Kopf gedrückt, aber nicht stärker als auch die Bihmer. Drauf hat er sie aneinander gebunden hingelegt. Der Große war nur betäubt, flog auf und führt dte beiden kleinen mit fort an der Nase. Als er sich aber in einen Strauch setzt, verwickelt er sich darin und da hab ich das Gebund erwischt, fix und fertig."

„Bis auf ein andermal, Meister Mathias! nächstens werden Euch die Krammetsvögel noch gebraten zufliegen.“

Tobias schob ab. Während aber draußen der Halloh auf's Neue losging, sprach der Hofrath lachend zum Herrn Giebel: „der dumme Steffen hätte besser ein freundlich Gesicht zum bösen Spiele gemacht.“

Merks: Spötter verstummen zu machen, gibt's kein wirksameres Mittel, als mitlachen. Sehen sie den Aerger, so geht erst ihre Saat auf, und ihr Weizen beginnt zu blühen.

Das dreizehnte Kapitel.

Wie Tobias vor dem Gerichte bestanden hat.

Besser stark geblasen, als den Mund verbrannt.
Altbergisch Sprüchwort.

So wär denn Meister Tobias aus dem lustigen Drecke noch so eben ohn ein blaues Aug herausgekommen; aber nicht lang darauf hätt's ihm mit einer gerichtlichen Klage beinahe schief gegangen. Da saß er Fastnachtsdienstag im Wirthshaus zum Bock in Gladbach bei lustiger Zeche mit dem Bocker Christian und andern frommen Gesellen, die gern weilten, wo unser lieber Herrgott in der Nähe der Kirche einen Arm ausgestreckt hat. Der lange Gabriel aus dem Oberkirspel war in verwichener Nacht, wie dies bei Geizhälsen gewöhnlich, am kurzen Athem oder einer zunehmenden Abnehmungskrankheit gestorben. Das wußt der Tobias gar wohl, denn er war selbige Nacht zur Todtenwacht bei der Leiche gewesen, hatte, wie derzeit bräuchlich, dort mit den Nachbarn gezecht und gespasset und war dann zum Läuten mit hinabgegangen in's Dorf; ließ aber die Andern

richte erscheinen und sich darüber verantworten mußte, dessen er beschuldigt war.

Da sind viele Leute, wenn die eine Vorladung an's Gericht erhalten, so laufen sie zum Advocaten, oder gar zum deutschen Prokrater s. v. Winkelkonsulenten, auf daß diese für sie auftreten am Gerichte. Das ist recht wohl angebracht, daß man vor einem verwickelten Processe sich bei einem rechten Juristen Rath holt über die Rechtmäßigkeit und den Gang der Sache. Damit soll man aber nicht zum Quacksalber laufen, nicht zum Schuhster rennen, wenn man ein Roß beschlagen lassen will, sondern vor die rechte Schmiede, daß man Verstand davon kriegt, wie es ist, und sich keine Katze im Sacke kauft, oder gar einen Iltis für eine Florelle. Wenn's aber eine gerechte Sach ist, so ist die Gerechtigkeit die allerbeste Vertheigerin am Friedensgerichte, wo Jeder seine Sache selber führen darf und soll. Weil gar nicht zu muthmaßen ist, daß der Richter ein Esel ist, oder gar ein Lump, oder daß er kein deutsch verständ, so wird er den einfältigsten Bauer schon verstehen und ihm Recht schaffen, wenn er Recht hat. Der Bauer wird die eigne Sache stets besser führen, als der s. v. Winkelkonsulent, der doch nichts mehr davon weiß, als der Bauer ihm sagt, und in der Regel die Sache nur so dreht, wie sie ihm am meisten einbringt.

Es ist zwar ein gemein Sprüchwort beim Bauersmann vom Zahnausbrechen und Geldausgeben, daß dies die allerschlimmsten Dinge seien. Aber eine viel schlimmere Sach für ihn ist, wenn er in einen Proceß geräth und dann so einem rechten Bauernschinder und Bauernbescheißer s. v. Winkelkonsulenten in die Hände fällt. Der zieht ihm nicht nur die Kinderschuhe der Unschuld aus und den Rock der Gerechtigkeit, sondern das Hemd vom Leibe nimmt er ihm, und zög ihm zuletzt noch die Haut ab, wenn der Bauer still hielt. Im Hauswesen bringt er ihn vom Pferd auf den Esel. Da hat der Bauer Tag und Nacht keine Ruh, er denkt immer an seinen Proceß. Ist's Zeit zur Erndte, so muß er nach dem Gericht, ist's Zeit zur Saat, so muß er zur Ortsbesichtigung. Nicht allein die Zähn, den Kopf verliert der arme Bauer darüber und Geld? Ei! was ist denn in der Welt, das dem Bauer kein Geld kostet? Selbst der Tod ist's nicht, denn der kostet außer dem Leben auch noch mancherlei Schrappstüber an Pastor und Küster, eh noch die Vigilien gesungen sind. Der Proceßteufel und der Jagdteufel, das sind die schädlichsten Geister, die in die Seele eines Landmanns fahren können, der sein Fortkommen sucht. Mit einem von beiden schon geht er rein verloren. Es gibt in der ganzen Gotteswelt kein schlimmer Bauernleid, als wenn er in einen Proceß geräth und dann so einem deutschen Prokrater unter die Hände kommt. Der knetet sein Elend zurecht. Leider gibt es verkehrte Köpfe, die um einen widerwärtigen Nachbarn zu ärgern, den allertaugenichtsigsten Prokrater für sich an's Gericht schicken. Statt zu handeln nach den alten

Sprüchworten: „Sälf ist ein gut Kraut" — „Geh selber, so betrügt dich der Sendling nicht" — so bleiben die Proceßkrämer zu Hause, und lassen sich von dem Sälfend der Juristerei, den Prokratern, weiß machen, daß sie Wunders was erwirkt und dem Gegner übel mitgespielt hätten. Ja! der Gegner würde nun bald rein ausgepfändet und könne keinen Löffel mehr sein eigen nennen im Hause. Das ist denn eine rechte Teufelsfreude. Der ewige Feind der Menschen will ja auch lieber, wie der heil. Bernhard sagt, mit einer Seele zur Hölle fahren, als selber die Seligkeit genießen. Die irdische Seligkeit besteht aber nur in Friede und Verträglichkeit. Unfried ist die Hölle und der Untergang des Hauswesens überall.

Unterdessen werden die Bauern von den Prokratern nur gerupfet. Die gehen mit ihnen um, wie der Hund mit dem Knappsack, oder wie zwei Waschfrauen mit der Leinwand, die sie aus dem Bach gehoben. Die eine springt links, die andre dreht rechts 'rum und sie drehen so lang es noch tröpfelt. Dann werfen sie das Ausgepreßte auf den großen Haufen. So auch drehen die Winkelkonsulenten an den Processen, so lang noch ein Groschen aus der Tasche der Bauern zu locken ist. Solche Lockvögel oder vielmehr Pflück- und Galgenvögel schlagen an allen Gerichten in die Flügel, wenn den Richtern nicht mehr an den armen Bauern gelegen ist, als an diesen Blutsaugern, die außer ihrer Plünderung auch noch alles Rechtsgefühl des gemeinen Mannes durch ihre bösen Rathschläge untergraben. Berufstreue Richter wissen dieses Ungeziefer zu vertilgen. Leider waren auch damals so ein paar Winkelkonsulenten am Gerichte zu Bensberg Hahn im Korbe. Sie trieben ihre juristische Quacksalberei damals mit der größten Schamlosigkeit.

Vor der Stunde, als Tobias am Gerichte erscheinen sollte, ging er, wie dies damals bräuchlich, in's Wirthshaus. Dort pflegten die Partheien sich zu sammeln und mit ihren Rathgebern, den guten und bösen, zu verhandeln. Nach der Sitzung kamen sie dort wieder zusammen, um darüber zu jubiliren, wie sie ihrem Widerpart ein Beinchen unterschlagen, oder sonst ein Schelmstück angewürgt, oder ihn gänzlich die Geiß zu leiten gezwungen haben und was der Gehässigkeiten mehr sind. So frohlocken die Teufel über frommer Leute Fall. Sobald Tobias eingetreten war, da wurde er ausgefragt, wie das bei Urindoctoren zu geschehen pflegt. „Ihr habt doch keinen Proceß, Landsmann?" „Ja doch! zum ersten Mal von meinem Leben!" „Ei!" raunte da ein feines Galgenkräutlein dem andern in's Ohr: „das ist eine frischmelkige Kuh, die müssen wir auspressen!" Und zum Tobias gewendet: „Ich weiß Eure Sach wegen des filzigen Gabriel, der Eurer Meinung nach vom Gottseibeiuns geholt ist zu den höllischen Freuden. Das könnt Euch theuer zu stehen kommen und noch an's Tribunal nach Mülheim gehn. So etwas spaßt nicht im neuen Gesetz. Ihr habt grad den rechten Gegner dazu, denn seht da im grünen

Rocke das kleine Männchen mit dem pfiffigen Stumpfnäschen, der Pfühlchen, der so Manchem schon eine Laus in die Leber blies, hat sich Eures Widerparts angenommen. Ihr könnt schlecht wegkommen, wenn Ihr kein tauglich Subject habt, das Euch vertritt und die Sache zum Besten führt." Dazu sprach er viele lateinische Namen, wie es die Prokratern thun, wenn sie ungelehrten Leuten so recht angst und bange machen wollen. Doch diesmal hatten die Pflückvögel ihren Mann gefunden, der ihnen in die Karte sah und Trumpf ausspielte. Der Mathias war eine ehrliche Haut und er wurde jedesmal aufgebracht, wenn er derlei Geldfuchserei merkte. Er hatte mehr Leute gesehn und wußt, um was es sich handle. Als hätt er manches Wort nicht recht verstanden, sprach er: „Mit den Subjecten oder Schubjacken, oder wie die Leute heißen, wolle er nichts zu thun haben, die möge auch der Teufel holen. Er sei ehrlich geladen, selber zu erscheinen, und werde das thun. Das Vertreten scheue er. Er habe aber so manchem Pfühlchen die Augen ausgetreten, und werde sich auch diesmal keinen Fuß vertreten. Er sei zwar nicht bei dem Doctor Faust in die Schul gegangen, daß er durch die Luft zu fliegen gelernt habe, aber so ein Pfühlchen denke er doch wohl zu überspringen, er werde davon keinen Fisch im Schuh fangen und dergleichen." Unter solchen Redensarten begann die Sitzung und Alles lief dahin. Als Tobias auf die Gerichtsstube kam, da war gerad eine Sache vor, die noch aus dem alten Verfahren anhängig. Es stand ein Mädchen da, das verlangte Ernährungskosten für sein Kind, oder den Burschen zum Manne. Der sagt: er sei nicht Schuld an ihrer Mutterschaft und wollt das beschwören auf einen christlichen Eid. Der Richter hält das Krucifix hin, und spricht dem Burschen an's Gewissen. Der entfärbt sich zwar, hebt aber die Hand auf und will den Schwur leisten. Die Mutter des Kindes klagt über die Verstecktheit des Sünders, erinnert ihn an sein Eheversprechen, erinnert ihn an sein Kind, dessen Aehnlichkeit ihn Lügen strafe. Seht! Herr Richter, sprach sie: der Junge gleicht ihm, wie ein Wassertropfen dem andern, er sieht ihm so ähnlich wie aus den Augen geschnitten! Dabei liefen ihre Augen über, sie konnte vor Schluchzen nicht weiter reden und that so jammervoll, daß es ein Steinherz erbarmen sollt. Da sieht Meister Mathias dem Burschen in's erdfahle Gesicht, er sieht seine Kniee schlottern und denkt: das Mädchen hat doch Recht. Und er springt an's Fenster, reißt das Fenster sperrweit auf mit großem Geräusch und bückt sich, als ob er einen Steinwurf fürchte von Außen. „Was soll das?" fragt der Richter. „Ich will," entgegnete Tobias, „doch wenigstens das Fenster offen machen, daß, wenn der Bursche falsch schwört und der Teufel angeflogen kommt, um den Braten zu holen, es nicht geht, wie zu Volberg, da er durch's Fenster fuhr und die Scheiben zertrümmerte. Das wär hier Schad um's schöne Glas. Drum that ich das, Herr Richter. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit!"

Nun gut! sagt der Richter. Die zunächst am Fenster standen, drängten ehrerbietig weg vom muthmaßlichen Wege des Höllenfürsten. Da stutzt der Bursche, läßt die schon erhobene Hand sinken, wird kleinlaut und sagt: „Ich will dich heirathen, Kathrin!“ Da geben sie sich die Hand drauf, der Gerichtsschreiber faßt ein Protocoll ab, die Thränen sind getrocknet, das Kind hat seinen Vater, die Mutter einen Mann, Alles ist auf's Beste bestellt, und sie gehen beide zum Pastor, um die Hielich zu bestellen. Dies Stück hatte der Tobias meisterlich geschlichtet. Nun kommt aber auch an ihn selber die Reihe, weil er den verstorbenen Gabriel gelästert. Der grüne Pfühlchen stottert wohl viel dahin, aber der Vorgang, da sein Gegner den schon verlornen Proceß gewonnen, hatte ihn stutzig gemacht, er kann der Sache keinen rechten Schlag und Schlich geben. Der Richter fragt den Angeklagten: ob er das so und so gesagt habe, und was er darauf zu erwiedern hätte?

„Drauf hab' ich blos zu antworten,“ sagte der Schuhster, „daß ich Niemanden habe beleidigen wollen, weder einen Lebenden noch einen Todten, dem es auch übrigens gleichviel sein kann, was die Leut von ihm sagen, da er sie nicht mehr nöthig hat. Mir ist das nur in den Mund gekommen, wie man's so zu sagen pflegt. Uebrigens will ich gern der Strafe unterliegen, wenn mein Gegner beweis't, daß der Gabriel in Abrahams Schooß gebettet ist, woran der Verstorbene, der am besten wissen mußte, wie es um ihn stand, doch selber gezweifelt hat; sonst hätt er die Seelenmessen nicht gestiftet, und hätt kein gutes Geld vermacht zum Gebet. Das hätt er ja besser den armen Leuten hinterlassen, wenn er so von Mund auf gen Himmel zu fahren vor hatte. Wenn er nun aber, wie aller Anschein ist, im Fegfeuer sitzt, so hat ihn doch kein guter Engel dahin abgeholt, und drum habe ich ganz recht gesprochen. Dem Gegenbeweis will ich ruhig entgegen sehen!“ —

Der Richter machte ein ernstes Gesicht, er schlug das Gesetzbuch auf und wieder zu, und frug den Gegner: ob er den Gegenbeweis durch Zeugen oder Urkunden führen wolle. Der Pfühlchen war stumm wie ein Fisch, und zuckte die Achseln. Der Richter dacht: Stillschweigen ist auch ein Bescheid und wies die Klage ab, den Kläger in die Kosten.

Tobias blinzelte mit den Augen, wie er zu thun pflegte, wenn er Eins auf dem Korn hatte, und versetzte dann schalkhaft, daß dies eben gesprochene Urtheil viel leichter zu finden sei, als in dem verwickelten Rechtshandel, der sich am vorigen Abend entsponnen. Der Richter schien keine Lust zu haben, ihn darum zu fragen; jedoch der Gerichtsvollzieher Konrad, der auch ein Spaßvogel und zugleich ein verlogener Schuhster war, der die Weise des Tobias kannte und den Ernst der Sitzungen durch ergötzliche Zwischenfälle zu unterbrechen liebte, flüsterte dem Richter ein paar Worte zu, worauf dieser den Tobias bedeutete, den Rechtshandel vorzutragen.

„Da war gestern," so erzählte Meister Mathias, „Nachkirmes im Grunen. Während sie droben im ersten Stock tanzten, prügelten sich die Gäste in der Stube drunter, und der Hofer Mathias hatte gerade den Ofendeckel erhoben, um dem alten Blömer einen Schlag auf's Haupt damit zu versetzen. Er würd ihn sicher maustodt geschlagen haben, wenn nicht im nämlichen Augenblicke der große Esser mit seinen schweren Füßen oben durchgetreten hätte, und bis an die Hüften halben Leibes durch die Dielen gefallen wäre. Der fing den Schlag mit seinen Beinen auf, und der Hofermatheis schlug ihm das rechte Bein entzwei. Nun will der Esser Klag führen gegen den Matheis. Dieser aber sagt: wer kann für ein Unglück? der Schreiner ist Schuld, der die Bretter so dünn gehobelt hat, oder der Esser selber, der von seinem Flittersprung so übermäßig heftig niedertrat. Uebrigens meint er, sei auch Blömer ihm mit dem Messer zu Leib gegangen, und er habe den Schlag führen müssen zur Nothwehr. Der alte Blömer, dem das Bein den Schlag abgehalten habe, sei auch verpflichtet, den Schaden zu ersetzen, denn wer den Vortheil genossen, müsse auch den Nachtheil davon tragen. Das soll mich wundern, wie das entschieden wird?" —

Der Richter schüttelte den Kopf und sagte: „der Tobias könne nach Hause gehn. Wenn diese Sache an's Gericht komme, so werde er schon das Urtheil suchen. Uebrigens möge er in Zukunft bedenken, daß man von den Todten nur Gutes reden müsse."

Merks: Das war ganz recht gesprochen von dem Richter. Wenn man den Todten auch nicht mehr wehe thun kann, so soll man doch von ihnen ablassen mit ungehobelten Redensarten: denn der Todte ist stumm und kann sich nicht verantworten. Gegen den Wehrlosen aber spotten, das ist feig und ungesittet und zumal unmännlich. Die Todten haben ihren Richter, und ein jeder mag zusehen, wie er vor ihm bestehe. Denn da heißt's: heute mir, morgen dir, und geht um Reihe, daß Niemand vergessen wird.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das vierzehnte Kapitel.

Wie Tobias einen Holzhaufen in zwei Loose theilt, daß keines mehr Dickholz und Reisig erhält als das Andere, ein demokratisches Hauptstück.

Dummen Leuten wächst auch der Bart.

„Was die Leute einander gönnen? Viele Kinder und kein Brod im Haus." So sagt man, und es ist viel Wahrheit drinn. Man braucht nur Acht zu haben, wo Jemand, der Haus und Habe in die Feuerversicherung einschreiben ließ, zu einem Brandunglücke kam. Dann wird der Hausvater so lange bedauert, bis er den Schaden vergütet haben soll. Drauf sagt der Eine, der Schaden sei zu hoch angegeben, und der Andere will sogar behaupten, der Hausvater habe das Feuer selber angezündet, um einen schändlichen Gewinn zu machen, oder ein sogenanntes flammneues Haus zu erhalten, wie vom Vogel Phönix die alten Leut plappern. Eben die, welche am wenigsten davon wissen, sind am dreistesten und ungehobeltsten in derlei Behauptungen. Das thut die Mißgunst. Obwohl es ihnen keinen Schaden bringt, daß der Nachbar seinen Schaden ersetzt kriegt, so gönnen sie es ihm doch nicht. So sind die Menschen unter einander

gottlos mißgünstig. Nur dem Teufel erzeigen sie Frömmigkeit und gönnen ihm einander. Wenn der Alles holen wollte, was ihm gewünscht wird, er hätt nicht Händ genug, uns All beim Kragen zu kriegen. So ist es mit dem Gönnen unter Menschen. Wie viel mehr muß es dort Händel setzen, wo es etwas zu theilen gibt, wo der eine desto mehr missen muß, je mehr der Andere erhält. Sogar unter den allernächsten Verwandten setzt dies Streit. Wo Geschwister noch so froh und friedlich zusammen wohnten, dort pflegt alle Freundschaft, alle Liebe aufzuhören, sobald es zum Theilen kommt. Was sollt es wohl geben, wenn, wie Thoren reden, die Welt auf's Neue getheilt werden sollte? Wenn das auch möglich wäre: Land und Geld und alle Habe so wie einen Speckpfannenkuchen in gleiche Theile zu theilen, und wenn ein guter Erfolg davon zu erwarten ständ, so wird's doch nicht gehen wegen Mißgunst und Habsucht. Jeder wollte das beste Stück, Jeder wollte mehr haben, als der Andere, und nur darin möchten sie übereinstimmen, daß Jeder das Beste haben wollte. Ich z. B. möchte mir mein Stück Ackerland nicht auf der Opladener Haide, sondern im Leichlinger Thale abmessen lassen, oder allenfalls auf der Gilbach. So ihr Alle. Und was das Allerschlimmste noch: jedes Feld hat schon einen Herrn und ist keine ledige Erbschaft. Ehe die Theile einmal zum Verlosen kämen, hätten sich die Theilenden entzweit und unter einander todtgeschlagen.

Wie sich ein paar leibliche Brüder um die Theilung eines Holzhaufens entzweit haben, will ich kurz erzählen. Da wohnten zu Kalmünden in Odenthal zwei Bauern; einer Mutter Söhne, nachbarlich neben einander. Sie hatten das elterliche Erbe getheilt und waren dadurch sehr in Streit gerathen. Jeder meinte, der Andre habe ihn übervortheilt. Es waren die größten Geizhälse und Neidharde, die je gewesen sind. Sie gönnten einander kein Oel in der Lampe, kein Brod im Schranke, aber Gottes Segen dazu, das Haus voll Kinder. Sie gönnten den Leuten die Augen im Kopfe nicht, obwohl sie nur mit den eigenen Augen sehen konnten. So sind die Geizhälse. Es sind die geplagtesten Geschöpfe auf Gottes Welt. Wenn die andern Leute nicht drunter litten, ich könnte sie bejammern. Auch die beiden Brüder hatten keine Freude auf der Welt. Bei dem einen arbeitete der Tobias eines Tags als Schuhflicker in Kost und Tagelohn. Da konnt er auch den Unterschied spüren zwischen des Abtes Küche zu Altenberg und der magern Brühe auf des filzigen Bauers Tische.

Die Brüder führten einen mehrjährigen Streit unter einander wegen eines Haufens gefällten Holzes in der Gereonsgemarke. Der Haufe gehörte ihnen gemeinschaftlich, Jedem zur Hälfte. Sie hätten ihn schon längst gerne theilen mögen, sie konnten aber nicht darüber einig werden. Sie hatten mehrere Mal mit dem Theilen angefangen, aber dann warf Einer dem Andern vor: er nehme das beste, dickste Holz und lasse ihm das

schlechtere. Loose ziehen wollen sie auch nicht, denn der Eine hätte es nicht überlebt, wenn das bessere Loos an den Andern gefallen wäre. Lieber hätt ein Jeder das Ganze allein genommen. Nun hätte der Eine wohl hoffen können, daß der Andere so gefällig wäre, zu sterben, und ihm das Ganze zu vererben: aber sie hatten beide geheirathet und hatten Kinder. So war auch diese Hoffnung zu Wasser geworden. Seitdem waren sie noch geiziger, und schoben Alles darauf, daß sie für Frau und Kinder streiten und wohl zusehen müßten, daß sie nicht zu kurz kämen. Das ist so eine alltägliche Ausred, ein Deckmäntelchen für Geiz und Neid, ein sogenanntes Wehrwort. Es gilt besonders da, wo irgend ein Geizwolf zugleich mit Minderjährigen betheiligt ist. Den guten Unmündigen wird dann alle Rohheit gegen die säumigen Schuldner in die Schuhe geschoben. Es ist freilich ein Elend mit den Leuten, die Nichts haben; aber die, welche haben, sind auch übel dran, denn sie wollen immer mehr haben und Nichts verlieren. Unterdessen aber wuchs und vermehrte sich der Holzhaufen nicht, sondern schrumpfte immer zusammen, nicht sowohl wegen des Eintrocknens, als wegen fremder Liebhaber, die daran zu Theil gingen. Denn in allen Büschen gibt es Holzfrevler, und wenn die das Holz da gehauen finden, so ist ihnen viel Mühe gespart, wenn sie es mitnehmen. Dürres brennt ohnehin besser, als wenn's frisch gefällt ist. Solcher klugen Leute und Holzliebhaber gab es viele in der Nachbarschaft, und die Brüder, die das gewahrten, konnten gar nicht mehr ruhig schlafen. Der Eine trug dem Tobias sein Leidwesen vor. Der besann sich eine Weile, machte dann ein kluges Gesicht und sagte: er solle seinen Bruder rufen und beide sollten ihm den Auftrag geben, den Haufen zu theilen, so wolle er es anordnen, daß Jeder gleichviel erhalte, und keiner von ihnen auch nur um ein Augevoll bevortheilt werde. Er wußte die beiden Geizhälse so zu beplaudern und so treuherzig zu machen, daß sie ihn zum Schiedsmanne wählten und ihm volle Macht gaben über den Holzhaufen. Das hieß erst recht der Katze den Käse anvertrauen oder den Bock zum Gärtner machen. Fürchtete früher Jeder, der Andre möcht um ein Stückchen Holz reicher werden, so sollten sie jetzt beide sich nach Gebührniß in den Nachtheil finden. So geht es allen Leuten, denen es da fehlt, wo man die Ochsen schlägt. Sie müssen durch Schaden klug werden.

Eine Zeitlang darauf, als Tobias mit Schuhflicken fertig war bei den Brüdern und seine Bezahlung davon hatte, da kam er eines Morgens nach Kalmünden, und sprach zu ihnen: „er habe den Haufen jetzt also getheilt, daß Niemand auch nur um ein halbes Loth bevortheilt werde, Jeder von ihnen möchte einen Haufen wählen, welchen er wolle. Möchten sie nun nach dem Centner- oder Apotheker-Gewichte, oder mit Scheffelmaaß und Theelöffel nachmessen, sie würden zwei völlig werthgleiche Loose finden und gestehen müssen, daß es auf die allergewissenhafteste Weise

getheilt sei und pünktlicher, als wohl je ein grüner Forstmann dürres Holz vertheilt habe. Niemand von ihnen werde fortan behaupten können, daß Reißholz und Dickholz nicht völlig gleich sei in jedem Loose." — Mit dieser Nachricht ist er davon gegangen. Er hatte durchaus keine Zeit mitzugehen in den Wald. Als aber die Brüder hinkamen zum Holzhaufen — o Schrecken! wie lang und bleich wurden ihre Gesichter, wie groß und starr ihre Augen! Da lagen zwei Haufen Holzasche. Der Schelm hatte den dürren Haufen verbrannt, hatte die Asche wohl durch einander gerührt und in zwei Loose vertheilt. Da mochten sie nun auf's Quintlein nachmessen. Die Eigenthümer sahen erst den Aschenhaufen, sahen dann einander sprachlos an, kratzten sich dann hinter den Ohren, und schlichen faustballend hinweg, schnaufend wie ein paar angespießte Dächse. Wer aber in den nächsten Monaten nicht nach Kalmünden kam, das war der Lügschuhmacher, Mathias Tobias von Hebborn.

Merks: So werden oft Brüder oder Miterben durch Fremde des Vortheils beraubt, um den sie bei der Theilung streiten. Nicht allen bleibt dann ein Häufchen Asche als einigermaßen nützlicher Gegenstand, der noch zu Pottlauge und Dünger dient, sondern sehr oft nur der Rauch, der die Augen beizt. Die unsinnigen Communisten aber, die den ehrlichen Namen der Demokraten mißbräuchlich führen, und in Sachen zu Theil gehen wollen, die schon einen Eigenthümer haben, — die würden das ganze Vaterland in einen Aschenhaufen verwandeln, wenn man sie frei schalten ließe. — Und dann würden von Westen und Osten bunte und weiße Vögel angeflogen kommen, die den Aschhaufen auseinander scharren. Doch dem lieben Gott danken fromme Leute, daß er mit den bissigen Hunden auch die Knüppel wachsen läßt im Busche. Das hat der allmächtige Schöpfer einmal wieder recht gut gemacht und kehrt sich nicht dran, wenn die kleinen Kläffer ihn drum anbellen.

Das fünfzehnte Kapitel.

Wie ein Sommer- und Winterstücklein erzählt wird, und der Fuhrmann darüber zwei Zähne verlor.

Unverstand macht Schmerz und Schand.

Es war so recht im Herzen des Winters. Vor Kälte knappten die Bachen im Busch, und die Eichen sahen wie gepudert im Rauhreifen. Der Tobias saß in warmer Stube bei der Wirthin am Wortsack in Gladbach, und es saß da noch ein Gast, ein Fuhrmann fern aus dem Much, der hatte den Ofen, worin die hölzerne Sonne schien, zwischen den Knieen. Draußen sah man durch die eisgeblümten Fensterscheiben unter den Eiszapfen des Daches her auf dem evangelischen Kirchhofe eine Leiche begraben. „Ist doch Schade für den braven Mann, den sie da einscharren, schade, daß er nicht im rechten Glauben als katholischer Christ gestorben ist!" sagte die Wortsäckerin. „Wenn er ein braver Mann war," entgegnete Tobias, „so hatte er auch den allerbesten Glauben. Laßt Euch das nicht kümmern, Frau, was der geglaubt hat, denn das geht uns gar nichts an. Sorgt für Eure Wirthschaft, und überlaßt den Glauben unserm Herrgotte und den Leuten selber. Oder warum ärgert ihr Euch über die dort?" „Weil sie nicht glauben was wir glauben!" erwiederte die Wirthsfrau. „Und was glaubt Ihr denn wohl, wie viel Geld ich in der

Tasche habe?" frug Tobias. „Das kann ich nicht wissen!" „So rathet denn danach! nun! schnell!" — „Zwei Thaler will ich rathen." — „Fehlgeschossen!" rief Mathias und wandte die Taschen um; er zählte zusammen, und es waren noch nicht einmal sechs Groschen. „Seid Ihr mir nun böse?" frug er die Wirthin. „Ei, weshalb soll ich Euch denn böse sein?"

„Seht Ihr nun, wie thöricht Ihr seid," hub Tobias an, „daß die Leute dort in Sachen, die Euch weder nützen noch schaden können, anderer Meinung sind, das bringt Euch auf gegen sie, und obgleich ich weniger Geld habe, als Eure Meinung ist, so seid Ihr mir doch nicht böse. Darum habt Ihr aber wohl Recht, Euch zu bekümmern, denn das geht Euch an, sobald ich hier Euer Warmbier trinke. Da kümmert Euch nicht, was Euch angeht, und Ihr kümmert Euch um das, was Euch völlig gleichgültig sein muß." „Da habt Ihr vollkommen Recht," sagte der Fuhrmann, indem er ein Glas Branntwein herunterstürzte. Die Frau konnte auch nicht behaupten, daß es so Unrecht sei; aber sie berief sich darauf, daß ihr Pastor und die heiligen Mönche doch immer gegen den andern Glauben eiferten und behaupteten, daß der katholische besser ist. „Ei!" sagte Tobias, „ich wäre wohl ein Narr, wenn ich behauptete, daß die Holzschuhe und die Stiefel, die man anderwärts macht, besser wären, als die Schuhe, die ich mache. Da würde ich mir einen Riegel schieben vor den Brodschrank. So geht's auch mit den Herren in schwarzen Röcken. Höben sie die Schrappstüber auf, so würden sie nicht so schimpfen gegen Andersglaubende, von denen ihnen der Schornstein nicht raucht. Müßt ich die Schuhe umsonst machen, so würd ich den Leuten sagen, daß Holzschuhe die Füße wärmer halten in der Nässe und die Stiefel auch. So aber lobt ein Jeder sein Geschäft."

Unterdessen waren mehre Leute in die Stube getreten. Darunter war ein gar kleines hageres Männchen, den nannten sie Doctor. Der war aus dem Oberbergischen zu Hause, hatte anfangs etwas Theologie studirt und war dann Chirurgus geworden. Die Gäste alle, wie sie herein kamen, trampelten den Schnee von den Füßen und tanzten anfangs vor Kälte in der Stube herum. „Weiß doch der Teufel!" sagte Tobias, „wo das fremde Volk herkommt? Da kam ich so eben von der Wipperfürther Straße, da begegnete mir ein großer Schwarm Leute in leichten Sommerkleidern. Viele hatten sogar die Röcke ausgezogen und an einem Stocke auf die Schultern gehängt. Das waren gewiß keine Einheimischen. Die mußten wohl aus dem kältesten Rußland zu Hause sein." „Brrr!" sagte die Wirthsfrau, „es schaudert einem hinter dem warmen Ofen! In solcher Kälte Jemanden in Hemdärmeln zu sehen — da wird einem hühnerhäutig. Erzählt Ihr uns lieber etwas aus dem heißen Sommer, Meister Mathias, dann möcht einem heimlicher zu Muthe sein." „Ja," riefen Mehre, die des Mathias Weise kannten, „erzählt ein feines Stücklein, was Euch selber

begegnet ist; aber es darf nicht ein Titelchen dran gefärbt sein." „Pfui!" sagte Tobias, „das Lügen ist eine häßliche Sach und doch hat man viele Leute, die laufen und lügen; ich aber bleibe hier sitzen und bürge für die Wahrheit, wie unglaublich es klingt. Ich würd es selber nicht glauben, wenn ich es nicht mit angesehen hätte, aber so schnell kann ein Unglück geschehen sein. Es heißt ja auch: das Unglück habe breite Füße. Das hab ich erfahren."

„Erzählen! erzählen!" riefen alle Anwesenden, und Tobias begann: „Ihr habt wohl alle die schönen Buchenstämme gesehen, die am Feldrande der Idelsfelder Hardt stehen, wo die Schatzgräber so viele Heidentöpfe ausgegraben haben, drin der Teufel das Geld in eitel Asche verwandelt hat. Es sind die schönsten Buchenstämme, die man sehen mag. Der frühere Halfen zu Idelsfeld wollte diese Stämme abhauen lassen, weil sie in heißen Sommertagen die Schäfer in ihrer Faulheit bestärken." — „Das wäre doch Jammerschade," fiel der Doctor ein, „wer nur des Weges kommt, freut sich, die schattenreichen riesenhaften Fächer auf dürrer Haide zu finden. Den müden Wandersleuten bieten sie vor Sonnenstich und Regen Schutz, den größten Schafheerden um Mittag ein willkommenes Obdach." „Und manchem Schafskopf auch!" fiel Tobias ein, „wenn er sich müde gejagt hat oder sonst. Doch redet weiter, Herr Doctor."

„Sie sind den ganzen Sommer hindurch von Singvögeln bewohnt und werfen selbst im Winter das dürre Laub nicht ganz ab. Neben der Linde zu Wahn sind es die schönsten Bäume, die im ganzen Lande stehen, und ich freue mich jedesmal darüber, wenn ich des Weges komme. Die Bäume müssen erhalten werden, wenn auch die Regierung sie versichern sollte; es wird so mancher Groschen überflüssig ausgegeben, so kann man auch der Gegend diese Zierde erhalten. Doch wißt Ihr auch, weshalb viele Bäume im Winter ihr Laub nicht abwerfen, obwohl es dürr ist? Es ist ein feines Stückchen, das in die Sagenbücher von Montanus gehört, dem Ihr das erzählen mögt, wenn Ihr ihn kennt. Der wohnt ja in der Nachbarschaft. Es ist mir im Oberbergischen von einem alten Mann erzählt worden, das Mährchen vom Winterlaub."

„Nun, so hört doch auf das Sommerstückchen," unterbrach ihn der Mucher Fuhrmann. Die Andern meinten, wenn Tobias das Sommerstückchen erzählt habe, so solle der Doctor drauf das Winterlaub zum Besten geben, denn Laub das sei auch noch etwas, das wärmet, wenn auch zur Winterzeit keine Laubfrösche drin quacken.

Tobias fuhr fort: „Ei, der Idelsfelder wollte sie umhauen wegen des Unglücks, das aber, so lang die Welt noch stehen mag, schwerlich sich wiederholen wird. An einem heißen Julimittage war der Idelsfelder Schäfer mit seiner ganzen Heerde in den Baumschatten eingekehrt. Die Schafe und Böcke waren im Kreise um ihn gelagert und er saß, mit dem Rücken

an den Stamm gelehnt, auf dessen knorrigen Wurzeln. Der Hund schnarchte abseits im Feldgraben. Die Hitze, die Heimchen, die Ruhe schläferten den Schäfer, und wie er so vornherüber geneigt saß, so nickte er mit dem Kopfe. Dies sah ein jugendlicher streitmutiger Schafsbock, der stärkste, der bei der Heerde war, mit breiter Stirn und noch breitern Hörnern, die wie ein Ritterhelm den Kopf umwehrten. Er sah aus wie der gehörte Siegfried. Das weiß ja Jeder, daß die Schafböcke das Nicken mit dem Kopfe nicht leiden können, denn so fromm und mild die Schafe sind, so unfromm und wild sind die Böcke. Sogar wenn man die hohle Hand wiederholt gegen sie bewegt, sehen sie es als eine Herausforderung an und gerathen in Wuth. Als der Bock den Schäfer im Schlafe nicken sah, so glaubt er auch, der wolle ihn damit herausfordern, sich mit ihm zu stoßen. Der ritterliche Bock, der wohl recht tüchtige Hörner, aber wie so mancher Ritter, nicht viel dahinter hatte, und dem es als Schaf gar nicht zu verübeln war, wenn er eine Windmühle für einen Lindwurm angesehen hätte, sprang auf die Beine, und stellte sich etwa drei Schritte vor den Schäfer hin und nickte eben so mit dem Kopfe, wie der Schlafende that. Dieser nickte wieder und der Bock machte die stoßende Bewegung heftiger, aber aus der Ferne. So oft nun der Schäfer das Nicken wiederholte, so oft stieß der Bock in die Luft, immer wüthender, bis er endlich einige Schritte zurückwich, dann einen Anlauf nahm, und wie ein Ritter mit geschlossenem Visir mit seinen breiten Hörnern dem Schäfer gegen die Stirn rannte, daß der Schädel zersprang und der arme Mann aus dem zeitlichen in den ewigen Schlaf fiel. Ich hatte etwa 50 Schritte davon gestanden und zugeschaut. Mehre andre Leute, die des Weges kamen, blieben auch stehen und sahen lachend zu. Aber das Lachen verging uns, als der Schäfer maustodt in seinem Blute lag. Da liefen wir, so schnell wir konnten, hinzu. Aber ein wenig zu spät ist viel zu spät, besonders wenn der Tod dazwischen liegt. Das Erwecken hört auf. Da bleibt nichts anders übrig, als das letzte Werk der Barmherzigkeit, zu beklagen und zu begraben. Auch der Hund kam herzu, beschnüffelte den todten Herrn, ließ den Schweif hangen und ging hinter die Hecke und heulte. So geht's, wenn ein Unglück geschehen soll. Ein Unglück hat breite Füße, breit wie der Weg, so daß an kein Ausweichen zu denken ist. Ich hätte es nicht geglaubt, wenn ich's erzählen hörte und nicht selber mit angesehen hätte"

„Ei!" sagte der junge Doctor, „da könnt Ihr mir nicht übel nehmen, wenn ich's auch nicht glaube, daß es geschehen ist." — „Und Du" — fiel ihm der Fuhrmann zornig in's Wort — „Du magst es mir übel nehmen oder nicht, so sag ich's doch, daß Du nicht einmal einen Zahn ausbrechen kannst, obwohl Du Dich Doctor schimpfen läßt."

„Der Herr Doctor ist jetzt am erzählen," riefen die Andern; „das Winterlaub! das Winterlaub!" „und dann die Probe mit dem Zahn," sagte Tobias.

„Es ist zwar nur ein Volks-Mährchen," sagte der Doctor, seine Empfindlichkeit über die Beleidigung verbeißend. „So hört denn:

„Als der liebe Gott auch hier zu Lande die Herrlichkeit seines Reiches immer mehr ausbreitete, da mußte der Teufel sich in das Dickicht der Wälder und in die Finsterniß der Nächte zurückziehn. Da trieb er in Nacht und Wald allerlei bösen Spuk, zum Schrecken frommer Leute. Er sammelte seine Anhänger um sich, und wollte mit dem lieben Gotte um die Herrschaft streiten. Seine Gesellen aber riethen ihm, mit dem lieben Gott einen Vertrag zu machen, also daß die Herrschaft wechselte unter beiden, und daß der eine sich zurückziehe, wenn die Regierungszeit des andern anfange. — Drauf sind sie einig geworden, daß der Herrgott herrschen sollte, wenn das Laub auf den Bäumen sei, der Teufel aber, wenn es völlig abgefallen, und der Wald kahl da stehe.

Das hatte ein Zaunkönig erlauschet und hatte es dem Markolf hinterbracht, und dieser hatte es in den Wald geschrien und gepfiffen, daß es die Bäume alle wußten. Als nun der Herbst kam, daß sie ihr Laub abwerfen sollten, da blieben die fromme Tanne, die Walddisteln und Wachholder grün, und auch der Tarus, der Mistel, der Buchs und der Epheu blieben grün, und selbst die Eichen und Buchen, besonders die Maibuchen hielten viele ihrer Blätter fest, obwohl diese dürr und verfalbt waren. Sie hielten sie fest, bis der Mai ihnen das neue Grünlaub wieder brachte, auf daß der Teufel nicht sagen konnte: der Wald ist kahl und der Tag meiner Herrschaft ist da. Der Teufel sah, daß sein Reich zu Ende war, und mußte sich zurückziehn in die Tiefe der Erde, wo Kröten und Schlangen mit dem Gifte seiner Bosheit angefüllt sind. Nur in tiefer Mitternacht wagt er es noch hervorzutreten, jedoch kommt er dann blos als machtloser Spuk.

Drum hat aber der liebe Gott die fromme Tanne so gerade erhoben, weil sie ihm Treue erzeigte und ihr Grün nicht abwarf. Und die Walddistel und den Wachholder hat er mit scharfen Waffen beschützt, daß sie unverletzt bleiben, und sie alle hat er erlesen zur Zierde des Weihnachtbaumes. Den Epheu hat er mit seiner getreuen Eiche vermählt und den schwachen Ranken Dach und Stütze gegeben. Den Buchs hat er zum Zeichen der Freude bestimmt, auf daß er den Brautleuten beim Kirchgange vorgestreut werde. Die Buchen und Eichen aber, welche im Winter einen Theil ihrer dürren Blätter fest halten, sind im Mai am ersten und am schönsten begrünt, und sie zerreißt weder Sturm noch Wetterstrahl. Das wissen die frommen Landleute. Zwar treibt der Teufel im Winter, wann die übrigen Bäume ihr Laub abgeworfen haben, oft Böses mit Frost und Schneesturm. Wenn dann aber die Landleute in den Wald kommen, und sehen das dürre Laub noch fest an den Buchen und Eichen, so sprechen sie: des Teufels Reich ist doch zu Ende, der liebe Gott waltet noch, und wird uns das dürre Laub mit grünem vertauschen!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Das ist ein frommes, liebes Stücklein, das der Herr Doctor da erzählt hat," sagte die Wortsäckerin. „Wenn nur der Teufel nicht drin vorkäme," fiel der Fuhrmann ein, „der kann besser erzählen, als Zähn ausbrechen. Der zieht eher der Katze den Sterz aus, als einen Zahn!"

„Ich glaub auch nicht, daß er sein Probstück fertig brächt," meinte Tobias, und Alle riefen untereinander, für und gegen. „Was gilt die Wette?" sagte der Doctor. „Ja! wettet nur!" rief Meister Mathias, „der schmächtige Gauch zieht einem neugebornen Kinde nicht einmal einen Zahn aus, drauf wett ich, was Ihr wollt, mein ganzes Vermögen." „Einen ganzen Thaler verwett ich," rief der Fuhrmann. „Ich setze zwei dagegen," erwiederte der Doctor, der sich so sehr an seiner Ehre angefaßt sah, daß er nicht ausweichen konnte, und warf die Thaler auf den Tisch. Der Fuhrmann den seinigen daneben. Der Doctor griff in die große Seitentasche und zog den Instrumentenbündel hervor, nahm den englischen Schlüssel heraus, umwickelte ihn sorgfältig mit dem Taschentuche und rückte heran. Der Fuhrmann machte den Mund auf und zeigte eine Doppelreihe kerngesunder Zähne. Die Wirthin warf sich abwehrend dazwischen, aber sie wurde überschrien und auf Seite geschoben. Der Doctor setzte an und knack! brach der vorderste der untern Backzähne dadannen, als habe er nie im Munde geherbergt. Der Fuhrmann verdrehte die Augen ein wenig, spie dann das Blut aus und sagte: „Ihr bringt's aber nicht noch einmal fertig." „Recht so!" rief Meister Mathias. Das Hin- und Hergerede wiederholte sich. Auch der zweite Zahn flog auf den ersten Ruck hinaus, aber mit ihm kollerte auch der Doctor am Boden. Als der Fuhrmann sah, daß der Doctor doch sein Handwerk verstand, so wollte er ihm auch ein Fuhrmannsprobstück ablegen. Doch bald war Alles wieder versöhnt und der Doctor steckte erst das Geld, und dann den Zahnschlüssel ein.

Merks: Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Schäfer einen härtern Kopf und der Fuhrmann einen nicht so harten Kopf gehabt hätte. Solche Hartköpfe, wie der Fuhrmann zeigte, haben schon manchen Zahn gekostet und Manchem das Brod aus den Zähnen gerissen. Das sieht man täglich an Processen, die nicht zur Wahrung von Rechten, sondern nur unternommen werden, um Anderen zu schaden. Das alte Sprüchwort: „Wer nicht wettet, gewinnt nicht," kann man auch umkehren und sagen: „Wer nicht wettet, verliert nicht." Wer aber auf Anderer Schaden, ohne Aussicht auf eignen Vortheil, wettet, der verliert immer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das sechszehnte Kapitel.

Was von den Teufelserscheinungen und Gespenstern zu halten ist.

Man soll den Teufel nicht an die Wand malen, sonst ist er da.

Die Christjungen im Dünfeld waren nicht so bange, als der alte Mottenmann von Lützenkirchen, der am späten Abend von Schlebusch über den Eselsdamm durch's Dunkel ging, und an den Hermesdüvel dachte, der dort im Busche spuken soll. Nun sah er zwar nichts Verfängliches, aber er hörte etwas rauschen und knistern, dicht an seiner Seite, wie er vermeinte. Wenn man aber Nachts im Mondschein ein Geräusch in der Nähe vernimmt, und gar nichts sieht, das es verursachen könnte, so ist dies doch so gar heimlich nicht. Dem Mottenmann kam der Grines, wie man zu sagen pflegt, d. h. es grausete ihn. Er blieb stehen. Da hörte das Geräusch auf. Er ging wieder. Da rauscht es auch wieder, und je

rascher er ging, desto stärker ward das Geräusch. Da konnt er sich nicht halten, und es lief der alte Mann so schnell er konnte. Je schneller er lief, desto stärker das Geräusch, das ihm zuletzt wie ein Mühlwerk zu klappern schien. Hinter Athem stürzte er zu Käsundbrod in ein Haus, und es dauerte lange, bis er sich soviel verschnauft hatte, daß er erzählen konnte von dem Gespenste, das er gehört hatte. Doch wie die Anwesenden ihm andächtig zuhörten und er auf- und abgehend in der Stube, es recht deutlich machen wollte, wie er das Gespenst vernommen hatte, — da wiederholte sich dasselbe Geräusch. Es war nichts anders, als seine steifen bockledernen Beinkleider, die bei der raschen Bewegung also gerasselt und ihn in die Angst getrieben hatten. Er hatte im Walde an Alles gedacht, nur an die Beinkleider nicht, und hätte wohl lange laufen können, ehe er einem so sorgfältig angeschnürten Kleidungsstücke entlaufen wäre. Bei Tage hatte er nie auf das Geräusch geachtet. Aber Nachts, wenn Alles still ist, schärft der Aengstliche die Ohren. So entstehen die meisten Gespenster.

Die drei Christjungen im Dünfeld waren so ängstlich nicht. Es waren Christpeter, Christhannes und Christdierich, die kühnsten Burschen des Dorfes, und vermaßen sich, den Teufel selber nicht zu fürchten. Das will viel sagen zu einer Zeit, als die Franzosen, d. h. die mit ihnen gekommene Aufklärung, hier zu Lande die Teufel und Gespenster noch nicht ausgetrieben hatten. So kam eines Abends, als sie in ihrer Wohnstube mit dem Mathias und Andern am Karttische saßen, die Rede von Unerschrockenheit, und der Peter erbot sich, um Mitternacht einen Schädel zu holen aus dem Beinhause an der Kirche zu Schlebuschrath. Und er that es, und sein Bruder, der Christhannes trug den Schädel zur selbigen Stunde wieder zurück und brachte ein Bein mit, das der Dierich zurück trug und einen Rückenwirbel zum Wahrzeichen mitbrachte. Den sollte der Tobias zurücktragen. Doch der dachte: das ist keine große Kühnheit, nicht zu erschrecken vor etwas, wovon man weiß, daß es todt ist; aber ich will eine andre Prob anstellen. Und statt nach dem Kirchhof zu gehen, ging er zum alten Hei. Der hatte eine Teufelslarve, so wie sie beim Thierjagen gebraucht wird, aus schwarzen und rothen Tuchlappen zusammengesetzt, mit einem fürchterlichen Horn an der Stirne. Diese Larve legte er an und ging dann nach Dünfeld zurück, wo der Dierich bereits zu Bette gegangen war, die beiden andern aber noch am Karttische saßen und spielten. Tobias schlich unbemerkt die Treppe hinauf an das große Familienbette, welches den unverheiratheten Brüdern gemeinsam zur Schlafstelle diente, und worin der Dierich bereits wandwärts schnarchte. Er legte sich still neben ihn und zog die Decke bis an die Larve. Unterdessen wurde es auch dem Christhannes zu lang mit dem Karten und dem Warten auf den Tobias. Er ließ den Bruder noch mit ein paar Andern fortspielen, und ging auch den hölzernen Berg hinauf, entkleidete sich, und legte sich

im Dunkel neben den Mathias Tobias. In der Meinung, er liege neben seinem Bruder, sagte er ein Vaterunser und schlief ungewiegt darüber ein. Als die da drunten genugsam über das Ausbleiben des Tobias geschimpft hatten, warfen sie endlich die Karten auf den Tisch, und die Nachbarn gingen nach Hause, Christpeter aber, nachdem er die Hausthüre sorgfältig geschlossen hatte, schritt die Treppe hinauf, mit dem Lichte in der Hand, auf die Schlafkammer. Kaum hatte er das Licht niedergesetzt und den Abendsegen zu beten begonnen, als ein brüllender Laut seine Augen auf das Lager zog. Lautschreiend sprang er aus der Stube, die Treppe hinab in den Hof. Von dem Geschrei und Gebrülle geweckt, schauten die entkleidet im Bette Liegenden neben sich, sahen die Larve, und vermeinten, der Teufel habe sich zwischen ihnen niedergelassen. Der Christhannes war bald aus der Stube und aus dem Hause; aber der arme Dierich fand sich in der schlimmsten Lage, rechts die undurchdringliche Wand, links den Teufel, der ihn packte. Aber mit einem Male, so wie man ein Flintenschloß losdrückt, war er auf den Beinen, über das Fußende aus dem Bette und den beiden Entflohenen beigesellt, die am Nachbarhause anpochten und Einlaß fanden. So hatte der Tobias die kühnsten Burschen des Dorfes in Schrecken gesetzt, daß sie für die Nacht heimzukehren fürchteten. Erst am andern Morgen betraten sie ihre Wohnung wieder, mit Weihwasser und Rosenkränzen bewaffnet. Da war nichts Ungeheures mehr zu sehen. Der Tobias hatte Zeit gehabt, sich unvermerkt hinweg zu schleichen. Nun wären die kühnsten Burschen wohl zu ängstlichen geworden, wenn Tobias bald darauf nicht wiedergekehrt wäre und ihnen die Larve gezeigt und den Hergang erzählt hätte. Da erhielten sie ihren früheren Muth wieder, dachten aber an jene Nacht all ihr Leben lang, besonders der Christdierich, dem vor Schrecken das Haar gebleicht war, weiß wie eine Taube und was auch nachmals, als er alt geworden, so weiß geblieben ist, wie Alle wissen, die ihn vor 20 Jahren gekannt haben.

Einige Jahre hernach veranlaßte Tobias, daß eine ganze Familie über ähnlichen Schrecken dem Hause entflüchtete. Er hatte den Ackerwirth Kierdorf zu Schlebusch, der ein sehr braver Mann war, aber häufig ein Glas über den Durst trank, in völliger Bewußtlosigkeit des Branntweinrausches mit Kienruß so geschwärzet, daß nur das Weiße in den Augen und die Zähne nicht gefärbt waren. Schwarz wie einen jungen Teufel bracht er ihn nach Hause. Als der nun auf gewohnter Schlafstelle schnarchte und die Frau eines Kleides wegen das Licht anzündete, vermeinte sie, den Teufel neben sich zu haben und kollerte aus dem Bette. Nun schrie sie zwar: „Alle guten Geister loben Gott!“ und was sonst die Bettelmönche frommen Leuten gegen Spuk und Gespenster beten gelehrt haben; aber der Satan wich nicht von der Stelle. Auf das Geschrei kamen Knecht und Magd und Kinder hinzu, und Alle nahmen die Flucht, bis endlich ein

beherzter Mann, der alte Hei, hinzutrat und den Leuten klar machte, daß zwar der Leibhaftige, aber nicht der leibhaftige Höllenfürst, sondern ihr leibhaftiges Hauskreuz im Bette schnarche, den man mit ein wenig Waschwasser wieder zum Christenmenschen machen könne. So macht der augenblickliche Schrecken nur die Gespenster, und die kaltblütige Untersuchung treibt sie aus. Leuten aber, die gewohnt sind, sich dem ersten Schrecken zu überlassen, kann es gehen, wie dem Schäfer zu Schlebusch, der durch einen Wärwolf getödtet worden ist.

Da wohnt ein Schäfer auf dem Sand, der war ein sehr zaghafter Mann. Obwohl er am Tage draußen, und Abends in der Wirthsstube gar breit um sich warf mit kühnen Worten, so schlich er Nachts auf einsamem Wege gar ängstlich einher und liebte dann mehr als je die menschliche Gesellschaft. Nun war er eines Abends lange im Dorf im Wirthshause geblieben und Tobias hatte ihm bis Mitternacht aufgepaßt auf der Brücke. Da hatte er eine große Breche oder Flachsäuel, womit man die Hanf- und Flachsstengel zu zerdrücken pflegt, mit Tüchern umhängt, daß es aussah wie ein Thier. Er war darunter gekrochen und hatte sich dem Schäfer auf den Weg gestellt. Als dieser ankommt und in hellem Mondschein das Ungethüm sieht, da meint er, es sei ein Wärwolf, und will ausweichen. Das Thier aber vertritt ihm den Weg und rückt ihm auf den Leib. Da nimmt er die Flucht und läuft, bis er vor Schrecken hinstürzt. Tags drauf war er eine Leiche.

Solches Unheil bringt die Gespensterfurcht, welches die dummste Furcht auf der Welt ist, denn aller Spuk und Gespenster sind nur ungelegte Eier, und die Leute machen sich entweder selber bang, wie der Mottenmann vor seinen bockledernen Beinkleidern erschrack, oder sie werden von Andern betrogen, wie der Tobias viele Hunderte angeführt hat. Unchristlich aber ist insbesondere die Furcht vor Leichen, denn die Todten sind stumm und regungslos, und das natürliche Gefühl, das uns beim Anblicke eines Todten unangenehm ergreift, ist nur der Gedanke an unsre eigne Auflösung. Da müssen wir uns ja aber immer vor uns selber fürchten, denn Jeder trägt seinen Schädel und Beine nach. Die unsinnige Furcht, bei einem Sterbenden zu verweilen, hat schon Manchen in der letzten Stunde aller Hülfe beraubt und manchen erkrankten oder verwundeten Wanderer, der von einem Gespensterfürchtigen gefunden worden, rettungslos gemacht, da ihm sonst noch zu helfen gewesen wäre.

Die Franzosen haben hier zu Lande die Gespenster und Heren, wie angedeutet, großentheils ausgetrieben. Es ist aber zu wünschen, daß auch noch der letzte Rest verbannt werde durch die Schule und wahre Aufklärung. Nur die Furcht vor bösen Menschen ist natürlich zu erklären. Man soll sich aber vor Nichts Anderem fürchten, als vor bösen Handlungen, vor eignem Unrecht. Gewöhnlich ist die Furcht das Zeichen eines bösen

Gewissens. Häufig aber auch die Folge der verkehrten Erziehung. In früherer Zeit der Rohheit glaubte man die Menschen mit allerlei Schreckmitteln in Gehorsam erhalten zu müssen. Schon dem zarten Kinde wurde darum Gespensterfurcht eingepflanzt. Selbst der Kinderfreund Nicolaus und das Christkindlein wurden als Schreckbilder dargestellt und in der Bescherungsnacht zogen die Beschenkten die Decke über den Kopf. Das war sehr verkehrt, weil es keine freie Männer bilden kann, und eine große Qual ist, sich zu fürchten. Die Furcht vor Gespenstern liegt jeder andern Furcht nahe. Wer an Furcht gewohnt ist, fürchtet leicht. Die Nacht ist freilich nicht so freundlich als der Tag, man stolpert im Dunkel, verliert den Weg, und stößt leicht an. Das aber sind natürliche Sachen, und des Uebernatürlichen ist bei Nacht so wenig, als am Tage. Darüber war Tobias hinaus. Selbst vor den Spitzbuben fürchtete er sich bei Nacht nicht. Er pflegte zu sagen: bei Nacht seien alle Kühe schwarz, und wenn er die Spitzbuben nicht sehen könne, so sähen sie ihn auch nicht. Dazu führe er einen guten Stock mit, das sei ein Gewehr, das immer geladen sei, und auch jedesmal losgehe, wenn's erforderlich. Sollte man aber Gefahr haben, angegriffen zu werden, so sei Nachts keine Waffe besser, als eine Handvoll Sand, Asche oder Schnupftabak, die man dem Angreifenden in die Augen wirft, was ihn so blendet, daß man Zeit genug gewinnt, von dannen zu kommen. Das ist ein unblutiges Wehrmittel, was sich jeder Hausmann merken mag. Es ist in jeder Apotheke zu haben, und ich weiß aus eigner Erfahrung, daß es probat ist. Man kann damit mehr Gespenster und schädlichere verscheuchen, als mit Teufelsgeißeln und Exorcismus, mit allen mönchischen Beschwörungsformeln. Seit wir aber keine Mönche mehr haben, welche die Gespenster für Geld austreiben, sind auch die Gespenster fast ausgestorben.

Merks: Wenn lügenhafte Leute keinen Gewinn davon hätten, so würde aller Spuk verschwinden, auch der sogenannte demokratische.

Das siebenzehnte Kapitel.

Wie Tobias in den knüppelrussischen Kriegsrath aufgenommen wurde, und was sich zu Bensberg begab.

Unverhofft kommt oft.

Als die Franzosen vom Jahr 1806 bis 1813, sieben volle Jahre, hier im Lande gewesen waren, und der Kaiser Napoleon hatte die Söhne des bergischen Landes nach Spanien und Rußland geschleppt, und mußten Leute tödten, der eine mit der Lanze, der andere mit der Muskete, und doch hatten ihnen die Leute nichts gethan und wußten nicht, warum sie sich in fremdem Lande herumschlugen, da es daheim im Frieden besser gewesen wäre; so dachte mancher brave Mann: Wir sind lange genug französisch gewesen, und möchten lieber wieder deutsch sein. Auch war sonst noch Manches ungleich unter der Franzosenherrschaft. Der Bauer klagte über die Steuern. Der Fabrikant konnte nicht fortkommen. Der Zoll war eine große Quälerei, besonders wegen englischer Waaren. Das Schlimmste aber war, daß man nichts sagen und klagen durfte, wie einem zu Muth war. Wenn's auch schlecht geht, und man kann sein Herz ausschütten und sein Leid klagen dem Nachbar, so wird's erleichtert. So aber mußte man schweigen und Jeder seine Unlust in der Brust verschließen, denn wer sich gegen die Regierung nur im Geringsten ausließ, der wurde nach Düssel-

dorf vor das Kriegsgericht geführt. Das machte mit den Rebellen kurzen Proceß und ließ sie ein wenig todt schießen. Dabei wurde auf's Allerstrengste drauf gesehen, daß nichts geschrieben oder gedruckt wurde, was der Regierung nicht angenehm war. Wenn es auch noch so viel Kopf hatte, das brachte um den Kopf. So etwas trägt sich wohl leicht, nachdem Krieg im Land war, denn der Krieg ist die schlimmste Knechtschaft. Wenn aber wieder ein paar Jahre Frieden gewesen ist, dann wird der Krieg vergessen, und die Leute fühlen gerade den Schuh am meisten drücken, den sie just am Fuß haben. Je länger der Frieden dauert, desto empfindlicher fühlt man's. Das hat man in diesem Frühjahre gesehen, da der Frieden 33 Jahre gedauert hat.

Wenn aber der Landesherr ein Landsmann ist und kein Ausländer, dessen Sprache der Bauer nicht einmal verstehen kann, so ist das nicht so schlimm, und am mildesten ist es noch, wenn der Landsmann Landesherr ein gerechter und milder Fürst ist. Denn wie man dem leiblichen Vater nicht so übel nimmt, als dem Fremden, wenn er uns kurz hält, so ist es auch mit dem Landesvater unter Land und Leuten. Von seinem Vater leidet man eher eine Ohrfeige, als von dem Fremden ein schiefes Wort. Man denkt: der Vater meint's doch gut, und ich hab ihm dies und das zu danken; aber der Fremde mag es meinen wie er will, was ihm lang ist, ist mir breit und kriegt mit der nämlichen Elle gemessen. Aber in 33 Friedensjahren kann man sich so an den Frieden gewöhnen, daß man ganz vergißt, wie es den armen Leuten im Krieg zu Muth ist, und meint dann, es müsse einmal anders werden. Der Mensch liebt die Veränderung, und die veränderlichsten Menschen lieben sie am meisten. Wenn auch der Landesherr noch so gut wäre, so ist er doch ein Mensch, und jeder Mensch hat seine schwache Seite, wo Gott dem Adam die Rippe nahm, und der Fürst ist nicht allwissend und hat oft ungerechte Räthe, die ihn nicht wissen lassen wie die Sachen stehen, und lieber einen faulen Kram beibehalten, als selber etwas verlieren. Aber wären all die Leute auch wie Engel, und wär auch Alles so gut, wie es nur sein kann, so haben die Leute bei langer Friedensdauer Zeit, darüber nachzudenken und allerlei Ideen zu machen, wie es noch besser sein könnte. Das ist nun ein schlimmes Ding, so eine Idee, sowohl in der Hauswirthschaft wie im Staatswesen. Wenn der Mensch nicht fehlhaft wär, keine Leidenschaften, keine Gewohnheiten und Bedürfnisse hätte, dann könnte man wohl mit Ideen die Haushaltung führen. Aber von Ideen lebt man nicht, sondern vom Essen und Trinken. Nach den Ideen richten sich die Leute nicht, sondern Jeder nach seinem eigenen Kopfe. Drum gilt im Staatswesen keine Idee, d. h. wie es wohl sein könnte, wenn die Menschen wären, wie sie sein sollten, — sondern nur allein die Erfahrung. Diese Erfahrung ist die Wissenschaft, wie man die Sachen nehmen muß wie sie sind, und die Kunst, die Ideen

der Wirklichkeit anzupassen, sowie auch, sich in das Unveränderliche zu fügen und sich gar keine Idee in den Kopf zu setzen, die gegen die Möglichkeit streitet. So eine verkehrte Idee und Flausenmacherei ist z. B. die, daß alle Leute gleich sein sollen im Vermögen und in Kenntnissen. Das ist freilich eine schöne Idee. Aber wenn der allmächtige Schöpfer dies hätte haben wollen, so müßten die Menschen auch alle gleich sein an Größe, Kraft, Verstand und allen Gaben, die man von Gott und nicht von den Menschen hat. Es dürften auch keine Männer und Weiber mehr sein; denn das ist auch ein Unterschied von Mutterleib an. Da lehrt nun die Erfahrung oder die Geschichte, wie es früher zugegangen ist, wenn solche Gleichheits-Ideen aufkamen, und mit welchem Erfolge man sie durchzuführen versucht hat. Da findet sich heraus, welche Idee ausführbar ist, und welche nicht.

Die schönste und jedem edlen Volke zusagende wohl ausführbare Idee ist die eines freien gleichberechtigten einheitlichen, nach dem Volkswillen durch einen heimathlichen Regenten mit Volksvertretung regierten Volkes. Ein solcher Wunsch wurde im Jahre 1813 im Volke gehegt und gepflegt. Dazu mußte man erst die Franzosen fortschaffen und das ging so leicht nicht. Aber wenn der Mensch den guten Willen hat, ein frommes Werk zu thun, so verzählt er sich nicht, wenn er auf Gottes Beistand rechnet. Der alte Fischmattheis aus Wiesdorf hatte längst profezeit, die Franzosen würden nicht lange herbergen bei uns, und er würde ihnen noch auf den Rücken sehen. Wenn man ihm dann die Hundert-Tausende in den Armeen Napoleons vorzählte, dann sagte er ganz kurz: laßt Gott damit gewähren, sie sind bei uns Deutschen nicht im Taufbuche.

Im Jahre 1813 wußten alle Stände nicht blos von Knechtschaft zu sprechen, wenn sie aus den Volksversammlungen nach Hause kamen, und wie heut zu Tage der Fall ist, sprachen: „nun haben wir einmal recht gehört, daß wir in der Knechtschaft und Sclaverei leben.“ — Im Jahre 1813 wußten es die Leute schon aus leidiger Erfahrung, man brauchte es ihnen nicht einmal zu sagen, und durft es sogar nicht einmal sagen, wenn man eben sein Leben lieb hatte. Eine solche Rede wäre mit dem Tode bestraft worden. Als aber um Lichtmessen mit den ersten Lerchen die Nachricht kam, daß unser Herrgott das unüberwindliche Heer der Franzosen nicht blos geschlagen, sondern gänzlich aufgelöst hatte durch Frost und Hunger — da regte sich in allen deutschen Herzen die rechte Idee der Freiheit und Einheit des Vaterlandes. Von Mund zu Munde gingen die begeisternden Worte, zwar leise, wie die Lerchen vor Lichtmeß flüstern, aber doch in's innerste Herz.

Es ist eine schöne Sache die Freiheit. Ohne sie gibt es keine rechte Freude, keine rechte Tugend. Leider wird dies Wort zu sehr mißverstanden. Freiheit ist nicht, daß man Alles thun kann, was man will, das

Gute und das Schlechte. Sondern Freiheit besteht darin, daß man Alles thun und lassen kann, wie es recht ist, und die andern Menschen nicht in ihrer Freiheit stört. Die ganze Freiheit und Gleichheit gründet auf dem Worte des Heilandes: „Was du nicht willst, das dir geschehe, das füg auch keinem Andern zu.“ Dafür ist das Gesetz, welches diesen Spruch zur Grundlage haben muß. Das Gesetz, wenn es gut ist, ist Nichts anderes, als die Vorschrift, wie sich Jeder verhalten muß, auf daß alle Menschen gleich frei sind. Wer also nach dem Gesetze lebt, wer das Gesetz zu seinem Willen macht, der lebt frei und glücklich. Der böse Mensch aber, der das Gesetz nicht achtet, der wird durch das Gesetz in seinem Willen gestört, und kann darum auch nie frei sein. Jeder Mensch, der den Willen hat, Böses zu thun, ist in Knechtschaft des Bösen. Aber ein Gesetz, welches so beschaffen ist, daß es nicht für die Menschen paßt, die darnach leben sollen, das ist auch nicht recht, und deshalb ist es nothwendig, daß jedes Volk durch seine kluggewählten Abgeordnete die Gesetze macht; so werden sie auch so ausfallen, wie sie für die Gesammtheit am besten passen, und ein Volk, das nach solchen Gesetzen regiert wird, kann man wohl ein freies Volk nennen. Sind die Gesetze, die ein Volk, oder sein Fürst, oder der Adel macht, nicht für alle gleich und nicht frei genug, so ist das noch keine Knechtschaft, sondern eine Bevormundung. Die Knechtschaft fordert nämlich, daß man einen Fremden zum Herrn hat.

Die Franzosen aber, als sie hier im Lande herrschten, hatten unsere Gewohnheiten und Bedürfnisse gar nicht beachtet, und blos nach ihrem Kopfe regiert. Darum war die Knechtschaft vollständig. Als nun im Februar die Nachricht kam, daß Napoleons Kriegsmacht vernichtet sei, da sah man darin einen Fingerzeig Gottes, daß unser liebes Vaterland das Joch der Knechtschaft abschütteln sollte, und einsichtige, rechtschaffene Männer faßten den Vorsatz, dazu zu helfen; die Uneinsichtigen aber und die Unredlichen, die von der Freiheit hörten, dachten auch andern Nutzen daraus zu ziehen und sich auf Kosten Anderer zu bereichern. Als Ende Januar eine neue Aushebung zur Verstärkung der französischen Armee ausgeschrieben wurde, da widersetzten sich die Rekruten, jagten die Aushebungsbeamten fort, und zogen von Ort zu Ort durch unruhige Köpfe verstärkt, gegen die Steuerkassen und Tabakladen (Regies) aus, nahmen die Gelder weg und zerstörten die Amtsstuben und Aushängeschilder. Es waren keine ordentliche, besonnene Leute, die dies thaten, was in der Hauptsache, zur Vertreibung der Franzosen, doch nichts nützen konnte, sondern es waren meistens nur Leute, die darauf ausgingen zu rauben. Einige brave Leute aber waren gezwungen worden, als Anführer mitzugehen. Andere, die nicht tiefe Einsichten hatten und nicht weiter sahen, als die Nase reicht, ließen sich durch Vorspiegelungen bethören. Weil alle diese Leute sich erhoben hatten, in der Hoffnung, die Russen würden nun bald kommen,

ihnen zu helfen, und weil sie meistens blos mit Stöcken oder Knüppeln bewaffnet waren, so nannte man sie spottweise die Knüppelrussen, oder auch die Speckrussen, weil sie einen guten Appetit mitbrachten, wohin sie kamen, und lieber fett aßen als mager, lieber Fleisch speiseten, als Erdäpfel, und deshalb bei den Bauern die Schinken und Speckseiten in den Schornsteinen und Rauchkämmerchen aufräumten. Der Bauer, der hier zu Lande überhaupt sehr selten Fleisch kocht, nimmt zu dieser Festmahlzeit meist nur Schweinfleisch, weil er kein anderes hat. Die Knüppel- oder Speckrussen aber zogen in großer Schaar von Lindlar herab auf Bensberg, unter ihrem Anführer Schwamborn, der ein Mühlenknecht war und nun auf einmal General wurde. Der General Schwamborn trug außer dem gemeinsamen Abzeichen R, das mit weißer Kreide auf den Hut gemalt war, einen blauen Kittel für Uniform und hatte darüber einen alten Säbel umgeschnallt. Alle, die einen Säbel hatten und in Kitteln einhergingen, waren seine Offiziere. Die übrige Armee war mit Stöcken, Mistgabeln und Heugabeln bewaffnet. Wer die längste Heugabel trug, wurde Unteroffizier. So richtete sich der Rock nicht nach dem Range, sondern der Rang wurde durch Rock und Waffe bestimmt, auf daß es doch nach etwas aussah. Mag nun Jemand einen Kittel oder einen Waffenrock tragen, so macht dies gar keinen Unterschied in Muth und Tapferkeit. Unter manchem blauen Kittel schlägt ein viel tapfereres und edleres Herz, als unter Stern und Band eines Generalsrocks im Heer. Aber das Kriegführen will auch gelernt sein, und es muß nicht blos nach etwas aussehen, wie die gemalten Soldaten, die man in den nürnberger Schachteln oder in den Bilderladen kauft. Zum Kriegführen gehört sich Bewaffnung, Uebung in den Waffen, gute umsichtige Führung, die eines Erfolges gewiß ist, und den Sporn zur Tapferkeit bildet.

Es war eine rechte Freude, zu sehen, wie herzhaft und tapfer die Schwamborn'sche Armee in Bensberg einrückte, und hier ihr Lager bezog. Da es sonst nichts Grünes gab, hatte schon am Bockenberge jeder ein Tannenreis abgebrochen und auf den Hut gesteckt, und so sah es nach etwas aus. „Hurrah! Russen! Es leben die Deutschen! Tod den Franzosen!" riefen sie alle durcheinander. Doch waren sie noch so wenig einexercirt, daß wenn einer den Russen ein Vivat brachte, der Andere die Franzosen sterben ließ, und so ging es auch mit den Füßen, denn wenn der Eine den rechten Fuß aufhob, so hob der Andere den linken, und traten sich auf die Fersen, wenn sie dicht hintereinander gingen. Drum schritten sie ganz frei, der Eine vor und der Andere nach, und so geräumlich neben einander, daß Jeder noch für sein Schätzchen Platz gehabt hätte. Der Weg war ja breit genug, und lang genug war er noch mehr, sonst wären sie so weit nicht gekommen. So sah es aber auch nach etwas aus, und man konnte hernach erzählen, der Zug sei so zahlreich gewesen, daß man wohl

an zwei Stunden gebraucht hatte, um mit all den Mannschaften am Kleinenweiher vorbeizukommen. Der General Schwamborn ging mit gezogenem Säbel in festem Schritte voran. Er hatte den allergrößten Tannenzweig auf dem Hute, eine Pfauenfeder und den ganzen Schweif eines weißen Hühnerhahnen, den er zu Overath gespeiset hatte, daneben. Da kam sein erster Hauptmann, der schwarze Höller, mit der Kavallerie, die aber noch zu Fuße ging, weil sie die Pferde erst den Franzosen abnehmen wollten. Sie ließen aber Lücken zwischen sich, daß wenn sie auch zu Pferde gesessen hätten, das eine das andre mit Hintenausschlagen nicht hätte erreichen können. So gewöhnte sich diese kluge Reiterei schon bei Zeiten an Vorsicht. Als die Kavallerie vorbei war, kam die Artillerie unter dem berüchtigten Brigadier Kahrkötter, einem verdorbenen Pferdemäkler, zwar unbespannt und ohne Geschütze, aber diese sollten ja noch erobert werden, und dafür hatte man Riemen über die Schulter, woran Flaschen hingen und Krüge mit Couragewasser. Auch trugen Einige Tragkörbe oder Kiepen auf dem Rücken mit allerlei nützlichen und angenehmen Gegenständen, die man größtentheils unterweges auf Nimmerwiedergeben geliehen hatte, da man sie zum Geschenk nicht erhalten konnte. Nach dieser Artillerie zog ernsten Schrittes, unter dem Hauptmann Schmitz, einem Ackerknechte, das Fußvolk einher, mit Mistgabeln und Stöcken bewaffnet, die immer geladen waren und nie versagten. Kappesgottfried führte den Nachtrab.

Der Einzug in Bensberg wurde unter Glockengeläute mit der größten Unerschrockenheit ausgeführt, und die beiden Schlösser, das alte und neue, ohne Schwertstreich eingenommen. Der Feind hätte sich vielleicht gewehrt, wenn einer da gewesen wäre. Es lag aber im ganzen Lande kein Militär, als in Düsseldorf nur eben so viel, als zum Wachtdienste erforderlich war. Den einzigen Widerstand fanden die Knüppelrussen bei dem Einrücken in die Wirthshäuser, denn Keiner wollte der Letzte sein, der ein Glas Branntwein zugebracht erhielt, und drum gab es ein Gedränge in den Thüren, weil Jeder dachte: wer zuerst in die Mühle kommt, kriegt zuerst gemahlen. Der General Schwamborn wählte das Kaffeehaus zu seinem Hauptquartier und erhielt eine Ehrenwache, die das Gewehr mit der Heugabel präsentirte. Da hättet ihr ein tapferes Heer sehen sollen, was das eine Klinge schlug und wacker einhieb in die Bretzlen und Semmel, in die Schüsseln und Teller. Doch aßen sie nur, was darauf war, und ließen den Porzellan ungebissen. Der Tobias war auch dabei. Er hatte schon Tags vorher auf die Nachricht von dem Vorrücken der speckrussischen Truppen sich zu dieser Armee geschlagen, und war zum Generalstabe in's Kaffeehaus gezogen, wo die Sache am merkwürdigsten herging. Von dort gingen alle Befehle aus, die recht bündig waren, und als Tobias einige vielbelachte Possen gemacht hatte, so wurde er von dem General in den Kriegsrath aufgenommen.

Als die Vordersten schon ein paar Stunden sich in den Wirthshäusern gütlich gethan hatten bei Bier und Branntwein, sahen sie sich auch nach den Andern um, die auf verschiedenen Hofstellen Besuche abgestattet hatten, um rüstige Burschen zum Zuzuge zu nöthigen, oder Geld und andere Kleinigkeiten in Empfang zu nehmen. Wenn man in den Krieg zieht, kann man nämlich vielerlei brauchen, doch ist es rathsam, statt der schweren Möbelstücke, die man vielleicht später einmal im Bürgerstande braucht, Geld zu nehmen, weil es tragbarer ist.

Einer der Gewalthaufen zog durch den Königsforst herauf. Er hatte Tags vorher, auf Lichtmeß, in Bensberg einrücken sollen, war aber über die Eschbach auf Volberg gezogen, wo sie die Volberger Ackerer mit Mistfahren, die Bäcker mit Backen, überhaupt jeden Mann mit der Arbeit beschäftigt fanden, die man Werktags zu thun pflegt. Volberg ist nämlich eine evangelische Gemeinde, und darum kehrten die Volberger sich nicht an den Muttergottestag, der damals von den Katholiken am 2. Februar gefeiert wurde. Der Gewalthaufen der Speckrussen aber, der nur aus Katholiken bestand, fand hier willkommene Gelegenheit, das Kirchengebot in Anwendung und den Muttergottestag auch unter den Lutheranern in Ansehen zu bringen. Sie zwangen die Mistfuhrleute auszuspannen, befahlen, alle Geschäfte einzustellen, und die Sonntagskleider anzuziehen. Dafür war besonders die Schuljugend dankbar für den Spieltag, so wie Knechte und Mägde für die Ruhe. Auch wurde das Festtaggeläute in der Kirche veranstaltet und der Pastor mußte predigen, er mochte wollen oder nicht. Die Frauen aber und Köchinnen durften nicht feiern, sondern mußten die Küche wahrnehmen und recht viel Speck kochen. Denn die Speckrussen blieben den Tag und die Nacht über da, um gewissenhaft dafür zu wachen, daß der Feiertag nicht verletzt werde. Etwa 11 Uhr Vormittags zogen sie den Ziegenberg hinauf vor's alte Schloß zur Hauptarmee. Dort ließ General Schwamborn zum Appell blasen, wozu man jedoch weder Hörner noch Posaunen anwandte, sondern auf den Zeigefingern blies, wie es die Jäger machen, die gerade keine Jagdpfeife haben. Da wurde denn eine Art Musterung oder Zählung gehalten, und als man in das achte Hundert hinein gezählt hatte, veranschlagte man die übrigen in Bausch und Bogen. Der General ernannte sodann verschiedene Quartiermeister und ertheilte den Befehl, für gute Verpflegung der Truppen zu sorgen. Das Billetschreiben hielt man aber für zu umständlich. Jeder Quartiermacher hatte ein groß Stück Kreide in der Hand und nun ging's von Haus zu Haus. Soviel Kreidestriche auf die Thüre kamen, soviel Stöcke oder Mistgabeln rückten ein. Als dieser Befehl ertheilt war, bezeichnete der General die Schaaren, welche zu den verschiedenen Regies oder Tabakladen und Bürgermeister-Aemtern der Umgegend ziehen sollten, um die französischen Adlerschilder zu zertrümmern, die Mö-

bel entzwei zu schlagen und Acten und Tabak zum Fenster hinaus zu werfen. Vor Allem aber sollte darauf gesehen werden, daß die Fußmaße, womit man auf den Verwaltungs-Aemtern die Conscribirten maß, sorgfältig in kleine Stückchen zerhauen würden. Dieser wirklich schandvolle Rahmen, womit man deutsches Menschenfleisch für die große korsische Schlachtbank maß, war billig der Volkswuth verfallen. Es war das Zeichen unwürdigster Knechtschaft, die jedoch mit diesem Holze noch wenig gelüftet wurde.

Mit dem Tabakladen, dem Steuer- und Mairie-Amte in Bensberg machte man den Anfang. Um die Acten auf die Straße zu werfen, ließ man die Fenster ungeöffnet, damit die Sache mehr Klang gewinne. Ueberhaupt machte man so viel Geräusch als möglich. Vorgefundenes Geld warf man aber nicht weg, sondern nahm es für die Kriegskasse in Beschlag, vertheilte es aber vorläufig, weil man noch keinen Kassenverwalter angestellt hatte. Der Bürgermeister, oder wie man diese Beamten damals nannte, der Maire von Bensberg, Herr Mathias Liborius Stucker, ein sehr rechtschaffener deutschgesinnter Greis, machte zum bösen Spiel eine gute Miene und suchte blos die wichtigsten Acte der Gemeindegerechtsame zu retten, konnte aber nicht verhindern, daß man auch davon mancherlei vernichtete, was den Ortsbewohnern später sehr zum Nachtheil und der Regierung zum Vortheile gereichte. So schadet blinde Wuth sich selber. Man wollte den guten Greis auch zwingen, den Russen ein Vivat auszubringen; aber dazu war er nicht zu bewegen. „Wir sind so wenig russisch," rief er, „als auch französisch: Deutsche sind wir, und wollt ihr das nicht mit mir sein, so bin ich's für mich allein. Drum hoch, mein Volk und Vaterland, die Deutschen leben hoch!" Und „hoch!" schallte es aus der Schaar, und sie schwangen die Stöcke und präsentirten die Mistgabel und meinten, der alte Herr habe doch Recht, denn die Russen ständen so wenig in unsern Taufbüchern, wie die Franzosen.

Unterdessen war es Mittag geworden. Alle Schornsteine rauchten. In den Küchen wurde so ämsig geschafft, als ob es Kirmes gewesen sei. Speck und Erbsen und Sauerkraut und Speck dampften auf großen Schüsseln. Auch Reisbrei, so steif, daß ein Löffel aufrecht darin stehen blieb, und daneben stand die Bierkanne und das Branntweinglas. Der Generalstisch war mit Weinflaschen besetzt. Die Kriegshelden setzten sich sorglos zum vergnügten Mahle und dachten: selber essen macht fett. Sie dünkten sich etwas, da sie in wenigen Minuten mehr Schreibereien vernichtet hatten, als die Beamten mit aller Mühe kaum in vielen Jahren hatten kritzeln können. Auch daß sie den Bürgermeister gezwungen hatten, ein Vivat auszubringen, that ihnen überaus wohl. Besonderes Wohlgefallen hatten sie daran, daß einige Unfläter auf den Deckel des ausgerissenen Steuerbuches, so wie mitten in die Amtsstuben hofiret hatten. Der entfesselten

Rohheit thut nichts sanfter, als das früher Geehrte, wovor sie den Rücken krumm gemacht, zu besudeln und in den Kreis ihrer Niedrigkeit zu ziehen. Sie sahen, daß sie etwas auszurichten vermochten. Sie fühlten sich als freie Männer. Bald waren sie jetzt vollständig bewaffnet mit Messern, Löffeln und Gabeln, und saßen so tapfer am Troge, wie die hungrigen Griechen nach der Eroberung von Troja. Der Tobias meinte, da sei gut beisammen sein und wenn's auch die Galgenmahlzeit wäre, so müßte man um so weniger blöde thun. Besonders für einen Soldaten, sagte er, sei es gut, daß er den Bauch recht voll spicke, denn da sei ein unstät Leben, heute hier und morgen dort, und man komme oft hin, wo nicht abgekocht sei. Auch liege man viel fester, wenn man schwer gegessen sei, und also stehe man alsdann auch fester auf seinem Posten.

Aber an Alles hatte man gedacht, nur nicht daran, eine Wache auszustellen, gegen einen etwaigen Ueberfall. Tobias meinte auch, das sei wohl überflüssig, denn wenn der Feind kommen wolle, so komme er doch, und wenn ihn eine Wache aufzuhalten vermöchte, so könnten sie alle zusammen doch wohl mit ihm fertig werden. Käme er aber mit Uebermacht, so würden sie ihn immer noch zu frühe gewahr werden. Auch meint er, seien wachsame Hunde genug vorhanden, und vom Bensberg könne man weit genug um sich schauen. Also wurde im Kriegsrathe beschlossen, der Vorsehung allein die Wache anzuempfehlen. Als sie so Gott befohlen saßen und aßen, der eine schnitt sein Speck, der andere wischte das Sauerkraut vom Munde und griff zum Bierglas, der dritte meinte: schade, daß es nicht Sommer sei, so dürfte ein gelbes Salätlein mit Kalbsbraten hier nicht fehlen, — der vierte sagte: auf den Nudeln sei ein großer Unterschied, ob die Brühe von goldgelber Butter, oder schwarzer Seife sei, denn je mehr Butter, desto besser schmeck es, mit der Seife sei es aber umgekehrt, da schmecke es desto besser, je weniger man dazu thue, — der fünfte kneipte der jungen Köchin in die Backen und dergleichen — siehe, da waren von Düsseldorf unangenehme Gäste auf den Beinen.

Wer sie von Weitem gegen den Milchborn rücken sah, der mochte denken: da droben kann's vor Abend noch viel anders werden, als es jetzt am Mittag ist, und Mancher wird sich heut Nacht wundern, daß er sich findet, wo er am Morgen nicht hingedacht hätte. So geht's im Leben der Menschen, zumal der Soldaten, wenn sie auch nur Speckrussen sind. Die anrückenden Gäste waren aber etwa dreißig bergische Ulanen, dazu ein Dutzend Schandarmen und eine Compagnie Infanterie, die aus lauter ungeübten Recruten bestand, die noch nicht schießen gelernt hatten, und für welche die scharfen Patronen fast so gefährlich werden konnten, als für den Feind selber, wenn nicht beim Schießen, doch beim Laden wenigstens. Die zogen also nur mit, um die Reihe zu zieren. Still und geräuschlos klimmten sie den Milchbornberg hinauf. Dann ging's mit gezo-

genem Säbel, mit blitzendem Bajonette unter lautem Holloh in's Dorf. Der erste Trompetenstoß, das erste Trommelgerassel hatte den letzten Bissen der speisenden Knüppelrussen vergällt. Wie schmeckte er so bitter! Aber bitterer noch däuchte Jedem der Tod. Wer sein Leben lieb hatte, sprang auf von der Bank, von dem Stuhle, wo er gerade saß. Horch! piff! paff! Schüsse! Da konnte mancher Russe die Stubenthüre nicht schnell genug finden. Durch's Fenster ging's, wie auf dem Herentanz über Hecken und Zäune. Die Herren Generale waren am ersten davon. Etwa zweihundert Gemeine, worunter einige mit Flinten, hatten sich zur Wehre gestellt und thaten einige Schüsse. Einem Ulanen wurde das Pferd von einer Kugel gestreift. Drei Schandarmen sprengten auf die Schützen zu, hieben ein paar nieder und jagten die übrigen auseinander. Einen, der gerade über eine Hecke sprang, traf eine Karabinerkugel, daß er den Sprung halb lebendig und halb todt ausführte, denn als er hinter der Hecke nieder kam, lag er in seinem Herzblut. Mehrere wurden von den Schandarmen in den Kopf gehauen, mehrere von den Ulanen angestochen und heulten erbarmungswürdig. Die Russen brauchten nicht so lange Zeit zum Ausmarsch wie zum Einrücken. In fünf Minuten sah man nicht mehr, wo einer geblieben war, und die vordem das größte Maul gehabt, die hatten jetzt die schnellsten Beine. Nie hat man größere Sprünge gesehen. So ist's nicht immer wahr, daß wovon das Herz voll ist, der Mund überläuft. Mit dem Muthe ist's gewiß nicht allemal so.

Der Tobias aber bewies große Klugheit, denn er dachte: weglaufen zeigt kein gutes Gewissen und man kriegt nichts dafür, und je besser man wegkommt, desto weniger erfährt man. Nach dem Essen ist man zudem leicht eingeholt. Drum ist's besser, man bleibt. So dacht er, und hatte gesehen, daß im Schober eine Hobelbank stand. Dorthin ging er, legte ein paar Bretter zurecht und hobelte, so emsig er konnte, ohne um noch hin und griffen alle Neugierige auf, die maulaffend umherstanden. — auf zu sehen. Die Schandarmen und Ulanen ritten hierhin und dort-Die Aufwiegler und die Schuldigen waren, wie das gewöhnlich die Folge des bösen Gewissens ist, fort, und die Unschuldigen mußten den Kopf in's Loch stecken. Den Kriegsrath Tobias sahen sie auch, störten ihn aber in der Arbeit nicht, weil sie dachten; ist der in all dem Lärmen noch so fleißig, so wird er gewiß nicht mit russisch gewesen sein, ehe wir herkamen. Bei den Müßigstehenden hieß es: mitgefangen, mitgehangen, und wer mit kegelt, soll auch mit aufsetzen. Fünfundfünfzig Burschen band man an ein langes Seil zusammen und führte sie dran nach Düsseldorf, wie man die angekoppelten Pferde an der Leine führt. Da war es ein Jammern und Wehklagen. Aber Alles half ihnen nichts. Zu Düsseldorf fanden sie schon Gesellschaft von andern Speckrussen aus Solingen, Wald,

Mettmann und Elberfeld, die man dort an's Seil gethan hatte. Da hielt man Musterung. Einige wurden erschossen, was die Uebrigen zusehen mußten. Die Verheiratheten oder Krüppelhaften schickte man nach Hause und steckte die Andern in die Regimenter als Kanonenfutter.

Bensberg wurde in Belagerungszustand erklärt und ein Kriegslager dort errichtet. Doch muchsete nichts. Die verständigen Leute dachten: Alles will Zeit und Weile haben, und die Zeit wird schon kommen, daß das Land sich erhebt. Doch Unbedacht macht jedes Uebel nur schlimmer. Der Befreiung eines Volkes ist nichts so hinderlich, als rohe Ausschweifungen eines raubsüchtigen oder tobsüchtigen Haufen, der die Rache zur edelsten Triebfeder hat, die Freiheit ist aber ein zu edles Gut, als daß sie durch niedrige Leidenschaften könnte errungen werden.

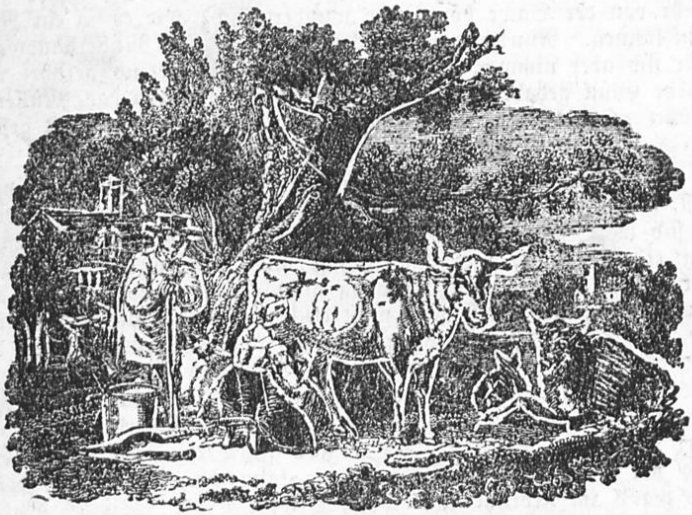
Da waren denn Alle, General und Hauptleute der speckrussischen Armee mit einem Male herabgekommen aus ihren Würden und hatten nichts mehr zu befehlen und zu commandiren, als auch sonst ein Müllerbursche oder ein Ackerknecht. Ueberdies mußten sie flüchten und sich unter andern Namen herumtreiben, daß die Schandarmen sie nicht erwischten. Doch es war sehr löblich, daß die armen Jungen von ihren treuen bergischen Landsleuten keinen Verrath zu fürchten hatten. Im ganzen Lande fühlte man, daß man deutsch sei und gönnte den Franzosen keinen Triumpf. Wie die steckbrieflich verfolgten Anführer sich überall verstecken mußten, so thaten auch die Andern, die mit in's Zeug gegangen waren und als dicke Leut in engen Gassen das große Wort geführt hatten, gar stumm darüber, und wollten dessen gar kein Wort mehr haben.

Da war von Volberg aus am Lichtmeßtage ein Ortsnachbar des Mathias, der Anton Dom, nach Gladbach gekommen im blauen Kittel mit einem stattlichen R auf dem Hute, und gab sich für einen Offizier oder Befehlshaber aus, der in wichtigem Auftrage gekommen, zum Zuzuge aufzubieten. Man hatte in Gladbach viel gehört von den Heldenthaten der Speckrussen, wie sie Amtshäuser und Läden geplündert und zerstört hatten. Auch war ihre Zahl wie ihr Wesen so übertrieben worden, daß Jedermann, der Haus und Hof hatte, und besonders die Beamten und Kaufleute in großer Besorgniß schwebten. Drum wurde der Anton Dom, den man früher kaum gegrüßt, für einen großen Herrn angesehen. Im Bergershäuschen, wo auch das Tabakregie bestand, waren Alle stumm in der Gaststube, wenn Er sprach. Den Wirth Langen vertröstete er: ihm solle kein Leides geschehen. Er müsse aber dafür sorgen, daß er alte Möbelstücke im Hause habe und das Werthvolle geflüchtet sei, denn die Gerechtigkeit müsse gehandhabt sein, alle Gegenstände im Laden müßten durch's Fenster fliegen und es dürften Kisten und Kasten nicht ganz bleiben im Hause. Selbst der rechtschaffene Hofrath Fauth, der damals Maire des Ortes war, ließ den Russenapostel gar höflich zu sich bitten, setzte ihm mit

eigener Hand den Stuhl hin und traktirte ihn mit Wein und Schmeichelreden, wie man's macht, wenn man meint, daß man dem Teufel ein Kerzlein opfern müßte. Der Knüppelrusse nahm dies natürlich für baare Münze, die ihm aber andern Tags Niemand wechseln mochte. Obgleich er Lichtmessen so stolz und aufgebläht davon war, daß er sich mehr dünkte, als der ganze Scheffenrath, so sah er doch acht Tage später unter sich, wenn er den Leuten begegnete, vor denen er gepralhanset hatte, und schlich gar demüthig einher. Auch der General Schwamborn mochte später nicht gern mehr von der Sache hören und wunderte sich, wie er so ein Narr hatte sein können. Nun! unversucht schmeckt nicht. Des Müllerhandwerks schämt er sich aber nimmer. Das hat er brav und redlich geführt und dabei mehr Glück gehabt als bei seiner Generalschaft, und das Müllergeschäft führt er noch treu und fleißig, wenn er unterdessen nicht gestorben ist.

Merks: Wenn sich ein Volk aus der Knechtschaft losringen will, so thut es ein frommes Werk, und Gott steht ihm bei, wenn es sich im Bewußtsein der gerechten Sache, in vollem Gottbewußtsein erhebt. Raub und Plünderung und Zerstörung sind aber die Kennzeichen einer solchen Erhebung nicht. Solche Leute, die vor dem Ausräumen eines Kaufladens nicht erschrecken und gerne dabei helfen, vor dem Schall der feindlichen Trommel aber Reißaus nehmen, das sind die rechten Helden nicht, die das Vaterland zu befreien berufen sind. Die Freiheit, welche sie suchen, ist auch die rechte nicht. Ihre Sache ist die rechte nicht, und darum muß sie unterliegen. Wenn aber der Kern des Volkes sich erhebt gegen den fremden Dränger und mit Gott zum Streite zieht, so kann der Sieg nicht fehlen. So war's im Februar und so im October 1813. Wie es heut zu Tage wird, das haben wir zu sehen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Das achtzehnte Kapitel.

Wie Tobias den Kobes in Trapp setzte.

Je nachdem der Mann, bratet man die Wurst,
oder: auf groben Ast gehört ein grober Keil.

Drei Dinge sind's hauptsächlich, die auf dieser Erde viel Unheil stiften und sie für Viele zu einem wahren Jammerthale machen, von denen das dritte wenigstens durchweg ein Unding ist. Das erste ist der Selbsterhaltungstrieb, wenn er zum Eigennutze oder zur Selbstsucht ausartet, das zweite ist der Trieb zur Erhaltung seiner Art, der leider zu oft aus

der Art schlägt und unartig wird, und das dritte, das dümmste von allen, oder das Unding, ist der Hochmut, die Sucht, sich über Andre zu erheben. Dieser Hochmut ist wieder dreierlei, nämlich geistlich, weltlich oder junkerlich. Der geistliche Hochmut beruht auf einer Verwechselung des Mittels und des Zweckes, welche nicht klüger ist, als des Nachbars Grethe, die statt: „Der du für uns gegeißelt worden bist," in der Litanei betet: „Der du für uns geistlich geworden bist!" Doch müssen wir jenen Hochmütigen etwas zu gut halten, weil schon die Knaben, welche die Messe dienen, immer verkehrter sind, als die andern. Auch sind diese Hochmütigen mindestens immer klüger, als sie sprechen, was bei dem weltlichen Hochmute nicht der Fall ist. Daß ich den junkerlichen Hochmut oder den Stolz auf adelige Herkunft nicht als weltlich bezeichne, rührt daher, weil er sich auf ein Verhältniß bezieht, das da ist, ehe man auf die Welt kommt. Unter dem weltlichen Hochmute ist der Geldstolz der niedrigste und schlechteste, weil das sicherste Mittel reich zu werden, darin besteht, möglichst viel zu nehmen und wenig zu geben, wodurch die Menschen schlecht und unselig werden, denn Geben ist ja seliger als Nehmen. Der Klugheitsstolz ist von allen der dümmste Hochmut, weil der Allerklügste am besten weiß, was ihm zu wissen noch übrig bleibt. Nun ist aber noch ein ganz besondrer weltlicher Stolz, das ist der Bauernstolz, welcher in dem Dünkel besteht, Alles mehr und besser zu haben als Andre. So sieht z. B. der hundert Morgen trefflichen Weizen erntet, mit Geringschätzung auf den herab, der blos ein klein Stückchen Hafer einzuscheunen hat; wer Krammetsvögel und Braten gespeiset hat, stochert vornehm die Zähne, wenn er auf den herabblickt, dem der Kartoffelbrei glatt einging. Wer aber einen feinen Rock am Leibe trägt, der scheut, sich sogar neben einen durchschweißten Kittel nieder zu setzen. Der Bauernstolz geht sogar so weit, daß er die Dichtigkeit und die Zahl der Weißkohlhäupter im Garten zum Maßstabe nimmt, den Werth und die Achtung des Nachbarn darnach zu ermessen. Der Bauernstolz vereinigt die Dummheit alles andern Stolzes in sich.

Da war der Burgkobes, der trug diesen Bauernstolz in höchstem Maße. Wenn der nur von fern einen Fremden kommen sah, dann schnallte er die Spornen an, um zu zeigen, daß er auch ein Reitpferd besitze und klimperte mit Kronenthalern in der Tasche, um anzudeuten, daß er auch dort wohlbestellt sei. Die übrigen Vorzüge trug er mündlich vor, nur nichts von Kopf und Herz, denn der erstere war eine Rechentafel und das zweite ein Gränzstein. Wenn er nur den Mund aufmachte, so war's wie bei'm Frosch, dem man bis auf den Magen sieht. Das Schöne in der Welt sah er an, wie eine Kuh den Blumengarten. Dabei meinte er, er sei der bravste, weiseste, pfiffigste und wohlhabendste Mann der Gegend, dem Alles auf's Beste gerathen und ausschlagen müsse. Mit dem Tobias schlug ihm das doch auf's Butterend.

Meister Tobias arbeitete eines Tages auf dem Platz. Es war gerade am ersten April des Jahres. Da kam der alte Hintenweit, ein lästiger Topfgucker, sündhaft dumm, so daß er kaum bis drei zu zählen vermochte, und dabei so neugierig, wie eine Wirthsfrau in den Bergen. Der Hintenweit saß in der Stube, wo Tobias arbeitete und sah hin und her und lauschte und gähnte. Endlich fiel ihm ein, den Tobias zu bitten, ihm ein paar gelöste Stiche an einem Schuh wieder fest zu machen. „Recht gern thu' ich das," sagte der Tobias, „aber eine Ehr ist der andern werth. Da hab ich in voriger Woche bei'm Lindenwirthe gearbeitet und habe dort den gläsernen Durchschlag, womit man die Riemlöcher in's Leder schlägt, liegen lassen, den mögt ihr mir unterdessen holen." Der alte Hintenweit, der nicht weiter dachte, als seine Nase reichte, und dem's gar nicht einfiel, ob so ein gläsern Werkzeug einen recht derben Schlag mit dem Schusterhammer auszuhalten vermöge, zog beide Schuhe aus und machte sich in dem schönen Wetter baarfuß auf den Weg. Als der Lindenwirth, der seine Leute kannte, erfuhr, von wem er geschickt war, da war er auch nicht links und stellte sich erst, als wollt er das Werkzeug suchen, zog auch eine Schieblade nach der andern auf, dann aber sprach er: „Ei! da fällt mir ein, daß der Burgkobes den Durchschlag hat holen lassen. Dort könnt ihr ihn in Empfang nehmen." Der Hintenweit ging alsbald zum Burgkobes und brachte einen schönen Gruß von Tobias so wie vom Lindenwirth und bat um das Werkzeug. Der Kobes aber, welcher sich durch solches Anfinnen auf's Höchste verletzt glaubte, brach in ein unmäßiges Schimpfen und Schelten aus gegen den verlogenen Lügschuhmacher, von dem man nicht einmal wisse, ob er von ordentlichen christlichen Eltern stamme und sich hier erlaube, mit einheimischen Dorfleuten seinen bösen Spott zu treiben. Zugleich schalt er über die Dummheit, sich vom Tobias narren zu lassen. Der solle ihn keinen Schritt fortbringen mit all seinen Schelmstreichen, schwur er. Dafür sei so ein Schuhmacher doch zu dumm und er Burgkobes viel zu klug und erfahren. Solches und noch mehr trug er dem Boten auf, der dem Tobias Alles getreu hinterbrachte und auch selber seinen Unwillen darüber zu erkennen gab, daß der verlogene Schuhster ihn den alten Mann in den April geschickt habe.

Tobias besänftigte ihn so gut er konnte und erklärte, den Durchschlag selber von dem Burgkobes in Empfang zu nehmen und ihn ein gutes Heuergeld zahlen zu lassen. Er wolle denselben nicht blos mehr als einen Schritt in Gang bringen, sondern ihn in Trapp setzen, wie der noch nie gelaufen habe. Solches möge er ihm auch melden. Das währte nicht manchen Tag, da wollte der Tobias nach der Stadt gehn, um Leder einzukaufen, und sah den Burgkobes vor sich den Weg schreiten. Schnell hatte er ihn eingeholt. Er bot dem Kobes einen guten Morgen, aber der grüßte ihn kaum wieder, weil er nur seinesgleichen ansässige Leute zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

grüßen pflegte. Er kannte auch den Tobias nicht. Der wußte aber ein Gespräch anzuknüpfen und der Burgkobes frug ihn: wo er her sei und was sein Gewerbe wäre? „Ich bin ein Handwerker," erwiederte er, „aus der Stadt Wipperfürth zu Hause." „So?" frug jener weiter: „was habt ihr denn für ein Handwerk?" „Ich habe drei Handwerke gelernt," entgegnete Tobias, „erstens das Schweineschneiden, zweitens das Bartscheren, und drittens das Hungerleiden." „Die passen alle drei gut zusammen," sagte der Burgkobes, „man wird nicht fett davon, wie ich an Euch sehe." „Selber essen macht fett!" entgegnete Tobias, „aber des Hungerleidens ist man am ersten satt, es ist das hagerste Handwerk auf Gottes Erdboden." Der Begleiter trat einen Schritt seitwärts und hielt an, als wollte er den Tobias vorbeischreiten lassen; jedoch dieser blieb auch stehen und sagte: „Wir wollen gute Gesellschaft machen bis zur Stadt!" Der Burgkobes mußte sich das gefallen lassen, brachte das Gespräch aber auf eine andre Bahn und frug: „was es in Wipperfürth denn Neues gebe? „Das ist so viel nicht!" sagte der Lügschuhmacher, „aber hier im nächsten Orte, wo ich vorbei kam, hört ich etwas, das wird den Leuten schlecht gefallen, und höchstens gegen die Wanzen ein gutes Mittel sein. Alles Unglück, was man hört!" — „Und was ist das denn?" frug der Begleitsmann aufmerksamer.

„Da kam ich eben auf der Wipperfürther Straße an dem letzten Hause vorbei, ehe man auf die Ortschaft kommt, die eine halbe Stunde von hier liegt. Es steht ein hölzern Kreuz vor dem Hause, das mitten im Busch liegt, und Kalköfen daneben. „Ganz recht!" fiel der Kobes ein, „das ist die Schneppruthe!" „Weiß den Namen nicht," fuhr Tobias fort, „als ich dort hingelangte, hörte ich rechts hinterm Busch auf die Brandglocke schlagen. Die Leute von den Kalköfen und aus den Steinbrüchen liefen vorüber und riefen Brand! Feuer! es brennt! Wo? frug ich sie; aber die hatten keine Zeit, Antwort zu geben, sondern liefen so schnell sie konnten, ohne auf- oder umzusehen. Auf der nächsten Ortschaft, wo ich hinkam, war Alles wie ausgestorben — alles war zum Löschen gelaufen. Nur zwei Weiber sah ich auf der Straße stehen, die sagten, es brenne im Dorf, dem Burgkobes stehe das Haus in heller lichter Flamme. Man sah auch den Dampf." — Der Tobias wollte weiter erzählen, aber der steife Burgkobes hatte sich auf einem Absatze herum gedreht, wie ein Wirbel, und lief wie er noch nie gelaufen in jungen Tagen. Mitten von der Thurmer Haide lief er denselben Weg, den er gemessenen Schrittes so eben gekommen war. Athemlos stürzte er in's Dorf. „Unglück! Unglück!" rief er, und Alles lief ihm nach, Keiner wußte warum. Da sah er sein Haus stehen wie er es verlassen hatte. Nur der Schornstein rauchte und hat seitdem noch manchen Dampf aufgeblasen. Da merkte er, daß der Tobias Wort gehalten und ihm auf die Beine und in Trapp

gebracht hatte. Seitdem schrack er zusammen, wenn er den Namen nur hörte und machte eine Faust in der Tasche.

Merks: Wenn's vom Tobias neben dem Lügen auch nicht recht war, Spott zu treiben mit Dingen, die man nur frevelnd zum Spott mißbraucht; so gab er doch die gute Lehr, daß man seinen Feind nicht zu gering schätzen soll. Wer sich selber für weise hält, der wird erst recht zum Narren.

Das neunzehnte Kapitel.

Wie Tobias die russische Sprache lernte und mit dem Kosaken Churtrierisch sprach.

Es sind schöne Leut, wenn man ihnen auf den Rücken sieht.

Was die Kosaken für Menschen gewesen sind, das weiß ich nicht. Wie sie aber gewesen sind, das haben die guten Leute erfahren, die sie im November 1813 hier am Rhein mit Frohlocken empfingen. Zu Mülheim wurde der allererste Kosak, der am Abend des 10. November angeritten kam, vom Pferde gehoben, in einen seidenen Tragsessel gesetzt und im Triumpf auf den Schultern in die Stadt getragen. Das war noch keinem Kosaken geschehen. Auch ging das eigentlich den Kosak nicht an, sondern die Freiheit betraf's. Da drückte man Dank und Freude dem ersten Werkzeuge aus, das sie erringen geholfen hatte. Und das war nicht zu tadeln. Wer dem Befreier nicht freudig dankt, ist der Freiheit nicht werth. Fünf-

unddreißig Jahre nachher waren in Mülheim noch viel schlimmere Kosaken, die sogenannten Demokraten.

Tobias war am Förstchen in Dünwald, als ein großer Schwarm Kosaken ankam und auf dem dortigen Felde ein Lager aufschlug. Eine russische Heeresabtheilung, unter dem General Czernitscheff, hatte den Befehl, bei Mannheim über den Rhein zu gehen, und der Herr General hatte sich auf der Landkarte geirrt und hatte Monnheim für Mannheim gelesen. Daher war denn eine Stockung in die Truppenbewegung gekommen und das ganze Niederbergische, besonders die Wuppergegend, war von Kosaken so vollgepropft, daß sie nicht zur Hälfte in den Häusern untergebracht werden konnten. Doch machten sich diese nordischen Völker nichts daraus und lagen mitten im Winter, Tag und Nacht, in Schnee und Frost, unter freiem Himmel, wie unser einer sein Mittagsschläfchen hält im Erntemonat unter einem Apfelbaume. So hatten sich die Kosaken am Förstchen eines Abends in Gottes großem sterngeschmückten Saale häuslich niedergelassen. Die einen waren beschäftigt, kleine Pfähle einzuschlagen, woran sie die Pferde banden. Andere liefen hierhin und dorthin, um Stroh zu holen für ihr Nachtlager, oder um Brennholz zu Feuer, um Speise und Kochgeschirre. Und wo sie hinkamen in ein Haus, dort nahmen sie, was sie nöthig hatten, und frugen nicht was es kostet. Ob sie aber dankten oder vom Wiederbringen sprachen, das konnte man nicht wissen, denn Niemand verstand ihre Sprache.

Als der Tobias in der Wirthsstube am Förstchen saß und mit dem alten Wirthe Landwehr von dem Durcheinander auf dem Felde sprach, und die Frau Wirthin sich darüber verwunderte, daß die kleinen bärtigen Männer sich im Felde die Schlafstellen zurecht machten, als ob es mitten im Sommer gewesen sei, da traten drei echte Kosaken in die Stube, kleine Männer in langen Röcken, einen langen Säbel an der Seite, ein paar Pistolen im Gurt und eine lederne Peitsche in der Hand, die in Gestalt eines kleinen Dreschflegels unten mit einer Bleikugel zu größerem Nachdrucke beschwert war. Mit ihren langen struppigen Bärten und rauhen Pelzmützen sahen sie aus wie wilde Männer, thaten aber gar freundlich, als sie in die warme Stube traten und einer von ihnen, von denen die beiden anderen zu glauben schienen, daß er etwas deutsch verstehe und ihren Dolmetscher machen könne, quälte sich ab mit allerlei Lauten und Geberden, so daß man daraus schloß, daß er und seine Kameraden Hunger hätten. Besonders meinte man dies daran, weil er den Mund öffnete und mit dem Zeigefinger hinter die Zähne wies. Dabei verstand man nur die Worte: „für die Kosak dobri tac tac—moschka tac.“ Die Frau rief der Magd und befahl ihr, den Kuhtopf, der gerade auf dem Heizofen stand, abzuheben, um ein Gericht für Menschen dort zu bereiten. Das war ein großer Topf mit ungewaschenen Rüben, Möhren und Kraut gefüllt, wie

dies für ein Stück Vieh, das eben gekalbt hat, zubereitet zu werden pflegt. Kaum hatte aber die Magd den schweren Topf mit Hülfe des Tobias vom Ofen auf den Boden gesetzt, als die beiden Kosaken den Henkel anfaßten und den Topf zwischen sich nahmen, um ihn fortzutragen. Die Magd wollte ihnen wehren und sagte: „das ist ja für die Koh, für die Koh!" „Dobri, dobri, für die Ko — für die Kosak," — sagte der Dollmetsch ergänzend. Der Tobias lachte und meinte, was gut für die Koh (Kuh) sei, das sei gewiß gut für den Kosaken. Unterdessen hatte der Dollmetsch den Küchenschrank geöffnet, langte den ganzen Vorrath von Gewürz und die Löffel hervor, prüfte die Gewürze und schüttete sie in den Topf. Die beiden Andern rührten fleißig und wenn etwas über Bord fiel, war's Kraut oder Rüben, so warfen sie es mit den Händen wieder hinein, ohne erst den weißen Sand abzuwischen, mit dem der Boden bestreut war. Dann liefen die beiden Topfträger mit ihrer Beute freudig davon. Der Dollmetsch aber machte sich verständlich, daß er auch Branntwein haben wolle. Wotka nannt er diese Flüssigkeit, trank aber die erste Flasche, die man ihm brachte, leer, und reichte dem Brennerknechte den Melkeimer hin, den er auf dem Schüsselbrette erwischt hatte, auf daß er diesen füllen sollte. Dieser wollte aber knickern und dachte, ein Maaß oder zwei wird auch schon ausreichen, denn zum Bezahlen ward keine Anstalt gemacht. Als der Kosak sah, daß der Eimer nicht zur Hälfte gefüllt war, so begann er eine viel deutlichere Sprache zu versuchen, er erhob seinen Flegel, den sogenannten Kantschu oder die Knute, und reichte dem Knechte einen über, daß ihm Hören und Sehen verging. Doch der Knecht war auch nicht links, und da er gerade keine Waffe zur Hand hatte, ergriff er einen Holzschuh vom Fuße und schlug den Kosak vor die Stirne, daß er hinstürzte, als hätte er nimmer wieder aufstehen sollen. Damit liefen alle Anwesenden aus der Stube, weil sie fürchteten, wenn der Wüthrich nun wieder auf die Beine komme, so werde er den langen Schleppsäbel aus der kupfernen Scheide ziehen und sie alle gar übel belassen. Nur ein etwa 10jähriger Knabe, der jetzt unterdessen hoch und schlank gewachsen, daß er der lange Tinner am Förstchen genannt ist, blieb in der Stube und weinte. Denn der lange Tinner ist ein herzensguter Mensch und konnte schon als kleines Kind nicht ertragen, daß Jemand geschlagen wurde, wenn es auch nur ein Kosak war. Während der Knabe aber weinte und der Kosak eben wieder auf den Beinen war und den Kantschu schwang und lärmte, da trat ein Kosaken-Offizier herein. Wie der den Knaben weinen sieht, so glaubt er, der Kosak habe ihm ein Leides gethan. Das hatten die Kosaken aber mit großen Hunden gemein, daß sie den kleinen Kindern nichts thaten und ihnen Freude machten auf alle Weise. Nun wollt der Offizier dem kleinen Tinner auch eine Freude machen auf Kosakenart. Er entriß dem Dollmetscher den Kantschu und prügelte ganz fürchterlich

auf ihn los. Der stellte sich ganz unterthänig, so wie ihn sein Befehlshaber am bequemsten durchprügeln konnte. Je härter er aber schlug, desto lauter kreitschte der Knabe, was der Offizier für eine Aufforderung hielt, noch besser loszuhämmern. Aber er hätte viel Kosaken zu Tode prügeln können, ehe der Knabe gelacht hätte. Endlich als der Offizier müde geschlagen war, und unterdessen andre Untergebenen hereintraten, übergab er ihnen den Missethäter, über den er ein Urtheil fällte, das sogleich vollstreckt wurde. Man zog ihn bis auf's Hemde aus und band ihn mit ausgespannten Armen unter die Pfosten des Ueberdaches, das die alterthümliche Bauart des Hauses noch bis heute auszeichnet. So wurde der arme Dollmetsch erst blau geschlagen und dann blau vor Kälte. Das that ihm aber alles Nichts. Als man ihn nach ein paar Stunden losband, da schüttelt er Alles ab, wie der Hund den Regen, küßte dem Offizier die Hand und war munterer als vorher. So hat die Kosakennatur viel Aehnliches mit den Stockfischen. Jemehr Schläge, desto genießbarer werden sie. Bei Leuten hier zu Lande schlägt man mehr Teufel herein als heraus.

Tobias hatte früher schon knüppelrussisch gelernt, er sollte nun auch stockrussisch lernen. Vom Zusehen wußt er nun schon etwas. Er sollt's aber auch in Gefühl und Erfahrung kriegen.

Als er sah, wie es am Förstchen so oben herab Schläge regnete, dacht er: hier ist nicht gut sein, denn ich hab auch einen Rücken, und wollte sich wegbegeben. Kaum war er aber vor die Thüre gelangt, als ein paar Kosaken geritten kamen und ihm nachriefen. Es war schon Spätabend; ein leichter Schnee und der aufgehende Mond erhellten den Weg. Da er Vorsprung genug hatte, dachte er hinter den Hecken zu entwischen und hielt sich dort schon geborgen. Die Kosaken aber, gleich als ob sie die Oertlichkeit besser gekannt hätten, als er, umritten die Hecken und stellten ihn fest, indem sie ihm die langen Spieße vorhielten. Zwar hoben sie die Lanzen wieder hinweg, ließen dagegen aber die Knute so nachdrücklich auf seinem Rücken tanzen, daß er russisch verstand und ihnen in's Lager folgte, wohin sie ihn durch Winke bedeuteten. Dort wurde er vor einen Offizier geführt, der so viel deutsch sprach, daß er ihm begreiflich machen konnte, daß er mit einem Reitboten oder Ordonnanz, als Wegweiser nach Langenfeld gehen müsse. Zwar suchte Tobias zu erörtern, daß es ein Leichtes sei, diesen Weg zu finden, da man nur die Landstraße einzuhalten brauche; sein Heimweg führe ihn nicht dorthin, und es sei ihm eben sehr lästig, den Weg durch die Nacht zu machen. Doch halfen keine Gründe. Die Kosaken schlugen Alles in den Wind. Auch daß ihm kein Entrinnen einfallen sollte, band ihm der Reitbote den Heustrick, den die Kosaken am Sattel mitzuführen pflegten, an den Hals, und so mußte er an dem Stricke wie eine angebundene Bracke vorlaufen. So ging's durch's Wiesdorfer Feld, so über die Landstraße, immer in halbem Trab. Wollte er

langsam gehn oder verschnaufen, so sauste die Knute über seine Schultern herab, oder er stand in Gefahr, daß das Pferd ihn überrenne. Alle Dörfer, wodurch sie kamen, waren mit Russen gefüllt. Ueberall wurden sie von den Wachtposten angerufen. Das war die einzige Unterhaltung, die er unterweges hatte, und wie schnell die Reise auch ging, so wurde ihm doch die Zeit lang. Nur die Kälte that ihm nicht weh, bei der raschen Bewegung.

Im Lager zu Langenfeld wurde er auch nicht vom Stricke losgelassen, sondern einer Wache übergeben, die ihn ein paar Stunden hütete, bis der Reitbote wieder aufsitzen und nach Dünwald zurück reiten konnte. Es frug ihn Niemand, ob er Hunger habe oder Durst, und da er auf freiem Felde in Schnee und Frost angebunden war, that ihm die Bewegung der Rückreise gar wohl. So viel aber hatte er schon gelernt, daß die Russen den Branntwein überaus liebten und ihn Wotka nannten. Darauf hatte er den Plan seiner Rettung gebaut. Er dachte, der Kosak hat dich so lange durch den Schnee geführt, so willst du ihn aber einmal auf's Eis führen, denn eine Ehr ist der andern werth. So waren sie auch durch Opladen zurückgelangt und am Küpperstege angekommen, als Tobias vor dem Wirthshause des Gerhards stehen blieb und die schon geschwungene Knute mit dem Rufe Wotka! Wotka! und einer Hindeutung auf das noch erleuchtete Haus, für diesmal in Ruhe hielt. Der Kosak verstand's, band sein Pferdchen zu den andern, die vor der Thüre standen, und führte den Tobias am Leitstricke in die Wirthsstube, wo eine Kosakenwache und ein paar Wirthsknechte mit Trinken und Einschenken beschäftigt waren. Tobias bestellte einen Schoppen Branntwein und reichte ihn seinem Reitboten, der ihn in einem Zuge austrank. Dieser unterhielt sich darauf mit seinen Kriegsgefährten, während Tobias noch mehrmals einschenken und Essen geben ließ, was ihm aber der Kosak mit den Fäusten wegraffte und gleich einem hungrigen Wolfe verschlang. Da war dem Tobias der Appetit vergangen. Aber um's Essen war's ihm auch weniger zu thun, als um das Messer, das er heimlich in die Tasche schob. Als der Reitbote satt getrunken war, und sich zur Abreise fertig machte, wollte Tobias bezahlen. Doch sein Gewalthaber überhob ihn dieser Mühe, indem er ihm das Geldbeutelchen aus der Hand riß und in die eigene Tasche steckte. Das ist also auch russisch! dachte Tobias. Nun ging's wieder zu Pferd, und fort mit frischen Kräften. Statt aber die Heerstraße einzuhalten, bog Tobias links aus, längs dem Büchlerhof hin auf die Doctorsburg zu.

Als sie nun auf schlechterem Wege waren und der Kosak langsamer ritt, nestelte Tobias das Messer hervor und schnitt den Strick entzwei, hielt aber das eine Ende mit den Zähnen gepackt und zog so straff an, als er konnte, daß der Kosak nichts davon bemerkte, und er mindestens so weit von ihm blieb, als die Lanze reichte. So waren sie an den Burg-

weiher gekommen. Da ließ Tobias den Strick fahren und stieß ab vom Ufer, daß er die Eisbahn glitt über die spiegelglatte Fläche bis an's andere Ufer. Der Kosak griff nach der Lanze und stieß in einen Weidenbaum, während der Tobias am andern Ufer rief: „Du hast mich russisch gelehrt, so lernst Du von mir churtrierisch!" „Gibit Schelma Franzuski!" keifte der Kosak und gab dem Pferde die Sporen, dem Entsprungenen nachzusetzen. Aber das Eis war noch nicht so fest, daß es ein Roß tragen konnte. Es brach unter den Hufen, und Tobias ließ Roß und Reiter, sah nicht um noch auf und hat nie etwas davon gehört, ob sein Quäler im tiefen Teiche ertrunken oder mit dem Leben davon gekommen ist. Er pflegte aber, wenn er den Hergang erzählte, dabei zu bemerken, daß es ihm wie ein Glas Branntwein über die Seele gelaufen sei, als er den Kosaken in dem ächten russischen Bade habe keifen und platschen gehört. Seien sie Beide umgekommen, so thu' es ihm leid um das gute Pferdchen, das ihn christlicher behandelt, als sein Reiter und wenigstens ihn nicht auf die Fersen getreten habe. Der Flüchtling hielt sich am Waldrande des Dhünbaches und vermied Feld und Wege. Der Bach diente ihm zum Wegweiser. So kam er glücklich längs Morsbruch unterhalb Schlebusch auf den Paffrather Weg, als eben der Morgen dämmerte. Da hörte er die Feldwachen mit ihren Fistelstimmchen das Alexanderlied singen und mit ihren Schilfhalmen dazu blasen. Die Lust, diese Musik zu hören, war ihm aber vergangen. Er eilte, was er konnte, nach Paffrath. Doch da kam er vom Regen in die Traufe. Im Dorfe war's zwar still, aber auf dem Blecherfelde war auch ein russisches Lager und die Kosaken rüsteten sich dort zum Abmarsche. Da liefen Alle hin, um die Neugier zu befriedigen, am Anblicke der wilden Männer. Tobias aber setzte sich in die Gaststube „zur Linde" und frug um Speise, denn ihn hungerte sehr, weil ihm am Küpperstege kein Bissen gemundet hatte. Es war aber weder Brod noch sonst etwas Genießbares im Hause, außer einem Stücke Kartoffelkuchen, das vom Frühstücke erübrigt war. Die Kosaken waren in die Häuser gefallen und hatten Alles, was sie brauchen konnten, in's Lager geschleppt, zubereitete Speisen und Lebensmittel, Bier und Branntwein, Heu, Stroh, Hafer und Roggen. Zu Haus Blech allein hatten sie für mehr, als 400 Thaler, an Lebensmitteln und Fourage weggenommen und dafür nur mit gewöhnlicher russischer Münze, mit dem Kantschu, gezahlet. Kaum hatte die Lindenwirthin dem Tobias den Kartoffelkuchen vorgesetzt und wollte eben das Speisegeräth holen, als drei russische Infanteristen in die Stube traten. Der Vorderste von ihnen griff mit beiden Händen sogleich in die Schüssel und rief Moschka! Moschka! während er den Kuchen zu einem großen Ball zusammenknetete und hineinbiß, wie der Hund in Eierklöse. Dem armen hungrigen Tobias, der das Ziel seines Appetits so auf einmal verunehrt und entrissen sah, lief jetzt die Galle

über. Man kann den frommsten Hund so lange reizen, bis er bissig wird, sagt ein altes Sprüchwort, und dies bewährte sich jetzt auch bei dem Meister Mathias, der im äußersten Rachegefühle über Alles, was er von den Kosaken erduldet hatte, aufsprang, das Schüreisen vom Ofen ergriff und auf den Küchenräuber loshämmerte, ohne zu sehen, wohin er ihn traf, und ohne seine Begleiter zu beachten. Doch diese, obgleich sie Bajonett-Flinten und Seitengewehr trugen, halfen ihrem Kameraden nicht, und entfernten sich so schnell, als sie gekommen waren. Sie wollten wahrscheinlich Angenehmeres holen, als was dort Tobias austheilte, und dachten: Schläge kriegen wir ohnehin genug von unsern Vorgesetzten, vom General bis zum Gefreieten. Auch der Geprügelte wehrte sich nicht, sondern zog sich, das Gewehr unter dem Arme, kauend zurück. Wie herzhaft Tobias auch drauf losschlug, so ließ er sich doch nicht stören in Befriedigung seiner russischen Eßlust, und murmelte ganz behaglich aus gefülltem Maule hervor noch immer „Moschka! Moschka!" „Geh du mit deinem Moschka! mag's heißen, wie's will. Am liebsten wär's mir, daß es der Teufel selber wär, und der holt euch Alle!" — lief ihm Tobias nach. Der hatte nun wieder ein gut Stücklein russisch gelernt, und trug keine Lust, sich weiter nach Bereicherung solcher Erfahrungen umzusehen. Weil er aber sehr geselliger Natur war, und Alles nach dem Lager lief, so ging er auch dorthin, stellte sich aber nicht unter die vordersten Zuschauer, sondern hinten an. Ganz vorn stand der Vicar und viele Männer und Weiber und sahen zu, wie die Kosaken eben beschäftigt waren, das geraubte Heu auf lange Seile zu drehen, um es am Sattel mitzuführen. Die Russen schienen Gefallen dran zu finden, daß sie so eifrige Zuschauer hatten, luden sie durch Winke ein, näher zu treten, und machten ihnen die seltsame Spinnerei recht deutlich vor. Mancher Bauer dachte: das fremde Kriegsvolk ist doch so ganz uneben nicht. Es hat Gefallen an uns und will uns etwas Nützliches lehren. Das währte aber nur so lange, bis die Russen glaubten, die Leute hätten ihnen das Seilmachen abgelernt, so nahmen sie die Vordersten beim Ohr und zwangen sie, diese Arbeit für sie zu thun, indem sie sich selber mit dem Kantschu daneben stellten. Sie hatten mehr Lust am Schlagen als am Drehen. Auch der Vicar Stallberg, der wegen seiner Pfiffigkeit gar nicht verschrieen war, und da gaffte, wie der Ochs auf eine Thüre, wurde herangezogen und mit Gewalt auf den Heuhaufen gestoßen. Er verexcusirte sich zwar und sagte, daß er ein Stück von der Seelsorgerei des Ortes, daß er der geistliche Herr Vicar Stallberg sei, und zwar beten, aber nicht arbeiten gelernt hätte: daß er der Großherzog von Berg oder der römische Papst sei, so hätte es gleichviel genützet. Die überredsame Knute traf den unbeugsamen Mann so nachdrücklich auf den Rücken und die Schultern, daß er russisch verstand wie je einer, und lenksam wurde wie ein Kind. Er drehte so zierliche Heuseile wie einer dabei

war. Der Vicar hatte bisher immer gesagt, Latein sei die allergemeinste Sprache, damit komme man in allen Ländern weg. Er sah aber jetzt, daß die russische Sprache mit dem Kantschuh viel allgemeiner und viel ausdrucksvoller sei, die sogar der Stocktaube verstehe.

Unterdessen hatte der Tobias wieder einen Einfall. Er dachte: haben die Russen in der Person des Vicars sich an unsrer heil. Kirche vergriffen, so muß die Kirche auch ihre strafende Stimme darüber erheben. Mit ein paar Sprüngen war er auf dem Kirchhofe. Mit einem Male fing die Brandglocke zu läuten an. Die Russen, die dies Signal als ein Zeichen des Aufruhrs kannten, und von Haus aus feig sind, warteten nicht lange den Feind ab, sondern schwangen sich, so schnell sie konnten, auf die Gäule, ließen, was noch nicht eingepackt war, liegen, und sprengten davon, so schnell sie konnten. In wenigen Minuten war das ganze Kosakenregiment, mit sämmtlichem Fußvolke, an die 4000 Mann, verschwunden und verweht, wie ein Spuk. Nun kamen die Einwohner und holten aus dem Lager zusammen das Hinterlassene. Mancher fand seine Kochkessel wieder, die Teller und Tassen, das Tischgeräthe, mancherlei Lebensmittel auch, und Hausrath. Vieles war aber mitgenommen, sogar Bettzeug, Leinwand und Weiberkleider. Die Gemeinde mochte dem Tobias wohl Dank wissen für sein Lärmgeläute. Wären die Russen nur ein paar Tage dort geblieben, so hätten sie alles gefressen, was die Einwohner für Menschen und Vieh von Nahrungsmittel besaßen, und hätten zuletzt die Leute sammt ihren Häusern verschlungen, und Wald und Hecken, daß eine Einöde geworden, wie die russische Heimath. Alles in der Welt hat einen Grund und ein Ende, aber ein russischer Magen ist grundlos, und das russische Fressen und Saufen nimmt kein Ende. In Oberodenthal verzehrten 9 Russen während einer Nacht drei Kälber und fraßen vom vierten noch über die Hälfte. Dazu tranken sie 9 Krüge Branntwein, aßen aber weder Gemüse noch Brod dazu, sondern ein halb Pfund Pfeffer, über 100 Zwiebel und einen Topf Senf. Denen ging auch die Katze nicht mit dem Magen laufen. In diesem Stücke lob ich mir den Franzos, der ist doch noch manierlich, hat der's rein und nett, so ersetzt die Freundlichkeit, womit sie dargeboten werden, die Zahl und Wahl der Speisen. Der braucht kaum den sechsten Theil, wie der Russe, wenn er auch sonst seine Tücken hat. Macht man's aber dem Russen reinlich und nett, so macht man eine Sau zum Schoßhund. Er rafft doch mit den ungewaschenen Fingern drein, wenn man ihm die Gabel hinlegt, und wirft das Tellerlein gekochtes Gemüse fort und frißt rohes Sauerkraut, schwarz von Pfeffer und Ingwer. Das ist kein Wunder, daß der Kosak in Frost und Schnee aushält. Er hat einen Glutofen im Leibe, von lauter Pfeffer und Branntwein, und überdies hat er einen Schafpelz auf die nackte Haut genäht, die Wolle nach innen, und darin bildet denn Gottes Allmacht so

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

viele lebendige Geschöpfe, so verschiedene Arten s. v. Läuse und Flöhe, daß der Russe immerfort vor Jucken schabt und reibet und schuppt und drehet, wie die holländische Weidkuh an der Wallfischrippe, und drum die Haut vor lauter Prickeln und Krabbeln und Schabbeln immer warm bleibt. Da hinterläßt der Russe immer etwas Unangenehmes, wenn er bei ordentlichen Leuten in's Quartier kommt und gebettet wird. Aber daß er Angenehmes mitnimmt, liegt ihm auch in der Natur, und hat sich daran so gewöhnt, daß er sogar seinen Wohlthäter bestehlen muß. So hatte der Pastor Hueschett zu Schlebusch, der auch ein Churtrierer von Heimath war, einen Feldprediger, also einen Herrn Confrater, im Quartier, und hatte ihm viel Liebes und Angenehmes erwiesen mit Essen und Trinken, was einzig das russische Herz erfreuen mag. Dieser Feldprediger packte bei'm Abzuge das ganze Kaffeegeschirr des Pastors ein, nebst den Leintüchern, worin er geschlafen, nebst Servietten und silbernen Löffeln, die in der Stube waren. Damit aber die Heiligen, die an der Wand hingen, und das Krucifix, diesen Diebstahl nicht sehen sollten, hatte der schlaue Dieb all die Schildereien vorher herumgehängt und ein Tüchlein über das Krucifix gebreitet.

Für ihre Freßwut sind drei Russen, die zu Steinbüchel im Meisterhofe lagen, gehörig bestraft worden. Da bereits ihre Vorgänger alle Butter, die sie ohne Brod verspeiseten, aufgezehrt hatten, setzte man ihnen Birnkraut vor, und zwar einen Teller voll, damit sie das Brod damit bestreichen sollten. Wie aber ihre Vorgänger mit der Butter gethan, thaten diese mit dem süßen Kräutchen, aßen es mit dem Löffel und ließen das Brod liegen. Bald riefen sie nach mehr. Die Hausfrau holte erst einen Teller, dann eine Schüssel voll, und trug endlich den großen Topf aus der Spinde herein. Die drei Kosaken schlampten so lange, bis ihre Gedärme so zusammengeklebt und verwickelt waren, wie ein Knäul Garn, womit eine junge Katze tagelang spielte, und sie vor Leibgrimmen aufhören mußten. Da starb der eine am Abend, der andere um Mitternacht, und der dritte, der den besten Magen hatte, wurde andern Tags auf den Bagagewagen geladen und starb unterwegs. Einer von ihnen hatte den Pastor Dahl und die Kirche zu Steinbüchel zu Erben eingesetzt und so sich den Weg zum Himmel geöffnet, auch legirt, daß ein russisches Kreuz auf sein Grab gesetzt werde, was diese Begebniß verewigt hat.

Man konnte den Russen keinen Branntwein reichen, der ihnen stark genug war. Gewöhnlich schärften sie ihn mit Pfeffer. Der Provisor in der Apotheke zu Opladen brachte ihn aber auch ohne Pfeffer mundgerecht. Er goß Scheidewasser in den Branntwein. Das war Labsal für die russische Leber. Alle Kosaken leckten den Mund darnach und einer sagt's dem Andern, so daß der Provisor eine einträgliche Erfindung gemacht hatte und manchen Kronenthaler einnahm für die trefflichen Schnäppse. Der Provisor dachte, Gift ist Gift, und dann kann es ein Dreiviertelgift

sein, wenn der Alkohol ein halbes ist. Auch mocht er meinen, daß an einem Russen nicht viel gelegen sei. Und als die Kosaken abzogen und ihre Feldflaschen nochmals füllen ließen, für schönes Geld und schönen Dank, da hatte er des Guten so viel gethan, daß der eine hier, der andre dort ein wenig Leibgrimmen bekam und vom Pferde auf das Sterbelager fiel.

Hab ich nun nicht recht gesprochen, wenn ich sagte: „ich weiß nicht, was die Russen für Menschen sind? Ihr wißt's auch nicht, und fragt man Euch, so sagt Ihr: „es sind ja doch Russen!"

Merks: Es ist gar keine Frage, daß die Russen den Deutschen unangenehme Gesellschafter und Kostgänger sind. Und dennoch haben wir sie im Jahre 1813 eingeladen, und es war damals uns recht tröstlich, daß sie dieser Einladung gefolgt sind. Hüten wir uns aber, daß sie als ungebetene Gäste uns auf den Hals kommen. Wir möchten dann viel schlimmer mit ihnen berathen sein, als jemals. Wenn sie seitdem auch von Sitten und Manierlichkeit etwas gelernt haben, so sind sie doch das Russische noch nicht vergessen. Drum führt Euch gut auf, ihr Deutsche, daß diese Zuchtruthe nicht über Euch komme. Es ist die Zuchtruthe der Uneinigkeit. Bei unserer Einigkeit werden die Russen wie die Franzosen es nie wagen, über die Grenzen zu schreiten. Wenn aber hier zu Lande Alles zankt, wenn keine drei zusammenkommen, ohne zweierlei Meinung, und der Eine rechts will, der Andere links, mit allerlei Flauserei, dann werden die Nachbaren kommen, um die Köpfe zurecht zu setzen. Um die Einigkeit aber zu machen, warte man nicht auf Volks-Parlamente und Fürsten-Congresse, sondern fange von unten herauf in der Familie an, dann in der Nachbarschaft und der Gemeinde. Sind alle Gemeinden einträchtig, so ist's das ganze Land. Was dann aus dem Volke gebildet ist, hat auch Bestand.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das zwanzigste Kapitel.

Wie Tobias Brautschau hielt und auf Freiersfüßen die Wallfahrt nach Kävelaer ging.

Der Fuchs verliert seine Haare, aber nicht seine Sinne.

Fast alle unsre Heiligen waren unverheirathet und mahnen vom Heirathen ab, weil es ein gottgefällig Werk sei, ledig zu bleiben. Da sieht man aber erst recht die Wahrheit des Spruches: „Der Herr hat Alles wohlgemacht.“ — Denn wenn der liebe Gott so viele Heiligen hätte aufwachsen lassen, wie jetzt Unheilige sind, so hätten wir nicht in unserer Art bleiben können, und die Menschheit wäre untergegangen vor lauter Heiligkeit. Wer sollte jetzt die Steuern bezahlen und die Vereine besuchen, wenn seit 50 Jahren lauter Heilige auf der Welt gewesen wären? Das Korbmachergeschäft wäre auch zu Grunde gegangen, wenn man keine Wiegen mehr gebraucht hätte. Die Christbäume wären umsonst ge-

wachsen, und die Störche vergeblich geflogen durch's Land. Es hätte sich weder Milch noch Honig mehr süß erhalten, denn die Leute würden so vom Lachen abgekommen sein, daß die ganze Welt geworden wär wie eine große Essigtonne. Gott sei Lob und Dank, daß er Alles so wohl gemacht hat und nicht mehr Leute hat heilig werden lassen, als gerade nothwendig war, um des Beispiels halber. Aber der Tobias meint: der Mensch müsse Alles kennen lernen und durchmachen und wenn er auch ein Geschäft zum besondern Brodfach erwähle, so schade es nicht, wenn er die andern Geschäfte und Handwerke nebenbei so viel als möglich kennen lerne. Was man gelernt habe, und auch nicht für den Augenblick brauche, so meinte er, das fresse Niemanden Heu und Hafer ab, wie ein Pferd, das überflüssig im Stall steht und des Nachts sogar noch käut, und man könnte nicht wissen, wo man es brauchen könne. Wer etwas schneidern kann, und Zwirn und Nadel im Haus hat, der braucht nicht jedesmal dem Kleidermacher nachzulaufen, wenn ein Knopf von der Hose reißt, oder wenn der Ellbogen durch den Rock guckt. Wer ein wenig schuhstern kann und Pfriem und Pechdraht aufbewahrt, der braucht nicht Tage lang auf die verlogenen Schuhmacher zu warten, und kann sich die Sohlen selber mit ein paar Stichen fest machen. Es ist überhaupt vortheilhaft, dies gleich zu thun, sobald man den Schaden bemerkt, denn jedes Kleid reißt nirgend leichter, als im Risse selbst, und je länger man mit Flicken wartet, desto größer wird das Loch. Wer aber selber Lesen und Schreiben gelernt hat, der wird nicht so leicht betrogen, als einer, der's nicht versteht, und kann manchen blanken Thaler damit ersparen, was er sonst für sein gutes Geld müßte thun lassen vom Notar oder Schulmeister. Nun heißt es zwar im Sprüchwort: „Zwölf Handwerke und dreizehn Unglücke." Dabei kommt es, wenn das Sprüchwort wahr bleiben soll, wie in der Bibel, Alles auf die Auslegung an, und es heißt nicht: wer viele Handwerke versteht, der hat viel Unglück, sondern es heißt nur: daß man um der Kleinigkeit willen, das Nothwendigste nicht versäumen soll. Wenn die Köchin den Mehlbrei auf dem Feuer hat, so soll sie sich nicht an den Stickrahmen setzen, wo sie nicht um noch auf sieht, sondern den Kochlöffel in die Hand nehmen, rechtschaffen aufrühren, und wohl Acht haben, daß der Nudelbrei nicht anbrennt. So soll auch der Bauer, wenn das Getreide trocken ist, es nicht heut und morgen im Feld stehen lassen und die Jagdkunst ausüben, sondern einscheunen, was das Zeug hält, und wenn es zu regnen anfängt und die Frucht unter Dach ist, dann mag er jagen oder andre brodlose Künste üben, wenn er's nicht lassen kann. Doch sind ihm Flegel und Rechen viel nützlicher, als Jagdflint und Fischhahmen. „Alles hat seine Zeit," sagt der weise Salomon, und es steckt eine große Klugheit dahinter, die Zeit recht in Acht zu nehmen, sich mit dem Kreuze zu segnen, wenn man es in der Hand hat. Hinterher wartet man vergeblich, daß die ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bratenen Tauben einem in den Mund fliegen sollen. — Wie es aber für Jedermann ersprießlich ist, recht viel Nützliches gelernt zu haben, um es bei Gelegenheit anwenden zu können, so möchte es für Jedermann auch vortheilhaft sein, den heiligen Wandel mit dem sündhaften irdischen durchzumachen, denn es ist gar nicht demokratisch, daß apparte Heilige sein sollen und apparte Sünder. Zumal wenn die heiligen Leute gar nicht heirathen sollen, so müssen sie ja aussterben, oder eine Köchin halten, was aber auch nicht in allen Stücken löblich ist. Der Tobias hatte nun schon so lange im heiligen unverheiratheten Stande gelebt, wie er es von den heiligen Mönchen abgesehen hatte. Das wurde ihm aber je länger, je leider, und er wollt sich einmal verändern, um, wie die Leute zu sagen pflegen: „die Welt zu vermehren, den Schöpfer zu ehren und den Himmel zu zieren," denn wenn gar keine Leute mehr auf die Welt kommen, so kommen auch keine mehr in dem Himmel, wo es den Leuten besonders gut gefällt, weil, wie es heißt, die Zollbeamten, Steuerboten und Gerichtsboten kämen nicht hinein. Freilich sagten die Bettelmönche: im Himmel seien die alten Strunzeln von Nonnen, sauertöpfische Mönche und brummbärige Pfaffen; in der Hölle aber die lieblichen jungen Mädchen, die lustigen Gesellen und alle fröhlichen Leute, die Tanz und Spiel und Scherz und Kurzweil liebten. Doch mögen die Mönche sich wohl so wenig an Ort und Stelle überzeugt und Botschaft gebracht haben, als auch die andern Leute, denen die Zähne nicht mehr weh thun. Mag Jeder sehen, wie er sein Bündel zu Markt bringt, ich meine aber, Gott hat Alles gut gemacht, und Nichts ist zu verachten, so wenig Ernst und Eifer, als Spiel und Scherz, aber Alles zu seiner Zeit, wie der Weise Salomon sagt. So meinte auch der Tobias: es sei für ihn an der Zeit, zu heirathen, denn man werde immer älter und kälter, und da könnten zwei besser aneinander warm werden, als einer allein. Zudem meint er, es sei im Alter ein gar traurig Leben unter fremden Leuten, und es sei besser unter Frau und Kindern, die einem viel Liebes und Gutes erzeigten und doch die einzigen zuverlässigen Freunde auf dieser Welt seien, weil der Eigennutz die Haupttriebfeder menschlicher Handlungen sei, und in der Familie der Vortheil gemeinsam sei. Auch hofften die Herren Vettern dann nicht so ungeduldig auf die Erbschaft.

Das hatte Tobias wohl überlegt und nun ging er auf einmal auf Freiersfüßen; ging sorgfältiger gekleidet umher, versäumte keinen Kirchengang, versäumte keinen Reigen, und warf die Augen umher nach seiner Auserwählten. Da waren viele junge Mädchen und viele Wittwen, die er hätte wählen können, die ihn auch genommen hätten, denn wenn man ein ledig Frauenzimmer fragt: willst du nicht heirathen? so sagt es nicht „nein," oder es müßte dann einen andern, der ihr besser gefällt, noch schneller kriegen können. Nun wollte der Tobias kein junges Mädchen,

das nichts hatte, denn er dachte: ich heirathe besser in Haus und Hof hinein, als daß ich mir das Alles erst durch Schweiß erwerbe. Die jungen Mädchen aber, die Haus und Hof hatten, die mochten den verlogenen Schuhmacher nicht, weil sie einen Burschen, ja, zehn für einen, kriegen konnten, die ihnen besser gefielen. Die alten Jungfern wollte er nicht, weil er nicht aufpacken mogte, was sonst kein Mensch haben wollte. Auch meint er, die hätten zu lange starken Kaffee getrunken und seien dadurch zu eigensinnig geworden. Die Wittwen aber wollte er alle miteinander nicht, weder die jungen noch die alten, denn er fürchtete, wenn er eine solche zum Weibe habe und es nicht immer nach ihrem Kopfe mache, so könnte die sagen: ihr seliger Mann sei ihr doch viel lieber gewesen — und das würde ihm das Herz zerreißen, denn das, meinte er, sei die gerechteste Eifersucht: daß ein Lebender sich einen Todten vorgezogen sehe. Das ist aber eine verkehrte, fast allgemeine Eigenschaft am menschlichen Herzen, daß man das Glück, was man verloren hat, erst recht zu schätzen weiß, und das, was man genießt, nicht hoch anschlägt. Auch war es ihm nicht so recht klar, wie es einst im Himmel gehen sollte, ob der erste Mann oder er die Frau behalten, oder ob sie ihnen gemeinschaftlich zugehören sollte. Weil er kein Communist war, so hielt er solche Gemeinschaftlichkeit, welche ohnehin so viel Ehen unglücklich macht, für keine löbliche Sitte. Und dann meint er: wenn es ein recht bitterböser Hausdrachen sei, so würde der erste Mann sie ihm gern auf dem Halse lassen, sei es aber eine gute Frau, so würde er seine liebe Hälfte nicht fahren lassen, und dann gebe es Zank, und zanken möchte er sich nicht, am wenigsten möchte er sich nicht zanken um eines todten Weibes willen, wenn er selber schon gestorben war, denn das ist immer ein böser Streit, weil man nicht wissen kann, auf welche Seite sich die Frau schlagen wird. — Auch dachte der Tobias: der Mädchen sind viele und der Wittwen sind viele, und möchten alle so gerne geheirathet sein. Nehme ich nun die Eine, so mache ich mir alle Andern zu Feindinnen, und der Mensch soll Feindschaften, so viel er kann, vermeiden. Drum ging er darauf aus, etwas ganz Appartes auszusuchen. Eine große wollte er nicht, die fordert zu viel Stoff an die Kleider, und neue Kleider haben die Weiber nächst dem Kaffee am liebsten. Auch meint er, wer mit einem Weibe übel anläuft, und hat eine große Frau, der hat auch ein großes Schicksal, denn unter zweierlei Uebeln soll man das kleinste wählen.

Da war auf dem Flachsberge die Lene appart und klein genug. Die hatte keinen Mann gehabt und hatte doch drei Söhne, und hatte diese gekriegt, wie so die Völkerwanderungen kamen: den ersten von Süden, in der Franzosenzeit, den zweiten von Norden, als die Russen gekommen sind, und den dritten von Osten, als die Schlesier über den Rhein zogen. Nun fehlte noch einer von Westen, nach welcher Himmelsgegend Chur-

trier liegt. Darin gewahrte Tobias den Wink des Himmels, um so mehr, als die Mutter der Kinder, die Jungfrau Lene, noch frisch und rüstig, jung und munter war, und Haus und Hof hatte, und Land und Garten, so daß der Korb fertig war und der Vogel blos hineinzufliegen brauchte. Auch war die Person, wie alle Weiber, die keinen Mann haben, gern geheirathet, und hatte dabei ein frommes Währwort, oder einen triftigen Vorwand, wenn sie sich ganz verschämt ausließ: wegen ihrer Person denke sie zwar nicht an's Heirathen, sondern um ihrer lieben Kinder willen, daß diese einen Ernährer und Erzieher empfingen, der sie zur Gottesfurcht und Arbeitsamkeit anhalte und gute Zucht halte, was einem schwachen Weibe nicht gegeben sei. So hatten beide, der Tobias so wie die Lene, ein triftig Währwort, wenn sie einander nahmen, denn diese that es wegen ihrer Kinder, und dem Tobias durfte keine andere kommen und sagen: warum hast du mich nicht genommen? Denn es mochte wohl so leicht keine gefunden werden im Lande, welche die nämlichen Eigenschaften besessen hätte.

Nun geht zwar ein Sprüchwort, das da sagt: „Die Ehen würden im Himmel geschlossen," der Tobias dachte: so will ich sie wenigstens nach der Himmelsgegend schließen. Auch meinte er, müsse man ein frommes Werk mit frommen Thun beginnen, und als die Liebesleute sich kennen gelernt hatten und so weit einig waren über ihren zukünftigen Stand, da sind sie, wie es bei solchen Angelegenheiten ein ländlicher alter Brauch ist, zusammen auf die Wallfahrt gegangen nach Kävelaer.

Man thut den Landleuten Unrecht, wenn man glaubt, sie gingen blos des Betens halber nach den Wallfahrtorten und sie wollten dort blos Wunder holen und Gnaden, weil sie meinten, an einem oder andern Orte lasse sich der liebe Gott leichter etwas abbitten, als am andern, oder die Muttergottes oder der und jener Heilige seien in einer Kirche besser zu sprechen, als in der andern. Das kann doch wohl ein Kind begreifen und es lernt das ja in Overbergs kleinem und großem Katechismus, daß Gott überall gegenwärtig ist, und da er zugleich allwissend und allgütig ist, so hat man weder nothwendig, bei den Prozessionen so überlaut zu schreien, noch aber an irgend einem besondern Orte sein Anliegen vorzutragen, wenn man das nicht gerade der Wirthe wegen thut und denkt: wenn ich dem Wirthe gnädig bin und ihm etwas zu lösen gebe, so wird der liebe Gott auch Einsehen haben und denken, weil er den Wirth glücklich machen hilft, so will ich auch ihn beglücken. — Was aber die Muttergottesbilder und die Heiligen angeht, so weiß es eben so jedes Kind, daß wir die Heiligen nur ihres Beispiels wegen verehren und achten sollen, und zwar sollen wir dabei stets nur das gute Beispiel aufnehmen, und sollen es machen, wie bei'm Tobias, daß wir uns nicht seine Lügen angewöhnen, sondern seine Ehrlichkeit. So sollen wir auch dem heiligen

Petrus nicht nachahmen, daß wir den Leuten die Ohren vom Kopfe flicken, oder Gott verläugnen, wie er, sondern sollen ihm im Glauben nacheifern, und an der Büßerin Magdalena sollen wir so wenig die Buhlerin nachmachen, als an dem heil. Hubertus die rohe Jagd, sondern sollen das thun, was sie, nachdem sie die Buhlerei und Jagd aufgaben, angefangen haben, nämlich ein sittliches und ordentliches Leben führen, in Demut, Freundlichkeit und Gottergebenheit. — Das weiß ja auch jedes Kind, daß weder Holz noch Stein, weder Bild noch Reliquien und auch nicht Menschen, die längst gestorben sind, unsre noch so lauten Bitten hören oder gewähren können, als nur Gott allein. Dabei ist es gerade umgekehrt, wie bei Königen, daß man sich an Minister oder Hofschranzen wendet, daß diese dem König etwas vortragen sollten, denn wenn ein Bildlein, oder ein Mensch, der längst todt ist, etwas wissen sollte von uns, so müßte es ihm der liebe Gott ja vorher durchthun, und so müßten wir dann den lieben Gott bitten, daß er die Heiligen oder Gnadenbilder bitten soll, für uns bei ihm zu erbitten, was wir gerne haben mögten. Da mögen wohl einige Leute noch den Glauben haben, nicht blos der allmächtige Gott, sondern auch die Bilder könnten ihre Bitten erhören, — nun, wenn sie es gut meinen, so mag es ihnen ein Trost sein, und Gott wird ihre Bitte doch auch hören, wie einst der Kaiser den Ritter erhörte, dem er ein Gesuch abgeschlagen und ihm verboten hatte, sich je wieder an ihn damit zu wenden. Drum sprach der Ritter später, in des Kaisers Gegenwart, leblose Gegenstände an und klagte sein Leid dem Ofen. Der Kaiser, der dabei stand, hörte es doch und willfahrete endlich. So mag es denn auch allen Leuten gehn, die zu Gnadenbildern sprachen, denn Gott höret sie doch. Aber die meisten Wallfahrer gehen nicht der Bilder wegen, oder der Heiligen wegen, denn sie wissen, daß Gott in ihrer Pfarrkirche eben so gut hört, als in der Kirche zu Kävelaer, — sondern sie gehen eben des Gehens wegen. Vornehme Leute machen Badereisen und Lustfahrten über Land und Sand. Deshalb muß man es auch loben, daß für den gemeinen Mann eine passende Gelegenheit da ist, sich der häuslichen Sorgen und Plackereien für einige Tage zu entschlagen und in großer Geselligkeit mit Fahnen und Kreuzen und heiligen Zeichen, unter heiligen Gesängen, daher zu ziehen durch's Land. Wer diese Lust der gemeinsamen Wanderschaft noch nie gefühlt hat, der muß noch keine Wallfahrt mitgemacht haben und auch mit klingendem Spiele noch nicht im Heere sich fortbewegt haben. Wer den freudigen Lärm hört, wenn die Wallfahrtschaar einherzieht, wie Jeder den Andern zu überschreien sich abmüht und den Mund aufsperrt, als ob der liebe Gott taub sei, der kann es hören, daß es den Leuten aus dem Herzen fließt. Und dann besonders, wenn's durch einen protestantischen Ort geht, wird die Lunge nicht erspart, das ist ein Triumpf, der nie ohne vermeintliche Beschämung der Andersgläubigen gefeiert wird.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das ist nun zwar weder Klugheit noch Frömmigkeit, wenn man den Leuten, was sie für Thorheit halten, erst deutlich vormacht, um sie zu ärgern. Aber auch der Frömmigkeit ist solche Fahrt oft, in Hintenansetzung aller Hausſorgen, eine Gelegenheit wahrhafter Erhebung, und darum soll man nicht sogleich über Jemanden absprechen und lästern, der eine Wallfahrt thut. Alles, was im Volke sich Jahrhunderte erhalten hat, das behält auch seine schöne volksthümliche Seite, und ist mindestens viel vernünftiger, als unsre heutigen Volksversammlungen und die Demokratie, die nicht in der Wolle gefärbt ist. Daß aber bei den Wallfahrten an etlichen Orten noch viel mehr Unfug geschieht, als Gutes, dies läßt sich eben so wenig abstreiten.

Manches Weib bliebe besser daheim bei ihren Kindlein, die während der Fahrzeit verwahrloset herum laufen, und Gott weiß, was für Unglück kriegen, wovon leider viel Beispiele vorgekommen sind. Mancher Mann vertrüg besser das Geld, was er zur Wallfahrt braucht, seiner Haushaltung nicht, und suchte viel besser noch einige Taglohne dabei zu verdienen, wobei er seine Arbeit eben so gut Gott zum Lobe richten könnte, als die Betfahrt, und woran Gott wohl mehr Wohlgefallen haben mögte. Aber was hilft's? Man muß den gemeinen Mann auch nicht zu sehr bevormunden und splitterrichten wollen, weil er's nicht macht, wie die Großen, die an viel tollerem Treiben viel mehr Geld vergeuden, was ihnen noch weniger Ehre macht. Alles in der Welt hat seine Weise, und davon aus muß man die Sache betrachten und gerecht sein, auch gegen den Geringsten. Aber die Verstöße gegen die Sittlichkeit, welche solche tagelangen Waldfahrten mitbringen, gemeinschaftliche Lager, Gelegenheitsmacherei der Liebesleute und der Diebesbeute, die, während einer in Andacht an der Communionbank, neben ihnen knieen, nur an die goldene Uhr des Nachbars denken und sie aus Liebhaberei aus seiner Tasche in die ihrige stecken, solche Dinge und viele andere, die im Zusammenlauf großer Volksmassen gewöhnlich sind, könnten doch jedem vernünftigen Manne die Betfahrt verleiden.

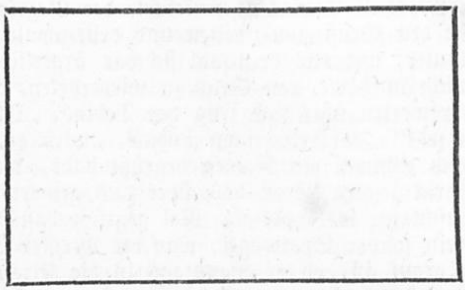
Der Tobias, der viel zu lange unter den Mönchen gewesen war, als daß er viel auf die kirchlichen Dinge hätte halten können, ging nur seiner Buhlschaft wegen hin. An der übrigen Andacht, die er hatte, trug er nicht schwer heim, wußte aber doch auch in der Gnadenkapelle sein Talent, einen Spectakel hervorzubringen, geltend zu machen. Da waren viele Blinde und Lahme, Höckerige und Taubstumme, die dort Heilung, viele Leidbelastete, die Trost suchten. Während die einen mit bloßen Knieen neunmal über den Steinweg das Kirchlein umrutschten, beteten die andern mit ausgestreckten Armen im Innern der Kapelle, und einen Blinden hatte man vor den Altar gesetzt und rief mit lauter Stimme, um ihn zu heilen, aber es wollte immer noch kein Wunder kommen. Auch

der Blinde, das Gesicht nach dem Altar gewandt, hatte die Arme ausgestreckt; aber er hatte schon so lange gekniet, daß sie zu sinken begannen, und deßhalb war Tobias an die linke Seite und ein Anderer, der aus Overath war, an die rechte Seite neben ihn gekniet, um die Arme zu stützen. Diese Stützenden hatten das Gesicht nach dem Volke hin gewandt. Da das Wunder noch immer ausblieb, so fiel der Overrather, der wohl die Nacht Mäuse gefangen haben mochte, darüber in Schlaf und schloß die Augen, so daß die Leute, die ihn sahen, meinen mochten, daß er auch ein Blinder sei. Als das der Meister Mathias merkte, da stieß er ihn unsanft an, daß er aufsprang und die Augen aufriß, und gleichzeitig faßte er ihn, hob ihn und rief mit lauter Stimme: „Mirakel! Er kann sehen! kann sehen!" Alles Volk jubelte nach, der schlaftrunkene Overrather wurde auf den Schultern hinausgetragen und im Triumpfzuge herumgeführt, daß ihn alles Volk sehen konnte. Da waren gerade ein paar frische Prozessionen von der holländ'schen Gränze angekommen, wo der Overrather zwischen gerieth. Da streckte der Eine eine Hand hin und frug ihn: wie viel Finger er offen zähle. Da zählte der Overrather „Eins! Zwei! Drei!" und verthat sich nicht. Und ein Anderer hielt ihm ein Muttergottesbild vor und frug ihn: was er für Farben daran unterscheide? Und der Overrather wußte alle Farben genau anzugeben. Er wußte sogar, welche Farbe die Mädchen an ihren Bändern trugen — und es war ein unbeschreiblicher Jubel. Weil der Gefeierte aber ärmlich aussah, so regnete es Silberstücke in seine Hände und er machte durch die Schalkheit des Tobias einen guten Taglohn. Die Wirthe zu Kävelaer werden ihm wohl dafür gedankt haben. Denn das Wunder wurde eingeschrieben und neben die Krücken, die von geheilten Lahmen zurückgeblieben, auf einer Wandtafel noch besonders verzeichnet. Es brauchten die Wirthe zu Kävelaer diesmal das Geld nicht auszugeben, um einen Taubstummen geheilt zu sehen, wie sie es einige Jahre darauf mit einem Manne aus Büderich machten, was aber die Regierung zu Düsseldorf untersuchen ließ als Betrug, und wobei sich herausstellte, daß der Geheilte all sein Leben so gut gehört hatte, als auch unsereiner. Er war aber als Taubstummer einige Jahre lang aus einer Gegend in die andere gezogen und hatte sich sogar ärztliche Atteste seiner Taubheit verschafft.. — Wer nach Kävelaer kommt und alle die Krücken sieht, die von Lahmen herrühren, die hier Gnade erlangt haben und aufrecht ohne Stock und Stab geschmeidig wie die Tanzmeister nach Hause gegangen sind, der mag sich wohl recht an der Menge erbauen, oder nachrechnen, wie viel davon auf Rechnung der Wirthe kommt. Aber nicht blos Blindheit und Lahmheit, sondern jedes Anliegen wird vorgetragen, sogar Prozeßakten und Lotterie-Loose sieht man am Altare anstreichen, um sie durch Wunderkraft gewinnend zu machen. Das ist freilich eine Frömmigkeit, woran die

Leute auch zeitlich profitiren wollen. — Wie wenig aber Tobias auf der Betfahrt von seiner frühern Gottlosigkeit zurück kam, das that sich am Morgen kund, als sie vom letzten Nachtlager bei Neusrath wieder auf die Heimat zuschritten. Er hatte mit einem gewissen Vierkötter auf derselben Stube geschlafen und dieser hatte vor dem Einschlafen wohl ein paar Dutzendmal hintereinander das Ave Maria hergesagt, so daß es den Tobias im Einschlafen störte. Am andern Morgen bot nun Tobias dem Schlafgenoß seinen gewöhnlichen Morgengruß: „Guten Morgen, Vierkötter!" „Guten Morgen, Tobias!" erwiederte der Gegrüßte. Der Tobias aber wiederholte den Gruß zum zweiten und drittenmale, wobei der Angeredete immer lauter, und das drittemal sichtbar ärgerlich erwiederte. Als Tobias aber nicht aufhörte, den Gruß zu wiederholen, da ging der Vierkötter zu Schimpfworten über und frug den Tobias: „Ob er denn glaube, daß er verrückt sei?" „Ei! ei!" sagte Tobias, „wirst du jetzt schon ärgerlich, daß ich dich zehnmal mit Namen begrüßt habe, was muß denn erst die Mutter Maria gestern Abend böse über dich geworden sein, da du sie vor deinem Einschlafen wohl dreißig Mal gegrüßt hast!" Seht solch ein lauer Christ, ein solcher Spottvogel, war der Meister Mathias, und es kam ihm selten drauf an, ob er Sonntags in die Kirche ging oder nicht. Stellte man ihn aber darüber zur Rede, so meinte er, die Kirche sei ohnehin zu klein und da thue er ein gutes Werk, wenn er Andern den Platz gönnte, den sie doch nöthiger hätten, als er. Das ist nun aber durchaus nicht löblich und es möchte ihm hernach, wenn er im Himmel einen Stuhl wollte einnehmen, wohl gesagt werden: jetzt sei es erst recht für ihn an der Zeit, Höflichkeit zu zeigen und andre Leute sitzen zu lassen. — Nun, wie man's treibt, so geht es, und Jeder kehre vor seiner Thüre. Unsre Thaten kommen uns alle heim, und wer mit offenen Augen in den Dreck läuft, der braucht hinterher nicht zu fragen: wie bin ich hinein gerathen? Das Ende trägt die Last.

Merke: Wer da sagt: daß er den Kirchgang nicht nöthig habe, der lügt, und grade derlei Lügner zeigen in ihrem Wandel, daß er ihnen am allernothwendigsten wäre, abgesehen davon, daß sie andern Leuten ein Aergerniß geben. Die Heuchelei ist zwar noch schlimmer. Aber darum soll Jeder Alles anwenden, daß er die rechte Einsicht davon erlangt, was Noth thue, daß er des Glaubens Kraft nicht verliere und Alles thut mit aufrichtigem Herzen. Wer aber die rechte Einsicht nicht hat, und statt am Wesen, an den Formen klebt, den soll man darum nicht verachten oder gar schmähen, sondern belehren. Der Narrheit ist in politischen Dingen so viel in der Welt, daß man bei Glaubenssachen wohl ein Auge zuthun kann.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Das einundzwanzigste Kapitel.

Von dem ehelichen Glücke des Tobias, ein sehr kurzes Kapitel.

Vögel, die zu früh singen, kriegt nachher die Katze.

Niemand kann seinem Schicksale entgehen. So konnt es auch Tobias der Lene nicht. Auf der Waldfahrt war die Hochzeit und der ganze Lebensplan besprochen worden, und man hatte sich beiderseits nicht zu wenig vorgestellt von den Freuden des Ehebandes. Die Hochzeit ging mit üblichem Geräusche vor sich, sogar die Flintenschüsse fielen nicht sparsam. Dann gingen die Weckwochen oder Flitterwochen vergnügt vorüber. Der Himmel hing voll Geigen und war so heiter, wie ein heller Sommermorgen. Doch nichts ist so veränderlich, als Wetter und Weiberssinn. Wo die Lene in den Flitterwochen nichts auszusetzen wußte, fand sie hernach Mancherlei zu tadeln. Dem Tobias war auch nicht just Alles recht. Sie schmollte, er brummte. Wo er ja sagte, sagte sie nein. Nach einigen Monaten wurde das schon so arg und ein Wort brachte das andere, so, daß der Tobias mehrmal aufsprang vom Werkstuhl, den Spannriemen der ganzen Länge nach besah und sich fragte: „soll ich, oder soll ich nicht?“ Er meinte nämlich, ob er seiner andern Hälfte ein handgreifliches Kapitel ab-

lesen sollte über sein ehelich Hausrecht, wovon auf dem Spannriemen Mancherlei mit groben Buchstaben geschrieben steht, wie manche ehrsame Schustersfrau aus betrübter Erinnerung wissen wird. Doch fiel ihm immer wieder ein, daß er diese Frage hätte stellen sollen, ehe er an den Altar ging, mindestens ehe der Pastor das „Proficiat" gesprochen hatte. Nun meint er, müsse er das Hauskreuz tragen, wenn's ihm nicht gar zu schwer würde. Doch die guten Vorsätze waren bei all seiner Friedsamkeit nicht stichhaltig, denn die Frau übertrieb es mit Rechthaberei und Allem, was einen Mann nur zu ärgern vermag. Da machte er's, wie alle Männer, die eine rechte Scheuchklapper im Hause haben. Er ging auswärts. So gerieth er wieder in's Wirthshausleben, und saß manche Nacht lieber auf der kalten Bank, als daß er im warmen Bette lag, und machte lieber den Zechgesellen allerlei Kurzweil, als daß er daheim seinen eignen Verdruß hörte in erlesenen Scheltworten. Er pflegte zu sagen, er vertrage sich mit seiner Frau wie Katzen und Hunde und wußte besonders die feine Bildung und zarte Ausdrucksweise seiner Gattin zu rühmen, denn, sagte er: ihr drittes Wort ist „Kreuzdonnerwetter" und „Schindaas." Sage ich: „Liebes Lenchen," so sagt sie: „Du Lauder!" Sag ich: „Du Drachen!" so sagt sie: „Du Teufelskind!" Nehm ich den Spannriem, so nimmt sie das Schüreisen. Werf ich ihr die Schüssel an den Kopf, so schleudert sie den Ofendeckel. Sag ich: „ich mach' mich auf und davon und komme nimmer wieder heim," so sagt sie: „pack Dich zum Teufel!" Immer hält sie das letzte Wort. Ja! so hartköpfig ist sie, daß ein Holzschuh, womit ich sie vor die Stirne schlug, zersprang, als sei es ein dünnes Glas gewesen. Wer kann mit einem solchen Weibe leben?

So erzählte der Mathias. Das ist nicht fein, wenn ein Kind aus der Schule, wenn ein Gatte aus dem Hause schwätzt. Aber schlimmer noch sind Zank und Streit im Hause. Scheltworte bessern nicht, und Schläge bringen mehr Teufel hinein, als heraus. Wer sein eignes Weib schlägt, der entehrt sich selber. Wer ein Hauskreuz hat, der trag es mit Geduld und Sanftmut, so wird es doch wenigstens nicht schlimmer. Zank gegen Zank ist wie Schnee im Winter, der liegen bleibt. Sanftmut gegen Zank ist wie ein Frühlingsschnee, den bald die Sonne wegnimmt.

Merke: Wer klug ist, der macht es wie alte Leute rathen: er hütet sich vor den bösen Weibern vorn, und vor bösen Pferden hinten, d. h. den Pferden schaue er in's Gesicht, und den Weibern wende er den Rücken zu. So kommt man am sichersten vorbei. Je weiter davon, desto besser.

Das zweiundzwanzigste Kapitel.

Wie Tobias einen Handel trieb mit Muskatenbäumen, ein demokratisches Kapitel.

Mancher kauft die Katz' im Sack.

Wer gerne will verachtet sein, der muß heirathen, und wer gelobt sein will, der muß sterben. Das ist wohl im Ganzen richtig, wie das alte Sprüchwort sagt; aber das kommt nur daher, weil man das Heirathen allgemein für ein Glück, den Tod aber für ein Unglück hält, und Einer dem Andern nichts Gutes gönnt. Das ist ein schlimmes Ding, die Mißgunst. Bei des Tobias Heirath war sie nicht nöthig, denn es ist viel besser mit dem Tode, als mit einer Todsünde behaftet zu sein, und ein böses Weib quält nicht nur wie eine Todsünde, sondern verleitet sogar zu Todsünden und Todtschlägen. Hatten aber früher die Leute nicht viel Gutes von Tobias gesprochen, so sprachen sie jetzt nicht besser, und er machte

es auch darnach. Der Wolf sagte zwar auch: ich weiß nicht, wie es kommt, daß mich die Leute nicht leiden können. Den Schäfer braucht er nicht drum zu fragen. So weiß wohl Mancher wie's ist, wenn Jemand klagt, daß man es allen Leuten nicht recht machen könnte.

Nicht blos mit seiner Lene, sondern auch bei vielen Kunden hatte es Tobias durch seine Schwänke bald so verdorben, daß man ihn nicht allerlei mehr zur Arbeit berief und daß Pfriem und Spannriem gute Rast hatten im Geräthkasten. Die Zänkerei seiner Ehefrau verleidete ihm die Arbeit vollends, und da er doch auch den ganzen Tag nicht im Wirthshause liegen konnte, so begann er anderlei auswärtige Geschäfte. Er legte sich auf die Handelschaft. Man würde ihm groß Unrecht thun, wenn man sagte, daß er auf ehrliche Weise Handel getrieben habe; aber er war in seinem Handel noch immer viel ehrlicher, als die sogenannten Demokraten und Winkeladvokaten, die den Leuten das Geld abschwätzen und nichts dafür geben, als Leid, Elend und Unheil. Vom Lügschuhmacher erhielt man noch etwas für's Geld und gar Unschuldiges. Zuerst fing er einen Handel an mit Muskatbäumchen.

Da wächst in den Brüchen des Amts Porz eine Sumpfstaude, die Sumpfbirke (betula odorans), deren Rinde, Blätter und Samenkätzchen einen gar würzhaften Geruch von sich geben. Die Pflanze wächst im Wasser, und wer kein Kräuterkenner ist, hat sie höchstens beim Torfstechen oder auf der Schnepfenjagd bemerkt. Von diesen Stauden pflückte Tobias jeden Frühling viele hundert Stück ellenlange Stämmchen aus, zog damit über Land und verkaufte sie für Muskatbäume. Er machte daher, daß er sie gradweg aus Asia, aus Priesterjohannesland, beziehe, und wußte dies Alles in seiner fremden churtrierischen Mundart durch die kleinsten Nebenumstände so zu bekräftigen, daß ihm selbst der ungläubige Thomas geglaubt haben würde, und wußte so viele treffliche Eigenschaften von dem Wundergewächse zu rühmen, daß ihm mancher Geck zu Dank zahlte, was er forderte, und sich glücklich pries, einen so seltenen Schatz im Garten zu besitzen. Da war kein Weh auf Erden, das die Kraft des Bäumchens nicht heilen, kein Herzeleid, das es nicht heben, kein Glück, das es nicht bringen sollte. Und da log der Lügmathias, was das Zeug hielt, Jedemwie es ihm am angemessensten war und wie er's am liebsten hörte, ja, er log wie ein Volksbeglücker in der Volksversammlung. Der Schelm wußte die Menschen in ihren Schwächen und Leidenschaften zu beurtheilen und zu benutzen, das hatte er von den Mönchen zu Altenberg gelernt und seine Beobachtungsgabe bei ihnen erprobt. So that er Jedem nach seinem Geschmacke. Die besten Geschäfte machte er bei den geistlichen Herren, denn die beschäftigen sich entweder mit himmlischen Dingen, und wissen von der Botanik nichts ab, oder gehen doch wenigstens nicht in's Wasser, um Sumpfpflanzen kennen zu lernen, und muß es Naß sein, so bleiben sie lieber unter

Dach bei der Weinflasche. Da fiel manchmal ein Kronenthaler für ein Pflänzchen ab. Konnte Tobias mit dem Pastor nicht fertig werden, so ging er zur Köchin, wenn der Herr in der Kirche war und brachte die Pflanze in dessen Auftrage. Kam er in's Wirthshaus und waren dort viele Leute zugegen, so legte er die säuberlich an den Wurzeln mit Stroh umwickelten und mit Seidenband umschnürten Pflanzen, vorsichtig in's kühle Vorhaus nieder, hatte auch wohl einen Träger in blauem Kittel bei sich, während er selber wie ein reisender Kaufmann lieblich und fein gekleidet war. Dann gebot er dem Träger mit lauter Stimme, der theuren Pflanzen wohl Acht zu haben. Er selber ging in die Wirthsstube, ließ sich Wein bringen oder Branntwein, ging hinaus, holte ein oder zwei Blättchen von den Stämmchen, und legte etwas davon in den Trank, ganz pünktlich, auf daß es Alle sahen. Fragt ihn dann Jemand, was er da thue, so blieb er nicht hinter'm Berge mit seiner Rede und pries des Krautes Kraft und Heilthum in allen Gebrechen und Leiden, verhieß dem Genusse Gesundheit, langes Leben, Geist und Frohsinn, Schönheit des Antlitzes und Glück im Finden. So hatte er's auch oft mit einem Gesellen verabredet, daß er in der Wirthsstube sich stellte, als ob er Kopfweh, Kolik oder Zahnschmerz hätte. Unterdessen kam Tobias hinzu, that fremd, frug um den Schaden und gab dem Schelmen ein Blättchen zum Kauen, worauf dieser sogleich geheilt war. Auch erzählte er von einer Menge Heilungen, wie es die Küster und Wirthe an den Gnadenorten machen, und wußte viele achtbare Männer der Gegend zu nennen, die so und so viele Pflanzen gekauft und so und so theuer bezahlt hatten. Unter den Menschen ist immer Leid und Pein. Wer kann es den Leuten verdenken, daß sie jede Gelegenheit ergreifen, sich davon zu befreien? Wer konnte es der Eitelkeit verdenken, daß sie die Mittel ihrer Befriedigung sich aneigne. Diesmal konnte nur Kräuterkunde vor Betrug behüten. Der Freund dachte: weil es ihm gut ist, so will ich's auch so machen, und der Feind kaufte aus Neid, damit der Andre Nichts vor ihm voraus hatte. So wurde Tobias die Stämmchen los und erhielt schwere Summen Geldes dafür.

Wer aber die Stämmchen pflanzte in seinem Garten, der sah sie bald dürre werden, denn die Sumpfbirke wächst nur im Wasser. Da sollte man denken, der Tobias habe nicht zweimal kommen dürfen mit seinem Handelsartikel. Doch kam er im nächsten Frühlinge wieder und frug, wie das Bäumchen gewachsen. Häufig wurde er rechtschaffen ausgeschimpft. Aber er blieb gleichmütig dabei und frug weiter: wie man's gepflanzt habe, flach oder tief, und ob naß oder trocken? Sagte man nun, man hab es tief gesetzt und begossen, so bedauerte er, daß man's gerade verkehrt gemacht habe, das Pflänzchen müsse ganz lose stehen, die Wurzel kaum mit Erde bedeckt und das Begießen sei schädlich wie Gift. So gab er stets die gegentheilige Behandlung als die richtige an und schob die Schuld auf

den Gärtner. Da wurden die Leute wieder treuherzig und kauften nochmals. Der Schelm hütete sich aber dann wiederzukehren, denn der Eine klagte sein Leid dem Andern, sie gingen auch wohl zum Kräuterkenner oder Apotheker und hörten, wie sie angeführt waren. Aber die Welt ist groß und einfältige Leute wohnen überall. Das haben wir ja auch heuer in den Volksversammlungen gesehen, was die sich aufbinden lassen. Nur wird das nicht sobald dürr, wie so ein Bäumchen. Aber dürr wird's wie Zunder. So ging denn der Tobias in andere Gegenden oder paßt' auf, wenn ein neuer Pastor oder sonst wohlhabende Leute einzogen. Dann war er gleich bei der Hand, und Spaßvögel gaben ihm noch Geld und halfen dazu, daß er Geizhälse prellte. Es ist noch nicht manches Jahr her, daß er Manchen sonst im Handel klugen Mann, der gerne etwas Appartes haben wollte, mit seinen Bäumchen dran gekriegt hat. Leute, die er angeführt, halfen ihm noch ihre Nachbaren hinter's Licht setzen, denn Nichts gönnt ein Nachbar dem Andern weniger, als daß er klüger sei.

Außer den Apothekern waren nur zwei Männer im Herzogthum Berg, denen er die Muskatenbäume nicht aufschwätzen konnte und die ihm reinen Wein einzuschenken wußten. Der eine war der Forstmeister zu Bensberg und der andre der Herr Rath zu Opladen, der für die Ackerschaft und Baumzucht mehr gethan hat, als ihm das bergische Land danken kann. Die hatten sich in Gottes Garten noch etwas mehr umgesehen, als nach Kappes und Klüppelholz.

Merke: Um sich vor Betrug zu schützen, gibt es kein besser Mittel, als etwas Rechtes zu lernen. In einer Sache, von der Du gründlich unterrichtet bist, kriegt Dich Niemand dran. Drum lerne, wer kann, von Jugend auf. Was man gelernt hat, frißt kein Brod, aber es schützt davor, Brode zu verlieren. Eine andere Regel ist: Kauf nicht, was Du nicht kennst.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das dreiundzwanzigste Kapitel.

Wie Tobias zu Deutz Kartoffeln verkaufte und eine Gasterei in den Kauf kriegte.

Der Krug geht so lang zu Wasser, bis er bricht.

Wenn man irgend einen spindelbeinigen von Hunger und Elend abgemagerten ausgemergelten Gesellen sieht, so pflegt man zu sagen: der sieht aus wie das Jahr 1817. Von diesem Jahre weiß zu erzählen, wer damals eine Haushaltung geführt hat. Man hört jetzt so viel vom Hungerleiden sprechen; im Jahre 1817 wußten es die Leute nicht blos vom Hörensagen, sondern aus leidigster Erfahrung. Da beteten Viele: „Aller Augen sehen auf Dich, o Herr!" aber das Gratias war fast selten, und sie hätten gern Wohlgefallen gehabt, wenn sie nur gesättigt gewesen wären. Nicht blos arme Leut, sondern die ansässigen Bürger wußten nicht von einem Tag an den andern zu kommen, und hätten, wie man so zu sagen pflegt, den Mund mit einem Hölzchen aufstellen mögen, auf daß er

ihnen nicht endlich, wie den Fröschen im Winter, völlig zuwachse. Der Tobias pflegte zu sagen: es gebe viererlei Zahnschmerzen. Die erste Nummer davon wär, wenn die Kinder am Violenwürzlein käuen, daß die Zähne durchbrechen. Die zweite Nummer sei bei erwachsenen Leuten, wenn's nothwendig wird, die Zähne auszubrechen. Die dritte Nummer aber und die längste Qual und Plackerei sei, die Zähne zu beschäftigen, und die vierte Nummer empfinde derjenige, welche von einem Hunde in die Waden gebissen wird, also selten ein Gardelieutenant. Im Jahr 17, als die Mäuse in der Mehltonne vor Hunger starben, war die dritte Nummer ein allgemeines Elend. Das Malter Weizen kostete 48 Rthlr., der Roggen 36 Rthlr., und die 4 Pfennigsbrödchen waren so klein und leicht, daß man zwei auf jeden Zahn nehmen konnt, und wenn man sie in den Mund steckte, den Athem anhalten, oder die Brödchen gehörig fest packen mußte, damit man sie nicht fortblies. Bis auf den heutigen Tag haben die Semmel an ihrer Kleinheit aus jenem Hungerjahr noch etwas behalten. Das Jahr 1817 hat die Leute sehr gequält; doch hat der liebe Gott seine Hand nicht von den armen Leuten gezogen und sie haben sich alle, wenn auch kümmerlich, ernährt, denn es war Friede im Lande und Ordnung. Einer half dem Andern um Gott und Brüderlichkeit, wogegen in Zeiten des Krieges bei aller Fülle von Gottes Gaben die Noth viel größer ist. So ist immer das größte Leid, was die Menschen sich selber bereiten.

Wie es aber in aller Welt zu gehen pflegt, daß der Taugenichts selber weniger Schuld an seiner Untugend ist, als sein Vater, der ihn zum Guten hätte anhalten und ihm die Tugend vererben sollen, so ging's auch mit dem Jahre siebenzehn. Die Schuld trug sein Vater, das Jahr sechszehn. Da trat im März entsetzliche Dürre ein. Es schien, als ob es gar nicht mehr regnen könnte. Bis in den dritten Monat fiel kein Tröpflein vom Himmel. Da hättet ihr hören können, daß es unser Herrgott selber den Leuten nicht recht machen kann. Man hatte die Reliquien des heil. Severin am Beienthurm zu Cöln ausgesetzt, wie bei Dürren zu geschehen pflegte, um Regen zu erzwingen, und täglich beteten große Schaaren dort, aber kein Wölkchen tröpfelte. Ein bekannter Pastor sagte damals: die Gemeinde mögte ihm bis Johanni rechtschaffen um Regen beten helfen; nach Johanni könne er's allein bestrecken. Auch zu St. Gezelin, dem bergischen Regenpatron, wallfahrteten Schaaren aus allen Gegenden, und hielten um Regen an. Alles hoffte auf die Procession von Paffrath. Der Mai war fast schon zur Hälfte vorüber und die ersehnte Procession von Paffrath war noch immer nicht nach dem Gezelin gekommen. Man wußte aus Erfahrung, daß, wenn diese erscheine, auch der Regen nicht länger auf sich warten lasse. Dem Pastor Siegen zu Paffrath wurde fast das Haus gestürmt, auf daß er mit Kreuz und Fahn' die Procession herausführe zum Regenmacher Sanct Gezelin. Unbegreiflicher Weise zögerte er noch immer.

Freigeistige Leute erzählten sich, der Pastor habe gute Wettergläser (Barometer) im Hause, und richte den Gang darnach, auf daß er bestehen könne vor den Leuten. Endlich am 12. Mai, als ihm die Kerze an den Nagel gebrannt, oder das Wetterglas tüchtig gefallen war, ließ der Pastor Siegen zum Auszug läuten. Fröhlich begrüßten Alle die Wetterprocession; aber fröhlicher noch waren die Wallfahrer selber, als sie auf halbem Heimwege schon vom Regen überfallen wurden, daß es dem Küster, der bei'm Singen den Kopf in den Nacken zu legen pflegte, in den Mund regnete, und alle so triefnaß nach Hause kamen, daß den Weibsleuten, welche die weißen Kopftücher recht gesteift hatten, diese wie Wäschlappen auf der Latz lagen und alle aussahen wie getaufte Mäuse. Nur der Tobias profezeihete Schlimmes. Er sagte: man habe den Gezelin so lange um Regen geplagt, man solle auch nun sehen, daß er von keinem Aufhören wisse; selbst den besten Hund könnte man hetzen, daß er zornig werde. So kam es auch. Es regnete den ganzen Mai, den Brachmond und Heumond, den Erntemond und hatte im Herbstmonat noch nicht aufgehört. Im Wintermonat regnete es noch desto schlimmer, und hielt blos um Allerheiligen so lange ein, bis die Kartoffeln und Rüben erfroren waren. Dann fing's wieder mit erholten Kräften an: Klatsch! klatsch! vom Morgen bis Abend, und die ganze Woche hindurch, und Woche auf Woche, als wenn die ganze Welt verwässern sollt. Korn, Weizen und Hafer waren verfault auf dem Felde, vom Buchweizen war gar keine Rede, und das bischen Gemüse war um Neujahr schon aufgezehrt. Da war guter Rath theuer und das Brod nicht wohlfeil. Ein Arbeiter vermochte in vier Tagen bei aller Anstrengung kaum ein Brod zu verdienen. Zum Glück brauchten die Taglöhner und Weber damals noch nicht ihre Groschen auf die Volksversammlungen zu tragen, auf daß Lotterbuben Wein dafür soffen, und konnten fleißig fortarbeiten, sonst wären sie alle vor Elend ausgestorben mit ihren Familien. Reis und Fleisch war das Wohlfeilste, das man kaufen konnte, doch war das Alles noch vielmal theurer, als jetzt. Aber die reichen Leute thaten alles Mögliche, um die Armen am Essen zu halten. Die Regierung ließ Schiffe voll Getreide kommen und vertheilen, und wer nur Geld hatte, ließ dafür arbeiten. Der König beschäftigte viele hundert Arbeiter an den Festungswerken zu Deutz. Da wußten die dortigen Wirthe auch nicht, wie sie die Kostgänger sättigen sollten. Die Fettaugen und die Bohnen, Graupen und Brocken in den Suppen waren so spärlich, als ob man im Bataillon Points vorgenommen hätte, und war es draußen wässerig, so war es im Kochtopfe eben so. Die Speisewirthe sandten weit umher in's Land, um Kartoffeln zu kaufen. Für schweres Geld waren sie in den Frühlingsmonaten kaum mehr zu haben. Dafür ließen sich die Wirthe aber auch die Mahlzeiten theuer bezahlen. Mancher that gar unverschämt mit seinen Forderungen. So ging es auch dem Tobias, als er in Deutz

Mittag hielt. Er mußte eine Handvoll Groschen dafür zahlen. Da dacht er: eine Ehr ist der andern werth, und ich thu' ein christlich Werk, wenn ich's dem ungenügsamen Wirthe eintränke. Als er seine Zeche bezahlt und kaum noch einige Kassemännchen in der Tasche hatte, ging er Nachmittags nach Cöln hinüber und kaufte auf dem Altenmarkte eine Tasche voll Kartoffeln, suchte sich die schönsten aus, die er finden konnte. Damit kam er am Abend zurück in's nämliche Wirthshaus zur ..... Nun! der Wirth ist seitdem gestorben. Von den Todten soll man nur Gutes reden, drum mag ich ihn nicht nennen. Tobias setzte sich wiederum an den nämlichen Tisch, wo er gespeiset hatte und erzählte dem Wirthe, so recht in seiner eifeler Mundart: daß im Triererlande die Kartoffel noch ziemlich gerathen seien, er habe die Probe davon in der Tasche, und wolle den Rhein hinab gehen gegen Düsseldorf, um sie zu verkaufen. Dabei kramte er sein Dutzend Kartoffeln aus und legte sie dem Wirthe vor auf den Tisch. Der Wirth fragte: „Sind sie so alle, die Ihr zu verkaufen habt?" „Ja!" sagte Tobias, „das sind sie Alle, so sind sie Alle, aber der Abend ist nahe, ich muß mich auf Reise geben, daß ich fortkomme, die Nacht ist Niemandes Freund und in so schlechter Zeit ist das Reisen bei später Nacht nicht ungefährlich."

„Ei! so bleibet bei mir über Nacht!" sagte der Wirth, „es soll Euch gar nichts kosten. Ein gut Abendessen und Frühstück und Wein, so viel Ihr mögt, sollt Ihr umsonst von mir haben; wir wollen unterdessen sehen, ob wir des Handels einig werden mit den Erdäpfeln." „Ich bin dabei," entgegnete Tobias. „Ich überlasse es Euch, selber den Preis zu setzen. Ich will keinen Heller mehr, als Ihr mir dafür geben wollt, denn ich sehe Euch an, daß Ihr ein billiger rechtschaffener Mann seid. Morgen früh wollen wir denn den Handel schließen."

Der Wirth dachte: da mache ich eben ein rechtes Schmierkäufchen, denn wenn ich den Preis selber stelle, so wär ich ein Narr, wenn ich zu viel böte. „Also so sind sie Alle, wie sie hier liegen, gut und unbeschädigt vom Frost?" „Ja, das sind sie Alle, die ich zu verkaufen habe, und so sind sie Alle," wiederholte Tobias. — Der Wirth ließ nun auftragen und setzte dem Tobias tapfer zu mit Wein und Speisen, gab ihm ein gutes Bette, und andern Morgens ein treffliches Frühstück. Der Tobias sparte nichts mit Schlucken und Kauen, und dachte der Wirth: ich werfe hier mit der Bratwurst nach einem Schinken und gewinne mehr als eine fette Kuh werth ist, so dachte Tobias hinwieder: ich esse die Wurst und melke die Kuh, und komme daran wie die Heiden an die Hemder gekommen sind. Endlich sagte er: nun ist's Zeit zum Fortgehn. „Nun aber unser Handel!" sagte der Wirth, „soll ich den Preis stellen?" „Mir ist jeder Preis recht," entgegnete Tobias. „Nun so geb ich Euch 20 Groschen für den Centner!" „Damit bin ich ganz wohl zufrieden," entgegnete der Verkäu-

fer, „so laßt denn die Erdäpfel, die hier auf dem Tische liegen, abwägen. Wenn's 10 Pfund wären, so würde ich stark 2 Pfennige dafür von Euch erhalten." „Ich bedarf etwa 4000 Pfund," sagte der Wirth. „Das glaub ich," sprach Tobias, „aber wie ich Euch gestern Abend sagte, liegen hier Alle, die ich Euch liefern kann." Die Gäste, die am Abend zugehört hatten und jetzt merkten, wo's hinausging, lachten übermäßig und sagten zum Wirthe: „ja wir haben gehört, daß er sagte. das sind sie Alle, so sind sie Alle, die ich zu verkaufen habe." — Der Wirth selber sah so bister aus, wie das Jahr 17, drin sich das begab. Er kratzte sich auf dem Kopfe, und wußt nicht, ob er schimpfen oder klagen sollt. Der Tobias aber ergriff Hut und Stock und nahm kurzen Abschied, ehe der Wirth sich ausbesonnen hatte.

Merket hieran, ihr Wirthe und Kaufleute, oder wer immerhin überfordert oder geprellt hat. Ungerecht Erworbenes gedeiht nicht. Wer gar zu viel verdienen will, der verliert, und der mit Unrecht erworbene Groschen zehrt den wohlverdienten hinweg.

Das vierundzwanzigste Kapitel.

Wie Tobias in der Stadt Hoikeshofen sich für einen Uhrmacher ausgibt und zwei Räder zuviel in der Uhr findet.

Traun, schau wem!

In der Zeit, als Tobias Handel mit den angeblichen Muskatenbäumchen auf's Höchste blühete, da war er nach einer Geschäftsreise durch die reichen Gehöfte von Remscheid an einem heitern Märzmorgen zu Radevormwalde aufgestanden, hatte das letzte Stämmchen bei dem Pastor zu Halver verkauft, und gelangte am Vormittage auf seiner Rückreise in eine bergische Grenzstadt, die, wie alle liebe Kinder, mehrere Namen führt, und von den Landleuten Hoikeshofen genamset ist. Ohne alle Traglast, nur mit schwergefülltem Säckel, schritt er in vollster Heiterkeit seiner Seele den Stadtberg hinauf. Wie einem Fuchs zu Mute ist in der Vorstunde eines glücklichen Fanges, den ihm sein Instinkt vorspiegelt, oder den seine feine

Sinne wittern, so daß er muntere Sprünge macht und die possierlichsten Fratzen schneidet; so war es auch dem Tobias. Er mochte da sagen: ich wittre Abentheuer. Obwohl er Hunger spürte nach mehrstündiger Reise, und in ein Wirthshaus einzukehren gesonnen war, so hatte er doch mit sich selber die Uebereinkunft getroffen, daß er das Geld, was er in der Tasche trug, unversehrt nach Hause seiner Lene bringen wollte. Und da er keine Muskatbäumchen mehr hatte, um diese irgend einem leichtgläubigen Wirthe aufzuschwatzen und aufzurechnen, so hatte er eine andere List ersonnen, um, wie es so viele ehrliche Leute machen, für Nichts Etwas zu erhalten. Da kam er erst an einem Wirthsschilde vorüber, drauf stand hinter dem Namen des Wirthes das Wort Gastgeber. Da dachte er: es ließe sich dort wohl ein Geschäftchen machen, denn das Geben kostet dem Nichts, dem gegeben wird. Doch war ihm die Aufschrift noch etwas undeutlich, denn, so meint er, wenn der Wirth vom Geben heißt, so ständ das Geben nicht hinten, sondern vorn im Titel, und bei den Wirthen scheue er das hinterher, wie bei den Pferden, denn hinterher schlagen beide oft aus, die einen mit ihrer Kreide, die andern mit ihren Hufeisen. Auch mocht er so viel Schulbildung oder richtiges Sprachgefühl haben, um einzusehen, daß das Wort Gastgeber eine Albernheit ist; oder aber er dachte: das erste beste ist mir auch eben nicht recht. Genug, er ging vorüber, links und rechts sich umschauend, wo unser Herrgott einen Arm ausgestreckt hat, wie man so zu sagen pflegt. Da kam er denn endlich oben auf den Berg in eine Seitenstraß und fand die Wirthsschildaufschrift: „Schenkwirthschaft." Das war's, was er suchte. Schlimmsten Falls, dacht er, kann ich mich auf das Schild berufen, wenn ich genieße, ohne zu zahlen. Denn wer bezahlt nimmt, der schenkt nicht, und das müßt ein rechter Lump und Volksverräther sein, der sich einen Schenkwirth selber titelte und hinterher, wenn er die Gäste angelockt hat, als Bezahlwirth die Hand offen hielt. Das wär ja vollständig wider Treu und Glauben. Zu den bergischen Wirthen, zumal zu den Hoikeshofenern hatte Tobias das Vertrauen, daß sie ihres Worts getreue Leute seien. So trat er dann guten Mutes ein in die Schenkwirthschaft und bestellte nach Ortsüblichkeit einen sogenannten Münsterländer, der auf der Veienburg zubereitet wird, wie man das Kölnische Wasser zu Düsseldorf, den Düsseldorfer Senf beim Mostertshannes zu Engelrath und die Burger Bretzeln zu Neuwickesberg in Nordamerika macht. Es kommt dabei, wie in aller Welt, ja doch hauptsächlich nur auf den Namen an, das wissen besonders die Weinwirthe, die auf die Flaschen, so aus demselben Fasse gefüllt sind, zehnerlei Namen von Rhein- und Moselwein aufkleben.

In der Wirthsstube fand Tobias keine Gäste, sondern nur die Wirthin, die bei seinem Hereintreten eine frischgestopfte Tabakspfeife sorgfältig in eine Schieblade legte. Der Tobias, der überall wohin er kam, seine

Augen mitbrachte, seufzete tief, denn er dachte an seine Lene. Diese Wirthsfrau, dachte er, ist eine so liebe, herzgute Frau, daß sie ihres lieben Mannes, der eben über Land gegangen ist, so lebhaft gedenkt, daß sie durch Ausübung der an ihm gewohnten Beschäftigung des Pfeifenstopfens, sich seine theure Gegenwart noch lebhafter zu vergegenwärtigen bemüht ist, und ihm dabei einen Liebesdienst verrichtet, damit er bei seiner Nachhausekunft sein Lieblingsspielwerk gestopft findet. Es ist eine Freude, auch für den Fremden, ein solches Weib zu sehen, das ihrem Manne so zu Händen geht. Aber zentnerschwer däuchten dem Tobias die Beine, als ihm da der Heimweg zu seinem Hauskreuze, der schratteligen Lene, einfiel. — Doch, dacht er, noch bin ich in guter Gesellschaft und die Sache wird gut gehen. Als er den ersten Beienburger auf die Lampe gegossen und den zweiten bestellt hatte, da brachte ein Wort das andere. Die Weiber sind Alle neugierig, zumal die auf einem Berge wohnen. So frug sie den Tobias, woher er sei? und was für ein Geschäft er treibe? Da kam sie dem Gaste eben recht, denn der Lügschuhmacher blieb keine Antwort schuldig, wohl aber die Wahrheit und mitunter seine Zeche. Er erzählt ihr unter Anderm, daß er ein Uhrmacher von Profession sei, und eben eine gar künstlich gefertigte Uhr, welche die Minute, Stunde, den Tag, die Sonn- und Feiertage, die Monate, die vier Jahreszeiten, die Schaltjahre und auch die regierenden Könige von Preußen ꝛc. ꝛc. anzeige, eben nach Hattingen abgeliefert habe und befinde sich eben auf dem Wege nach der Burd, wohin das große Loos gefallen sei. Der glückliche Gewinner habe ein noch viel künstlicheres Uhrwerk bestellt, und er wolle hingehen, um dort das Maaß zu nehmen.

„Ei!" sagte die gute Frau, „da kommt Ihr ja zur guten Stunde. Unsere Hausuhr dort in der Ecke, will jahraus jahrein nicht wie sie sollte. Bald läuft sie vor, bald geht sie nach, und man kann sich so wenig drauf verlassen, wie auf den Schwur eines Roßkämmers. Drum hat mein lieber Mann sie lassen still stehen. Da mögt ich, daß Ihr zuschauet und dran thätet, was noth thut, wenn's nur nicht zu viel kostet; Speise und Trank sollt Ihr überdies haben!" „Das kostet Euch gar nichts, gute Frau Wirthin," sagte der verlogene Schuhster. Da ich einmal die Füße als Gast unter Euren Tisch gesetzt habe und Ihr mir so freundlich entgegen kommt, so will ich Euch das Werk schon zurecht bringen, ohne daß es Euch etwas Anderes kostet, als dessen ich gerade zu meiner Leibesnahrung bedarf."

Da hatte es der Tobias recht am Stücke. Die Uhr war sogleich vom Kasten gehoben und in eine Nebenstube gebracht. Ein ehrlicher Mann hätte sich wohl nicht unterzogen, ein solches Geschäft ohne die geringste Kenntniß davon zu haben, einzugehn. Jeder Andere hätte wohl zu sich selber gesprochen: Schuhster bleib bei deinem Leisten! Der Tobias aber, der wohl manchmal einen Leisten aus dem Stiefel gezogen, aber noch nie in

das Innere einer Uhr gesehen hatte, dachte: es wird kein Uhrmacher geboren, und jeder Uhrmacher hat doch einmal zum erstenmal eine Uhr auseinandergelegt. Du machst deine Sache so gut, wie du kannst, so hast du das Deinige gethan, wie der abgesetzte Mucher Polizei-Sergeant 1816 zu Altenberg. Vorigen Tag hatte er zu Remscheid eine Drathzange gekauft, um eine junge Hecke daheim mit einem Spalier zu festigen. Die kam ihm wohl zu Statten. Er besah sich das Werk, wie es zusammengesetzt war, und schrob und legte es dann auseinander.

Unterdessen hatte die Wirthin das Essen bereitet. Tobias, dem's nicht ging wie den Köchen, die vom Geruche satt werden, wußt mit Löffel und Gabel noch besser zu hantieren, als mit dem Uhrwerke, und aß und trank, daß es eine Freude anzusehen war, als ob er's im Accord hätte. Doch wenn man auch noch so viel Hunger und Durst hat, so kann man doch nicht ewig am Essen bleiben; und als nun Tobias den Mund abgewischt hatte, da meint er, daß es Zeit sei zusammenzusetzen. Er hatte beim Auseinanderlegen sich gar wohl gemerkt, wohin jedes Theilchen gehöre, und hatte das Schlagwerk bald zusammen, sparte gar nichts mit Klingen und Klimpen, ließ auch die Räder ablaufen, daß es schnurrte, und bestellte allerlei, was er anwenden zu müssen vorgab und wohl bei wirklichen Uhrmachern gesehen hatte: jetzt eine große Nadel, dann eine kleine, drauf ein zartes Federchen, Oel und Zwiebel, Talg und Butter und Gott weiß was Alles das er wirklich brauchte oder nicht brauchte. So hatte er die Uhr ziemlich wieder zusammen. Aber zwei Räder wußte er nicht unterzubringen. Da er sie nicht anbringen konnte und gar nicht wußte, wohin sie gehörten, so kümmerte er sich auch weiter nicht darum, ließ sie auf dem Tische liegen, und stellte die Uhr ohne die Räder wieder auf, hing die Gewichte dran, stieß an den Perpendikel und ließ sie gehen tik tak tik tak, daß die gute Wirthin ihre Freude dran hatte.

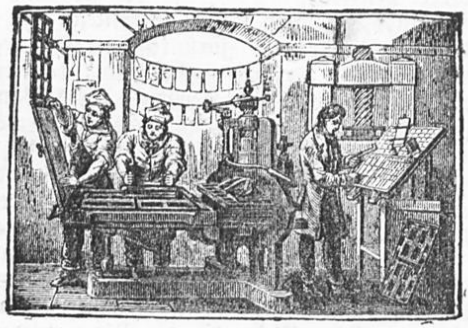
Nun wäre jeder Andere wohl in großer Verlegenheit gewesen, was er mit den erübrigten beiden Rädern sollte anfangen, oder wie er dieselben der Wirthin verbergen gesollt hätte. Der Lügschuhmacher aber trat mit dreistester Stirne vor die Frau, die von einem solchen Uhrwerke noch weniger kannte als er, und sprach: „Gute Frau, Ihr wünscht wohl zu wissen, die Ursache, weshalb Eure Hausuhr nicht mehr gehen wollte. Das will ich Euch zeigen: seht! diese beiden Räder hat der dumme Uhrmacher, der zuletzt dran knisterte, zuviel drin gemacht. Die Uhr konnte unmöglich gehen, so lang diese Räder drin staken. Diese hemmten den Gang. Ihr seht ja, daß ich Recht habe. Vorher, da die Räder drin waren, stand die Uhr still. Jetzt geht sie. Das ist ja klar wie der Tag, denn da sie mit den beiden überflüssigen Rädern nicht gehen will, so muß sie ja ganz vortrefflich gut gehen, sobald die Räder hinausgenommen sind.

Das wußte der Lügschuhmacher mit solcher Dreistigkeit darzulegen,

daß die gute Frau keines seiner Worte bezweifelte, und über die Geschicklichkeit des Kunstuhrmachers sich in Lobeserhebungen ergoß und die Unkenntniß der frühern Meister bitter tadelte. Während sie aber vor der Uhr stand, und sah mit Wohlbehagen den Perpendikel hin und her schweben und hörte das Tiktak, da nahm der Tobias Stock und Hut, wies das Zehngroschenstück, das die überglückliche Wirthin ihm aufdringen wollte, mit der größten Freundlichkeit zurück, schritt hinaus und hat bis auf diese Stunde die Schwelle des ihm zur wirklichen Schenkwirthschaft gewordenen Hauses nicht wieder betreten.

Er war noch nicht den Berg hinab geschritten, als der Wirth von einem Gerichtsgange nach Lennep zurückkehrte. Da begegnete ihm die Frau in der Hausthüre mit der frohen Nachricht, daß die Uhr jetzt vortrefflich hergestellt sei und zeigte das Hemmniß ihres Ganges, die beiden Räder vor und sprach: „Süch, lieve Mann, dat wor to völl!“ Der Mann trat vergnügt mit ihr zur Uhr. Die tiktakte nicht mehr. Nur so lange die Bewegung des angestoßenen Perpendikels dauerte, war das verstümmelte Werk in Gang geblieben. Jetzt stand es stille. Vordem war die Uhr unregelmäßig gegangen. Jetzt gar nicht mehr. Es war auch keine Möglichkeit, daß sie noch gehen konnte, denn die Haupttriebräder fehlten drin. Wohl zehnmal in selbiger Stunde stieß die Frau den Perpendikel an; aber jedesmal war's ein neuer Beweis, daß sie betrogen sei, und sie war zuletzt froh, daß ein ordentlicher Uhrmacher die Räder wieder einsetzte, nachdem er das Werk gereinigt und von Staub befreit hatte. Drauf ging die Uhr und geht noch so exact wie eine.

Merke Dir daran, daß Du nicht von jedem Straßenläufer Dich bethören lassest, wenn er wahrhafte Meister verdächtigt und sich über dieselbe stellt. Nur wer eine Sache gründlich gelernt hat, weiß damit umzugehen, und man kann ihm Vertrauen schenken, so mit dem Uhrwerke, wie mit jedem andern Werke, auch mit dem Staatswerk, das noch viel mehr Kenntniß erfordert, als das künstlichste Uhrwerk. Da sagen leider jetzt auch viele politische Schäfer von Nied.rempt: mit Treu und Vertrauen sei es Nichts, und mit der Gottesfurcht gar Nichts; das seien ein paar hemmende Räder im Staatswerke, die müßte man herausnehmen. Liebe Leute! denkt an die gute Wirthsfrau zu Hoikenshofen und sagt den verlogenen Schuhstern: sie sollten bei ihren Leisten bleiben! Grade das für Ueberflüssig verschrieene ist das Haupttriebrad zum guten Gange des Staatswerks. Sonst geht es nur so lange wie von Außen ein Anstoß kommt.



Das fünfundzwanzigste Kapitel.

Wie Meister Mathias im Jahre 1819 eine merkwürdige Profezeihung that.

Der Profet gilt nicht viel in seiner Heimat.

Das wußten die kleinen Kinder auf der Straße, daß im Jahre 1819 die Welt vergehen sollte. Grausam gelehrte Leute hatten es aus der Johannes Offenbarung ausgerechnet, der Spielbähn hatt es gesagt und in der Sybilla-Weissagung und im hundertjährigen Almanach stand's auch. Da war es dem Allerweltskompier Johannes Fink zu Schlebusch gar nicht zu verüblen, daß er seine Milchkuh schlachtet. Die wollte er verspeisen, eh die Welt verging. Er meint, wenn die Welt vergangen wär, so könnt ihm die Kuh doch nichts mehr nützen. Im Jahr 1819 ist manch einem die Welt vergangen, manchem Brodprofeten ist sie vergangen, dem Kompier Fink auch, und sie wird uns allen vergehen, daß uns die Zähne nicht mehr weh thun. Zu Bensberg, beim Kirchenhelmes, saßen auf Lätaren

Sonntag, zu Mittefasten, die rechten Knaben zusammen, der Scherfer Franz, der Mänrather, der Hombacher und etliche Bauern aus den Bergen saßen auch dabei. Da that der Meister Mathias von Hebborn eine merkwürdige Profezeihung und der Procurator Weierchen, der dabei saß, führte die Feder und schrieb es auf, was nachher in Erfüllung gegangen ist oder noch geschehen soll. Der Tobias aber hustete ein paar Mal, verdrehete die Augen und that den Mund auf und sprach:

1) Was ich sehe, will ich reden, will ich singen, will ich sagen, von künftigen Dingen und Tagen.
2) Ihr Zierden des Landes, du liebliche Annosstätte und du Berg des Lenno, ihr seid beide nicht zu beklagen. Wo man früher gescheite Leute zu Narren gemacht hat, dort wird man in Zukunft die Narren zu gescheiten Leuten machen, und wo die Feiglinge der Vorzeit geheimet, dort werden die Helden der Zukunft eine Wohnstätte haben.
3) Die theure Zeit wird vorübergehn und das Malter Korn 180 Stüber kosten.
4) Die Stüber wird man abschaffen und den Weck mit drei Pfennigen bezahlen.
5) Und die Dienstmägde und die Knechte werden wie Herrschaften gekleidet sein und die Handwerker werden die Kaufleute an Aufwand übertreffen.
6) Dann wird des Geldes so viel im Lande sein, daß man Wege baut von Eisen und Wagen, drin man ohne Pferde schneller fährt wie der Wind.
7) Die Kiepenbauern werden in den Wagen nach der Stadt fahren und die Milchmädchen mit ihren Tragkörben.
8) Und den Dom zu Cöln wird man auszubauen anfangen und es wird ein großes Fest sein zu Cöln und ein Jubel im Lande über den geliebten Bauherrn, den frommen König, der ein Kaiser sein wird von ganz Deutschland.
9) Aber es wird noch viel Wasser im Rhein fließen, bis Deutschland einig ist unter ihm.
10) Es wird eine Zeit kommen, da manches vergebliche Wort gesprochen wird. Dann wollen die Bauern Kraden heißen.
11) Es werden keine Eichen mehr stehen in den Büschen, und die Treue und Redlichkeit werden aus dem Lande gewichen sein.
12) Dann paßt auf, nach der Seite hin von wannen der Regen kommt, geht ein Knall los.
13) An manchem Orte wird etwas geschehen. Die Braven werden verstummen und die Schlechtigkeit wird das große Wort haben.
14) Sonst kluge Leute werden sich auf den Kopf stellen und das Geld wird ihnen aus der Tasche fallen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

15) Es wird eine große Narrheit sein unter dem Volke, so daß es sich selber die Nase abschneiden will.
16) Es werden viele Profezeihungen und Lügen gedruckt werden, und das tollste wird am meisten geglaubt.
17) Auch vom Spielbähn wird man Büchlein drucken um der Groschen willen. Dumme Leute werden diese Büchlein kaufen im Jahre 1848; klügere Leute werden aber erst kaufen im Jahre 1850, weil dann das Jahr 1849 richtiger darin profezeit ist. Ganz kluge Leute werden ihre Groschen behalten.
18) Könige und Fürsten werden schier verachtet sein und der Allerhöchste wird verspottet werden.
19) Schneider, Schuhster, Schnappswirthe, abgesetzte Beamte und Schulmeister und Sackträger werden Staatsmänner sein und sich klüger bedünken, als Metternich und Talleyrand.
20) Es wird ihnen aber ergehen, wie dem Schneider Tupp, daß sie den Lappen neben das Loch setzen.
21) Betrüger und Bauernschinder und Klausenmacher werden Volksfreunde genannt sein. Es wird in der Welt gehen wie auf einem Klopfkaufe: wer das Volk am frechsten belügen kann, wird der beste Mann sein.
22) Es wird ein großes Geschrei sein von Freiheit, aber der wahren Freiheit wird das Volk sein Herz verschließen. Es wird immer tiefer in die Knechtschaft der Unsittlichkeit versinken.
23) Es wird ein großes Geschrei sein von Helden und von Gut und Blut opfern. Aber es wird mit diesen Helden sein, wie mit dem Fuchse, wenn er Märzwasser getrunken hat, und wenn die Trommel rasselt, werden sie laufen wie die Hasen.
24) Aber auch diese Narrheit wird ein End nehmen.
25) Die da regieren wollen, werden sich ein schwereres Joch machen, die die Steuern verweigern, werden noch schlimmer besteuert werden, und der Himmel, den sie läugnen, wird sie bestrafen.
26) Treu und Rechtschaffenheit werden endlich den Sieg behalten und die Verräther zu Schanden werden.
27) Es wird ein großes Sterben kommen.
28) Wenn man schreibt 1850, wird ein großer Krieg sein unter den Monarchen und einer von ihnen, der schier verachtet war, wird zu großer Herrlichkeit gelangen.
29) Es wird manch einer üben, was er früher nicht gelernt hat, vornehmlich aber das Hungerleiden.
30) Der Lohn der Knechte wird auf sieben Thaler herabsinken. Haus und Hof werden zu Spottpreisen verkauft werden.
31) Drauf wird eine gute Zeit anheben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

32) Habt acht, wenn die Amseln weiß werden in den Büschen, dann werden die Leute alle klug werden.
33) Am Birkenbäumchen wird ein weißer Hühnerhand sein, ein weißes Pferd und eine schneeweiße Kuh. Dann wird etwas geschehen.
34) Auf dem Altenmarkte zu Cöln wird ein Kirschbaum abgehauen werden, dann werden die Juden sich bekehren.
35) Der Rhein wird dann so klein sein, daß ein halbjährig Kalb darüber springen kann und man wird die Schätze ausgraben, die in dem tiefen Rheine liegen und auch den Niebelungenschatz.
36) Dann wird so viel Geld sein unter den Leuten, daß der Bauer das Gold abmißt mit Meßvierteln und das Silber mit Maltersäcken, und sich Keiner mehr die Mühe macht, stückweise zu zählen.
37) Die Leute brauchen nicht mehr zu arbeiten und werden Alles genug haben.
38) Das Schlimmste aber dabei ist, daß es Niemand erleben wird.

Merke an dieser Profezeihung, daß das Papier geduldig ist und daß die Profeten auch Brod essen. Das Papier hält still bei allen Lügen, die darauf gedruckt werden. Das hat besonders die sogenannte demokratische Presse bewiesen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das sechsundzwanzigste Kapitel.

Wie Tobias die Haushaltung aufgab.

Hart wider hart das hält nicht lang.

Wenn zwei Leute sich einmal den Rücken kehren und noch so weit gehen, so kommen sie doch nimmer beisammen. Der Eigensinn ist schlimm. Am schlimmsten im Streit. Der Streit ist die größte Narrheit auf Gottes Erdboden, am allernärrischsten aber ist der Streit unter Leuten, die bei einander wohnen müssen und auf einander angewiesen sind, wie Mann und Frau. Die Eheleute, die sich zanken, haben wohl das einzige dabei profitirt, daß sie am Fegfeuer vorbei kommen, denn sie leben ja vollständig in der Hölle, und sie könnten doch den Himmel auf Erden haben, wenn sie an einem Seil zögen. Man sagt drum nicht umsonst, daß die Welt des lieben Herrgotts Tollhaus sei. Die Frau, die Schläge kriegt, ist zu beklagen, aber der Mann, der sie schlägt, noch mehr, denn er schlägt mehr Teufel hinein als heraus, und da hat er es zuletzt mit so vielen Teufeln zu thun, daß er Haus und Hof den Rücken kehren muß, wie es auch der Meister Mathias that, als er sein Hauskreuz lange genug gespannriemt hatte.

So lange der Handel mit den Muskatbäumchen guten Fortgang hatte, und Tobias die Taschen voll Geld mit nach Hause brachte, wofür seine Frau allerlei nützliche und angenehme Gegenstände in die Haushaltung

anschaffte, vorzüglich aber Kattun, Kaffeebohnen, Bretzeln und Branntwein, dessen Geruch schon sie lebhaft machte; da war er der liebe Mathias hinten und vorn. Als es aber mit dem Geld zur Neige ging und endlich der Handel stockte, da hörte der Hauskrieg gar nicht auf. Im Hause konnt er sich gar nicht aufhalten vor Schmähen und Schelten. Blieb er Abends zu lange im Wirthshaus, so fand er bei der Heimkehr die Thüre geschlossen und wurde beim Klopfen aus einem Gefäße überschüttet, das man Morgens auszugießen pflegt. Das ertrug er ein paar Mal wie ein Sokrates, war beim dritten Male aber noch klüger wie der und hob die Hausthüre aus und nahm sie mit in's Wirthshaus und kam des Nachts wieder mit ihr heim. — So kam er auch in einer Winternacht nach Hause, war kalt und hungrig und verlangte den Kaffee gekocht zu haben. Die Frau aber sagte: „Ich steh nicht auf, Bruder Liederlich; wo Du die ganze Nacht Schabau gesoffen hast, da kannst Du Dir auch den Kaffee kochen lassen, Du Lauder!" Drauf Tobias: „Mein lieber Schatz, ich sage Dir und wette und profezeihe, daß Du ungeheißen sogleich aufstehen und das Feuer anschüren wirst." „Nein, Du Lügenkerl!" schrie die Frau. „Nein! Nein! Nein!" wie ein im Jahr 1846 gewählter Gemeindescheffen. Tobias hielt sich gelassen und sprach: „Andre Leute laufen und lügen, ich aber stehe hier vor Deinem Bette, wie es die Gelegenheit mit sich bringt und sage, daß ich meine Wette gewinne." „Nein! Nein!" schrie die Frau so laut sie konnte. Da sagte er kein Wort mehr, ging die Trepp herab und brachte einen Kübel kaltes nasses Wasser herauf. Das goß er seinem Eheweibe auf die bettwarme Haut, daß sie aufflog wie ein Flintenschloß. Vor Schreck und Schluchzen konnte sie sogleich nicht zu Wort kommen. Drauf aber krähte sie, als ob hundert Hahnen ihre Stimm auf einmal losgelassen hätten. Da wurden die Stiefsöhne wach und dachten nicht anders, als daß der Tobias ihrer Mutter mit dem Messer am Hals gewesen wär und hätt ihr den ganzen Hals schon halb abgeschnitten. Da packten und prügelten sie ihn, während die Frau ihm das Gesicht zerkratzte und warfen ihn hinab die Treppe und vor die Thüre in den kalten Mondschein. Da stand unser armer Eulenspiegel vor der geschlossenen Thüre und hörte drinnen das Reisig brechen und das Feuer knistern. Die Frau kochte doch den Kaffee um sich zu wärmen. Trotz der Profezeihung kriegte er aber nichts mit.

Unterdessen waren die Nachbaren auf den Lärmen hinzugekommen und frugen den Tobias, was das auf sich habe. — „Weiter nichts," sagte er, „als die Wahrheit hab ich gesagt, die hören die Leute nicht gern." — Ein mitleidiger Nachbar nahm ihn mit in's Nachbarhaus. Da schwur er, nimmer heimzukehren in das Haus seiner Frau und darin hat er Wort gehalten. Er hat sich forthin in der Nachbarschaft so gut ernährt, als es anging. Seine Frau ist alt geworden, ist gestorben und begraben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und er hat sich nicht darnach umgesehen. Er hatte nun gelernt, wie es im Ehestand zugeht. Das geht ganz anders wie in den Weckwochen.

Merke hieran, daß Du Dich vor dem Hochzeitstag gar wohl bedenkst. Dem Pferde, das er kaufen will, sieht der weise Kurschmied zu Ommer dem Maule, und der Kuh am Haar an, wo irgend ein Fehl ist. Den Weibsleuten muß man aber in's Herz sehen und darnach sie wählen. Viele sind wie die Katzen, die erst schmeicheln und kratzen. —

Das siebenundzwanzigste Kapitel.

Wie Tobias demokratische Stücklein erzählt und von der Scheffenwahl.

Das Wasser treibt den Rhein herunter und nimmer hinauf.

Der Winter ist ein kostspieliger Gast, und mancher arme Mann sollte darum wünschen, daß ihm der Mund zuwachse, wie von den Fröschen gesagt wird, oder vom Dachse, der den ganzen Winter über nicht aus dem Loche kommt und von seinem Fette zehrt. Nun! der fleißige vorsorgliche Bauersmann zehrt auch von seinem Schweiße den Winter über, wenn er Scheune und Keller, Spinde und Schober wohl gefüllt hat. Dann ist den Landleuten nicht der Mund zugewachsen, wenn sie in wohlgeheizter Stube hinter'm Ofen sitzen und vom Krieg erzählen, vom General Blücher und dem Franzosen, vom Türken und vom Russen. Auch die Wirthsstube ist am Winterabende gefüllt, zumal wenn die frische Zeitung auf dem Tische liegt. Wenn dann der Weg auch etwas weit ist, der denkt, der Abend ist lang genug, sich zu rasten. Man kommt doch unter die Leute und hört Neues, oder macht ein Spielchen zum Zeitvertreib.

So war's im Wirthshause zur Burg an einem Winterabende. Da

saßen der Vicar Stellberg, neben Tobias, mehrere ehrbare Männer aus dem Dorfe; der krumme Offermann und der lange Hans, ein fremder Advocat und ein paar Bauersleute aus den Bergen, die am andern Tage weiter wollten. Leute aus den Bergen sind immer neugierig, denn da droben wohnen sie weit auseinander und hören nicht viel, sehen noch weniger. Kommen sie aber in's Rheinthal oder gar in die Stadt, so finden sie immer Leute, die ihnen mancherlei aufbinden. Der Tobias hatte ein Händchen davon. Drum frug er auch jetzt den krummen Offermann: ob er ihm nicht sagen könne, wann das Gericht auf der Thurner Haide gewesen sei, um die Leichenschau zu halten. Der Offermann, welcher merkte, wo's hinaus ging, sagte, er sei heut Morgen im Busch gewesen, um Leder zu holen zu seinem Holzschuhmachergeschäfte. Da habe er einige Herren über die Haide kommen gesehen. Er habe sich darüber gewundert, was sie dort machten, denn sie hätten weder Jagdgeräth noch sonst etwas Verfängliches gehabt, und nun falle es ihm ein, daß es das Gericht müsse gewesen sein. Die Anwesenden, besonders die aus den Bergen, wurden sehr aufmerksam und frugen, was das Gericht denn dort gemacht habe?

„Ei, wißt Ihr nicht vom alten Zistig das Unglück?" begann Tobias, „der wollte ein starkes Kalb zum Metzger nach der Stadt führen, und wie er auf die Haide kommt, wo nirgends Strauch oder Baum steht, da will er ein Pfeifchen stopfen. Das muthwillige Kalb aber springt hierhin und dorthin und er darf es nicht loslassen. Da er's auch sonst nirgendwo anbinden kann, nimmt er die Schlinge des Strickes um den Hals. Er stopft und will Feuer schlagen. Da wird das Thier scheu, springt herum, reißt den alten steifen Mann zu Boden, und da er sich nicht zu helfen weiß, schleppt ihn das Thier so lange herum, bis der Strick ihn würget und bis Leute hinzugekommen. Da war es aber zu spät. Das Unglück war geschehen. Drum war das Gericht gerufen worden. Das ist wohl nimmer geschehen, daß ein Kalb, das zum Tode geführt werden sollte, sich im Voraus dafür so gerächet hat."

„Es hat ihm aber doch nicht geholfen," sagte der Advocat, „ich riech' den Braten schon, aber der Tobias versteht merkwürdige Begebenheiten zu erzählen. Er soll Jedem von uns ein Stücklein erzählen, das ihm in diesen Tagen begegnet ist. Es muß aber kein bekanntes Stück sein. Dafür soll er von Jedem einen Groschen haben. Seid Ihr's alle zufrieden?" „Ja!" riefen die Andern, und Tobias sagte: „Er sei mit dabei. Mit dem Advocaten wolle er anfangen und ihm dabei etwas zu rathen aufgeben. „Gestern Morgen frühe," hub er an, „sei er eine Stunde vor Tage von Gladbach gegangen und habe sich von der Merkwürdigkeit überzeugt, daß kein einziges Fenster an der Kirche ganz sei. Das habe er nicht glauben wollen, aber er habe gesehen, wie der Wind an einer Seite hinein und an der andern heraus geblasen habe. Der Orgelbauer sei näm-

lich vor Weihnachten in der Kirche gewesen, um die Orgel zu stimmen. Die Kälte aber sei so groß gewesen, daß alle Töne festgefroren seien, und keine Pfeife den mindesten Klang gegeben habe. Als aber in der Christnacht die Kirche gedrängt voll gewesen und von all den brennenden Lichtern und all den Menschen die Luft erwärmt worden, sei der Frost in der Orgel gelöst und aller Wind auf einmal losgegangen, so daß es einen ungeheuren Knall gegeben habe, daß alle Fenster sprangen. Doch das ist nicht das Stückchen, was ich erzählen wollte," fuhr er fort, „das kommt erst! Als ich des Wegs hinabging, auf die Dellbrücke zu, da begegnet mir ein Eseltreiber mit schwer beladenem Thier. Am Schlagbaum, wo so mancher zweibeinige Esel frei vorbei geht, will er für den vierbeinigen Begleiter das Weggeld zahlen, aber der Schlagbaum ist geschlossen, und der Empfänger schläft noch. Rufen half nicht. Da bindet er den Esel mit dem Halter an das obere dünne Ende des Schlagbaumes und geht an's Haus und klopft. Da läßt der Empfänger drinnen die Kette los und der Baum geht in die Höhe. Der Esel hebt mit dem Baume langsam den Kopf, dann die Vorderhufen, wie ein Hündchen, das um ein Stück Brod dient, dann steht er grad auf, wie ein Soldat im Glied, und endlich zappelt er über dem Grunde wie ein Karpfen an der Angel. Da aber reißt der Halter und der arme Esel fällt wohl zwei Mannslängen herab auf den Rücken, daß die ganze Traglast, lauter Porzellan und Gläser, in kleine Scherben zersplittert und der arme Esel den Rückgrat zerbricht. Da hat der arme Mann keinen Esel mehr, und die Leute, denen die Gläser, die Teller und Kaffeegefäße gehörten, werden den Eseltreiber dafür anpacken. Der Eseltreiber will vom Weggeld-Einnehmer den Schaden ersetzt wissen. Der aber antwortet: „Gleich zu gleich gesellt sich gern, wenn du nicht selber ein Esel gewesen wärest, so hättest du den Esel wohl nicht an den Schlagbaum angebunden." — „Aber wovon soll ich denn jetzt leben?" jammerte der Eseltreiber, „da mein Ernährer hier am Verenden liegt und nimmer wieder auf die Beine kommt." — „Meinetwegen wie andre ehrliche Leute, vom Betteln oder Stehlen!" keifte der Empfänger. So zankten und stritten die Beiden noch, als ich wegging. Drauf hat der Eseltreiber die Sache am Gerichte anhängig gemacht, und nun soll mich wundern, wie das entschieden wird. Ihr mögt dies leicht errathen, denn Ihr seid ein Jurist und mögt es hier vortragen, damit unsereiner weiß, woran er ist, wenn ihm ein Gleiches zustößt."

„Kommt Zeit, kommt Rath!" sagte der Advocat. „Umsonst ist der Tod und der kostet noch das Leben. Wer sollte mir nun mein Gutachten bezahlen? Doch der Tobias hat den ersten Groschen redlich verdient. Hier ist er. Nun ist der Vicar an der Reihe." „Dem muß er etwas zu rathen aufgeben!" riefen mehre lachend. „Also ein Rathstückchen, so paßt auf!" sagte Tobias, „wenn er's räth, so geb ich einen Groschen dazu."

„Bom, bom, bom, Butterschnittchen,
In Cöln kam ich zum Schmiedchen,
Der schmiedet mir ein Bolzen
Aus einem grünen Holze,
Darauf ritt ich nach Heime,
Da trugen Korn die Bäume.
Die Kuh die spann am Ofen,
Das Rind es flickt die Hosen,
Das Kalb lag in der Wiegen,
Der Hund jagt ihm die Fliegen,
Das Ferken spült die Schüssel,
Das Huhn trug all die Schlüssel,
Die Katze legt die Eier,
Der Ochse dreht die Leier,
Die Fledermaus, sie kehrt das Haus,
Die Ente warf den Dreck hinaus,
Der Kuckuck saß auf'm Dach und lacht,
Und wenn es regnet, wird er naß,
Und wenn es schneit, so wird er weiß,
Nun rathet: wie mein Schätzchen heißt!"

„Das soll der Kuckuck rathen!" sagte der Vicar. „Nein! was man nicht weiß, das macht nicht heiß. Ich mag es gar nicht wissen. Drum zahl ich meinen Groschen und damit weg."

„Nein! Herr Vicar!" sagten die Andern, „wer A gesagt, muß auch B sagen, wer mit kegelt, muß auch mit aufsetzen. Rathen müßt Ihr. Es kostet dasselbe Geld, wenn Ihr fehlschießt, und wenn Ihr's trefft, so habt Ihr zwei Groschen gewonnen."

„Gut dann, so rath ich: Kathrin!" „Fehlgeschossen!" lachte der Tobias und alle lachten und frugen: weshalb er gerade diesen Namen gerathen? „Weil es jedenfalls eine Her ist," sagte der Vicar, „und weil die meisten Hexen Kathrin getauft sind." „Das läßt sich hören!" riefen die Andern lachend. Der Tobias aber sagte: „Verkehrte Welt heißt sie, denn dran hab ich immer gefreit, und weil ich's so getrieben hab, daß es mir schlecht ging, so muß die Welt umkehren, daß es mir besser geht. Mich selber zu ändern, bin ich zu alt."

„Draus mag sich Mancher eine Lehre ziehn. Es ist offenherziger gesprochen, als es jetzt gewisse Leute thun, die das Unterste zu Oberst kehren wollen und das eine Republik nennen. Alles soll sich nach ihrer Narrheit kehren, weil sie selber sich nicht bekehren wollen," — sagte der Advocat. Doch nun kommt der Dritte an die Reihe, der Offermann.

„Soll ich ihm auch etwas zu rathen aufgeben," versetzte Tobias, „so mag er mir sagen: wo ein Wagen mit mehr als vier Räder auf der

Straße ist?" „Nun! das hieß ich das fünfte Rad am Wagen, wenn ich da rathen wollt," sagte der krumme Offermann, „denn wenn ich sage, ich wüßt's nicht, so sagt er: ich weiß es auch nicht!" „Ei!" sagte Tobias, „so geh Du nur die Wermelskircher Straße hinauf und besieh Dir Hückeswagen. Da sind mehr als vier Räder und es kommen darin viel brave Leute fort. Doch Deines Namens wegen, will ich Dir etwas erzählen, welches wirklich wahr und doch eine Lüge ist."

„Vorgestern Mittag begegnete ich auf dem Wege von Gladbach dem Pitschenkobes, der so lange den Vogelsang und die Faulheit zunftmäßig betrieben hat, daß er ein ganz armer Mann geworden ist, in zerlumpten Kleidern. Der dritte Lappen auf dem anfänglichen Loche war schon zerrissen und von unten bis oben sahen die Kleider aus, als seien hundert Taschen dran. Den grüßt ich freundlich und klagt über Unglück. Da ist, sagt ich, der Gronerurban, der brave Mann, der den Armen so viel Gutthaten erzeigt hat, von der Brückerkirmes kommen im Sonntagsrocke, und kaum ist er zu Haus, da trifft ihn der Schlag, und er ist todt. Niemand ist da, der die Leiche ausziehen will, denn es thut den Leuten zu leid, daß ein so braver beliebter Mann gestorben ist. „Das wär etwas für Dich, Kobes, sagt ich, „da könntest Du zu einem neuen Rocke kommen und all Dein Lebtag warm und sauber davon gekleidet sein." — Das läßt der sich nicht zweimal sagen. In der Angst, er möchte zu spät kommen, läuft er mit seinen gichtlahmen Beinen wie ein altes Kutschenpferd, daß die Leute stehen bleiben und ihm auf dem Weg nachsehen und die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, vor lauter Verwunderung. Und als der Kobes kommt in's vermeintliche Sterbehaus, da sind die Leute guter Dinge und der gute Urban sitzt in den Hemdärmeln hinter dem Ofen und raucht seine lange holländer Pfeife und sieht gar nicht aus wie eine Leiche. Da sehen sie sich alle beide voll Verwunderung an und der Urban fragt den Kobes, wie er denn plötzlich so laufen gelernt habe? Da sagt der Kobes: der Lügschuhmacher hab ihn belogen. Der hätte gesagt, der Urban wär todt und er solle ihn ausziehen. Der Urban aber lachte und sagt: dies Geschäft könnte er selber besorgen, so lang es Gott gefällig sei, und statt böse zu werden, gab er dem Kobes 10 Groschen für den vergeblichen Gang. So ein guter Mann ist der Urban, und doch haben sie ihn nicht wieder zum Scheffen gewählt."

„Das ist erklärlich," sagte der Advocat, „denn die guten Leute sagen nicht so gerne „nein," wie die bösen Leute. Da man nun früher nur Scheffen hatte, die zu Allem „ja" sagten, und das schief ging, so meint man jetzt, es müsse gut gehen, wenn man Scheffen wählte, die zu Allem nein sagen. Das ist aber gerade so, als wenn man auf seinen Beinen müde gegangen ist und meint nun, man müßt auf dem Kopf gehen, so käm man besser fort."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Ei!" sagte Meister Mathias, „das ist grad, wie alte Leut sagen, wenn's im Hartmond bitter kalt ist: es sei zu kalt zum Schneien. Zu Sanct Johanni Mittesommer ist es nicht zu kalt dazu, und es thut's dann doch nicht. Es muß gerade recht dazu sein, sonst thut's nimmer. Zum Scheffen muß einer gerade recht sein, sonst taugt er dazu nicht, ein Jabruder oder Fegbankkopf so wenig, als einer, der immer Nein winkt, wie ein Eisbär."

Merke hier am Schluß, daß die Mittelstraße die sicherste ist, und daß bei allem Rathe Verstand, Redlichkeit und Kenntniß von der Sache, Haupterfordernisse sind.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das achtundzwanzigste Kapitel.

Wie Tobias die Armen speiset und die Bensberger ihm ein Denkmal setzen wollen.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten.
Altbergisch Sprüchwort.

Es ist ein sehr braver frommer Ort, das Dorf Herkenrath. Man mißt dort ein christlich ehrliches Maß, wie es sprüchwörtlich worden im Lande. Ein Herkenrather Pott, das ist ein tüchtig Glas Branntwein, voll bis zum Ueberlaufen, und bei einer Herkenrather Tasse ist Ober- und Unterschale gefüllt. Eben so reichlich geht es dort mit den Opfergaben an St. Anton des Einsiedlers Altare. Nicht blos der Heilige, sondern auch sein Gefährte wird da bedacht. So deutsch und duftig ist Alles im Dorf. Fern aus dem Rheinthale sieht man seine weiße Kirche neben dem Bensberge auf buschiger Berghalde. Dort hinab schaut man weit in die Eifel hinein, auf den Kreuzberg zu Bonn und auf die gute Stadt Cöln mit ihrem Dome und dem Beienthurme. Viel Verkehr ist nicht in Herkenrath, denn die Wege sind schlecht und die Gehöfte und Häuser stehen weit aus-

einander. Jeder baut den eignen Acker und kümmert sich wenig um den Nachbar. Nur Sonntags finden sich die Leute zusammen in der Kirche. Es ist eine sehr schöne edle Sache mit dem Kirchgang, auch abgesehen vom verdienstlichen Werke der Frömmigkeit. Die Leute, die sonst durch allerlei Verhältnisse einander fern gehalten werden, haben doch noch einen gemeinschaftlichen Einigungspunkt, und es wird ihnen doch an einem Tage in der Woche nahe gelegt, daß sie zusammen gehören, daß sie Kinder sind eines Vaters und eine große Familie, die durch dieselbe Thür geht. Mögen nun auch Viele aus bloßer Gewohnheit den Weg machen, wie das Kippekauser Pferd, so sind doch auch Viele, denen sich der große edle Gedanke gemeinsamer Brüderlichkeit aufdrängt, und deshalb thun die Spötter einen großen Frevel, wenn sie über den Kirchgang spotten. Nur aus Dummheit können sie das thun. Es sind noch so viele Dinge in der Welt, die ein Thor verlachet, worin ein Weiser aber tiefen Sinn und Schönheit findet. So auch im sonntäglichen Kirchgange. Dazu ist keinem Herkenrather der Weg zu weit oder zu schlecht. Jeder thut dann seine katholische Pflicht, und aus der Kirche geht's, wie bei frommen Leuten Brauch ist, in's Wirthshaus. Es müßte sich denn einer in den Kopf gesetzt haben, durchaus für einen gottlosen Knicker zu gelten. Der geht schnurstracks nach Hause.

Da waren denn eines Sonntags alle Wirthshäuser zu Herkenrath gedrängt voll. Es war im Monate März, so recht zwischen Winter und Frühling. Schnee und Frost waren eben aufgegangen, und die lehmigen Wege noch schlechter als sonst. Man sieht das Dorf aus weiter Ferne. Das macht keine Mühe; aber das Dahinkommen ist keine leichte Sache, zumal bei einem thauigen, regnichten Märzmorgen, wenn das Wetter so widrig ist, daß man keinen guten Hund vor die Thüre senden sollte.

Je schlechter draußen Weg und Wetter, desto lustiger pflegt drinnen die Wirthschaft zu gehen nach dem Hochamt. Der Küster hatte alle Stuben gedrängt voll. Bis in's Vorhaus standen die Gäste, in Ermangelung der Tische das Branntweinglas in der Hand. Denn der klare Branntwein ist da der gewöhnliche Trank auf dem Kirchgang sowohl, als bei Kindtaufen und Hochzeiten, selbst für die Weiber, die ihn nur mit etwas Zucker veredlen. In der großen Stube aber klappten die Kannen und klimpten die Gläser. Um den Hombacher und den Trotzenburger, die sich in eifrigem Gespräche über die Profezeihungen des Pater Larosch und des Spielbähn ausließen, hatte sich ein Schwarm aufmerksamer Zuhörer gedrängt. Der Tobias saß auch hinter dem Tisch und hörte andächtig zu. Der dacht: die Reihe zu reden kommt auch an dich; du willst aber warten, bis es Zeit ist. Endlich fiel die Urterhaltung auf die theure Zeit, wie Korn und Kartoffel mißrathen und das Geld so rar wär beim Bauer. Viel Arbeitsleute müßten schwarzen Hunger leiden, zumal am Rheinstrom,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wo die Wasserfluth so manchem armen Manne in Küch und Keller gestanden, die Vorräthe verdorben und das Holz aus dem Hofe weggeschwemmt hatte. Davon spricht sich gut in warmer Stube, besonders wenn man so hoch auf dem Trocknen wohnt, wie die Herkenrather. Der Eine meint's dann ehrlich mit dem Bedauern, der Andere denkt aber, wie er Vortheil ziehe aus dem Unglück Anderer. Denn des Einen Unglück ist des Andern Glück. Da fiel dem Hombacher auch ein, daß er einen guten Schnitt machen könnte mit seinen Kartoffeln, die er nicht all in den Keller hatte bringen gekonnt und in des Trotzenburgers Hofe überwintert waren in einer großen Kaul oder Grube. Wovon das Herz voll ist, läuft der Mund über, wie ein gemein Sprüchwort sagt. Sprach drum der Hombacher in allem Uebermute eines reichen Mannes: „Was gebt Ihr mir für die Kaul? Mögen wohl 20,000 Pfund oder etwas mehr drin sein?"

„Setzt selber den Preis!" sagte der Tobias, „so will ich die ganze Kaul kaufen und will sie an die arme Leut ausspendiren, daß sie durchkommen damit, bis das neue Gemüse zeitigt. Nehm ich das Ganze zusammen, so laßt Ihr mir's etwas wohlfeiler, zumal da Ihr so freigebig seid gegen die Armen. Auch wißt Ihr, daß ich ein guter Zahler bin und keine Bürgschaft nöthig habe. Drum dürft Ihr billig sein im Handel."

Darüber lachten der Trotzenburger und die Anderen, und der Hombacher lachte mit, aber doch nur im Aerger, denn obwohl er das Pulver nicht erfunden hatte, so merkt er doch, daß es auf Spott abgesehen war. Er wußte gar wohl, daß ein Fünfgroschenstück so selten war in des Tobias Tasche, wie eine Ringeltaub im Baumhofe, und dachte: spottest und spassest Du auf Deine Weise, so will ich Deiner spotten auf meine Manier, und so sprach er ganz höhnisch über den Tisch: „So Du mir einen Thaler zahlest hier in der Stube, baar einen blanken berliner Thaler, so soll die ganze Kaul Dein sein mit Allem, was drinnen ist." —

„Es gilt!" rief Tobias und streckte die rechte Hand hin. Der Hombacher schlug ein. Alle Anwesenden sahen den Handel und riefen: „Ein Wort, ein Mann!" „Nun will ich aber auch den Thaler sehen, heraus damit!" rief der Verkäufer höhnisch lachend. Da sah ich eher eine vierspännige Kutsche den Kirchweg hinauf jagen, als daß der verlaufene verlogene Meister Mathias jemals ein Thalerstück in der Tasche herbergt. Darin hatte er auch recht. Aber während der Tobias die rechte Hand ausstreckte zur Bekräftigung des Handels, da war er mit der linken auch nicht müßig geblieben. Der Trotzenburger, dem das Herz auf dem rechten Flecke saß, hatte ihm einen Thaler in die Hand gespielt. Den warf er auf den Tisch, daß er lustig tanzte zwischen den Gläsern und heller klang, als dem Hombacher lieb war. — „Der Handel ist richtig!" rief die ganze Gesellschaft. Da war's ein Jubel. Man hat's dem Hombacher gegönnt. Für 100 Thaler waren ihm die Kartoffeln nicht feil. Er hätte sie längst

verkauft, aber wie auch die Kornwölfe und alle Wucherer thun, hoffte er immer, sie sollten noch höher steigen im Preise. Und nun den ganzen Vorrath für einen Thaler! Voll Zorn griff er den Thaler auf und warf ihn dem Tobias an den Kopf, daß dem das warme Blut von der Wange rann. Damit war aber der Handel nicht rückgängig gemacht. Alle Anwesende boten sich dem Ankäufer zu Zeugen an und redeten ihm zu, auch den Thaler einzustecken für Schmerzengeld wegen des Wurfes. Das ließ er sich vom Trotzenburger nicht zweimal sagen. Der hätte gern noch einen Thaler dazu gegeben, so wohl hatte ihm der Handel gefallen. Der Hombacher aber zahlte seine Zeche und verließ, von Gelächter verfolgt, schimpfend die Gesellschaft. Er dachte: das war einmal wieder Spott und Spaß und weiter nichts. Der Tobias aber machte Ernst daraus. „Mag er mich den Lügschuhmacher schelten," sprach er, „viele Leute laufen und lügen, aber ich sitze hier unter Euch und sage die Wahrheit: daß ich die Armen speisen will mit den Erdäpfeln, die ich ehrlich angekauft habe. Drum sollt Ihr mir helfen, die Bedürftigen, wo sie nur wohnen, einladen, daß sie kommen mit Körben und Kiepen und Säcken und Seilen und Krauttüchern und Schiebkarren, und wie sie den Vorrath nur immer führen und fortbringen können." — Das gefiel allen Anwesenden überaus wohl, und sie gingen durch die Dörfer und Weiler und boten es den Dürftigen an, wo sie am andern Morgen wohlfeile Erdäpfel holen konnten um Gotteslohn. Wo es der Tobias sagte, da glaubte es Niemand. Das ist nicht blos dem Mathias begegnet, daß man seinen wahren Worten mißtraut und seinen Lügen geglaubt hat. Es leben leider viele Leute, die davon zu erzählen wissen. Als aber am andern Morgen die Traglasten den Weilern vorübergetragen wurden, da kamen die Armen erst recht auf die Beine. Da lief, wer laufen konnte, da trug, wer tragen konnte, als gält's eine Wette. Der Tobias stand an der Kaul auf der Trotzenburg und leitete die Vertheilung. Die ihn vorher nicht gegrüßt, nahmen heute den Hut vor ihm ab. Einige sollen ihn sogar Herr Tobias angeredet haben. Der Trotzenburger half fleißig mit seinen Knechten, und ehe der Abend kam, da war die Kaule leer, aber die Hütten des Mangels waren gefüllt, und viele hundert Armen hungerten nicht mehr. Es war ein fröhlicher Tag, den Tobias bereitete. Die Dürftigen hatten doppelte Freude, und auch Alle, die den Armen etwas gönnten, erzählten fröhlich die Begebniß und lobten den neuen Krispin. Der Hombacher lobte ihn nicht. Er hatte sich zurück gehalten bei dem Jubel und kam hinterher mit einer Klage gegen den Trotzenburger auf Ersatz des Verlustes, weil derselbe die Kartoffeln hatte ausfolgen lassen. Das Gericht zu Bensberg aber wies die Klage ab. Die Bensberger hatten überhaupt eine große Freude an dem Hergang. Sie wählten den Tobias zu ihrem Helden und wollten ihm ein Denkmal setzen lebenden Leibes. Sie machten auch einen

Aufruf in der Cölnischen Zeitung und sammelten Gaben dafür. Was daraus geworden ist, oder noch werden wird, kann ich nicht sagen. Was weiß ich davon, was Alles in Bensberg, Schildburg oder Schöppenstedt vorgeht! Doch wer wollte den Bensbergern nicht ein Denkmal gönnen? Der Tobias bedarf dessen nicht. Der Hombacher wird auch die Geschichte sein Lebtag nicht vergessen.

Merke daraus: daß nicht ungestraft bleibt die Verhöhnung der Armut. Die Verspottung des Hochmuts kränket den Eiteln, aber gewinnt die Herzen der Redlichen. Die Verspottung der Armut hingegen kränket den Herrn, und zur Strafe gibt er das Gut der Reichen den Dürftigen hin.

Das neunundzwanzigste Kapitel.

Wie Tobias der Stadtjugend zu Mülheim den Mund nach Aepfeln wässern machte.

Wo sich der Esel einmal gestoßen hat, stößt er sich nicht wieder. Wohl aber der Mensch.

Es kommt wohl in manchem Jahre, daß die Aepfel nicht überall gerathen. Desto mehr Nüsse gibt's denn oder Birnen und Pflaumen, die der gute Haushalter dörrt für den Winter oder für's nächste Jahr, wenn's Aepfel genug, aber keine Pflaumen gibt. So sorgt denn der liebe Gott, und der Hausvater meint, er thue es für die Haushaltung, und das Kind meint, es geschehe für den Christbaum, und Alle haben sie recht, denn der Herr sorgt für sie Alle, sogar für den Häher im Busch und den communistischen Spatzen auf dem Dache. Da kam aber einmal ein Jahr, da war gar kein Obst gewachsen. Es war an einem schönen Octobertage, als gerade die Schulen geschlossen wurden für die Herbstferien, und der Meister Mathias kam durch die gute Stadt Mülheim und gerieth zwischen die Knaben und Mägdelein, die sich der Schulfreiheit freuten und ihn neckten. — „Lüg! Lüg!" rief der eine. „Schuhmacher!" rief der andere, und das Chor fiel lachend mit dem „Lügschuhmacher" ein. So haben die Kinder ihr Spiel, und die Erwachsenen machen es oft nicht besser. Der Tobias ging in den mutwilligen Schwarm, wie die Eule unter den Krähen. Da kamen sie an einem Heuboden vorbei, wo man das Grummet heu hinaufkrahnte, und der Tobias, der jetzt alt war, hob sein grau Haupt und rief hinauf, den Arbeitern zu, sie möchten ihm doch eine

Rechen herabwerfen und den auf ein Stündchen leihen. Die Kinder schauten auch hinauf. Meister Mathias, der alte verständige Greis, schien ihrer aber nicht Acht zu haben und rief nach dem Rechen. Und als die Arbeiter frugen, was er damit wolle, da rief er zwar lispelnd, aber doch so laut, daß es die Kinder gut hören konnten: „So eben sei ein Nachen voll schöner Aepfel aus dem Oberland, durch ein Dampfschiff umgestoßen worden und alle die schönen Aepfel, glänzend wie Gold, mit rothen Bäcklein, seien an's Schwimmen gekommen und der Westwind habe sie alle an's Ufer getrieben an die Flößhölzer. Da sei es ein Leichtes, einige Karren Aepfel mit dem Rechen herauszuheben."

Als das die Kinder hörten, da warteten sie nicht ab, bis Tobias ausgesprochen hatte, sondern sie liefen. Der eine wollte noch vor dem andern bei den Aepfeln ankommen, und Knaben, die auch nicht zu den Schulkindern gehörten, und Mägdelein, die von den Aepfeln vernahmen, liefen mit, und welche die Schuhe nicht fest genug gebunden hatten, verloren sie unterwegs, und die in Schlupfen oder Holzschuhen gingen, nahmen diese an die Hand, um nur schneller laufen zu können. Die kleinen Kinder, die noch so kurze Beinchen hatten und keine große Sprünge machen konnten, weinten darüber, daß sie die Letzten sein sollten bei den Aepfeln. Da kamen auch wohl erwachsenere Geschwister zurück und nahmen das Brüderchen beim Händchen, oder trugen es sogar eine Weile und zogen es dann abwechselnd fort. Es war ein großer Jubel unter den Kindern. Die Erwachsenen traten an die Hausthüren und frugen: was da wohl wieder zu sehen sei, ein Kameel oder ein Bär, ein Affe oder gar tanzende Hunde? Die Kinder aber lobten die Dampfschiffe und sagten unter sich: „Da sieht man doch, daß die Dampfschiffe auch zu etwas Anderem nütze sind, als daß man sie vorbeirauschen sieht auf dem Wasser; sie bringen uns Aepfel! Ja Aepfel, wenn die Bäume keine tragen wollen. Das sind ja liebe brave Dampfschiffe!" So sagten und dachten die Kinder, wie auch die Erwachsenen thun, wenn etwas geschieht, wovon sie Nutzen haben, wenn's auch zu Anderer Schaden gereicht.

So liefen die Kinder in vollstem und freudigstem Eifer auf die Floßhölzer, oberhalb Mülheim am Rheine, zu; es ging ihnen wie den Mädchen, die nach der Kirmes eilen. Die trippeln mit den tanzlustigen Beinen, und die Augen strahlen vor Freude. Und fragt man sie, wohin so munter? „Nach der Kirmes! nach der Kirmes!" rufen sie lachend. Kommen sie aber zurück und fragt man sie dann, dann gehen sie so zahm wie eine Ente, die ihre Flügel hangen läßt, und ehe sie antworten, seufzen sie erst und die Antwort lautet: „Ach! von der Kirmes!" So kamen auch die Kinder gar bald von den Floßhölzern zurück, und sie hatten jetzt die Zeit und schlichen langsam und kopfhangend und murrten über die Dampfschiffe und über den Lügschuhmacher, der ihnen etwas weiß gemacht habe mit

den Aepfeln. Sie hatten sämmtliche Floßhölzer, die oberhalb des Pulverthürmchens liegen, durchsucht und keinen einzigen Apfel gefunden.

Und als sie zurückgekommen bis an den Heuboden, da stand der Tobias und lachte ihnen entgegen. Nun der wird's einmal kriegen! „Lüg! Lüg!" rief der ganze Kinderchor; aber der Tobias überschrie sie und rief: „Da seid ihr oben am Pulverthurm auf den Floßhölzern gewesen und habt die Aepfel an den Hölzern unter dem Krahnen liegen lassen. Nun macht schnell, daß ihr hinkommt, sonst holen euch andere Leute die Aepfel mit den rothen Bäcklein weg. Hab ich denn vom Pulverthürmchen gesprochen? Auf den Floßhölzern sagt ich, lägen die Aepfel. Eher thut das Gurige, eh ihr mich lügen heißt! Andere Leute laufen und lügen, ich aber stehe hier und wünsche, daß ich einen Rechen hätte!"

Da war der Aerger der Kinder wiederum in Freudenruf verwandelt. War erst die wilde Jagd die Stadt herauf gegangen, so ging sie jetzt herab, und die Kinder liefen alle wieder, so schnell sie konnten und — sie sahen sich abermals betrogen. Als sie aber wieder nach den Heuboden zurückkamen, da hatte der Meister Mathias ihre Vorwürfe nicht abgewartet und hatte sich aus dem Staube gemacht, der leicht zu einem Steinhagel für ihn hätte werden können.

Merks: So geht es mit vielen Volkslügnern, die das arme gedrückte Volk zu unsinnigen Streichen verleiten, die den Bethörten aber so wenig Aepfel, als auch andre gute Früchte bringen. Sehen nun die Leute, daß es fehlschlägt, so heißt's dann: das oder dies hättet Ihr auch anders machen können, drum versucht's so und so, dann geht's gewiß. Und sie lassen sich noch einmal und vielleicht auch noch das dritte Mal bethören. Drauf aber wissen die Volkslügner den Weg nach Amerika zu finden und so dem gerechten Lohne ihrer Thaten auszuweichen. Ihr Gewissen aber nehmen sie mit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das dreißigste Kapitel.

Vom Subtrahiren und wie Tobias auf seinen alten Tag das Facit zieht.

Wie gewonnen, so zerronnen.

Man sagt wohl: der Bettelkorb hängt nicht ewig an der Thür und der Geldsack auch nicht. Das heißt: wer jetzt reich ist, kann bald arm sein, und wenn die Eltern auch reich sind, können die Kinder oder Enkel noch einmal betteln gehen. Das Alles hat sein Warum? — Wenn man den Tobias in seinen guten Tagen fragte: „Nun, wie geht's?" so sagte der: „gerade wie man's treibt!" — So wie man's treibt, geht es in aller Welt. Vom Fluchen wird man nicht fromm, und vom Faullenzen nicht wohlhabend. Bete und arbeite! ist ein goldnes Sprüchlein. Alles in der Welt hat seine Ursache, und man pflegt zu sagen: es heiße keine Kuh bunt, wenn nicht irgend ein Flecken dran sei. Wo nichts hereingebracht wird, da ist nichts, und wo man Alles zu Thüren und Fenstern hinauswirft, dort bleibt nichts. Das wissen alle Leut, oder sie haben es doch oft genug gehört. Wollen sie es nur behalten, so wären sie geborgen. Mit der Rechenkunst ist es eine leichte Sach. Man lernt's in der Schule: Addiren, Subtrahiren, Multipliciren, Dividiren. Die kleinen Kinder können's auf dem Papier. Mit der Rechenkunst im Leben oder in der Haushaltung ist's eine andere Sach'. Aber die Hauptsache. Da sind viele, die in der Schule alle vier Species recht gut begriffen haben,

die vergessen im Leben als Hausväter oder Hausmütter das Eine oder Andre. Der Eine hält sich am Addiren und Multipliciren, und er kommt fort in der Welt. Der Andre kann bloß Subtrahiren und Dividiren und er geht den Krebsgang. Es ist nicht immer gerecht, daß die Menschen klagen, sie könnten nicht fortkommen. Sie machen es darnach, lassen es rauh liegen, wie der Tobias sagt, oder folgen, wie er, dem Spruche: je toller gebraut, desto besser das Bier. Jeder Mensch hat Glück genug, wenn er nur den Zeitpunkt wahrnimmt, es zu erhaschen, wenn er nicht blos den Mund spitzt, sondern auch den rechten Ton pfeift. Die Meisten aber pfeifen das Armensünderstückchen: „hätt ich gewußt, was ich jetzt weiß!" oder: „hätt ich's noch einmal zu thun, so wüßt ich's wohl!" Das ist eben das Schlimmste, daß man dieselbe Sache nicht zweimal thun kann. Sonst möcht Allen wohl sein. Drum aber soll man aufmerken und sich segnen, wenn man das Kreuz in der Hand hat, und das Eisen schmieden, wenn's noch warm ist. Man muß nie denken: kommt Zeit, kommt Rath, sondern: es ist an der Zeit, drum ist der beste Rath just eben recht.

So denkt Mancher: wenn ich Hecken rode am Acker, und eine Einrichtung treffe zur Benutzung des Adels oder der Düngerlauge, dann hab ich jährlich 6 Ruthen mehr zu bepflanzen, und das besser gedüngte Land trägt mir mehr Korn. Das macht mir zusammen etwa vier Tag Arbeit im Jahr mehr, Facit 20 Groschen, trägt aber über 20 Thaler jährlich ein, macht für 5 Jahre 100 Thaler. Also rechnet und thut er, und versteht das Addiren und Multipliciren und kommt fort. Andre denken: ob ich heute eine Stunde länger arbeite oder nicht, das beträgt blos 3 Groschen. So will ich lieber in's Wirthshaus gehen und 2 Groschen verzehren, das ist auch die Welt nicht; das sind ja nur 5 Groschen; auf 5 Groschen kommt's nimmer an.

Seht! die so denken, haben das Addiren und Multipliciren vergessen, blos das Subtrahiren und Dividiren aus der Schule gebracht, und es geht zurück mit ihnen, denn täglich 5 Groschen macht in 10 Jahren schon 600 Thaler, ohne die Zinsen, und wenn man 600 Thaler von manchem Vermögen abzieht, so bleibt nicht viel übrig. Wie es mit 5 Groschen geht, so geht es auch mit 5 Pfenningen, und nichts in der Welt ist wahrer, als das Sprüchwort: wer den Pfenning nicht ehrt, hat den Groschen nicht werth, oder: wer Kleines nicht achtet, der wird zu nichts Großem kommen, so wie auch einen Pfenning erspart, ist ein Pfenning Gewinn. Wie der Haushalter aber im Kleinen ist, so pflegt er auch im Großen zu sein. Der Groschen besteht blos aus Pfenningen, der Thaler aus Groschen und das größte Kapital besteht nur aus lauter einzelnen Thalern.

Bei allen Ausgaben hat der Haushalter besonders darauf zu merken, welche am öftersten wiederkehren, und die täglich wiederholenden am meisten zu beschränken. Das Loth Kaffee, welches 4 Pfenninge kostet, ist im

Jahr theurer als der Rock, der 6 Thaler kostet. Was man aber überflüssig kauft und braucht es nicht, das ist am allertheuersten. So große Schande es aber macht, nur immer zu subtrahiren und dividiren am eignen Gute, so wenig Ehre macht es, wenn man nur der Rechentafel zu liebe oder des Geldes wegen, sich auf's Addiren und Multipliciren verlegt. Das Beste ist, wenn man alle vier Species gehörig anzuwenden weiß, und wo man für sich multiplicirt hat, auch an arme Leute denkt, die nicht so bündig zu rechnen verstehen. Vor Allem aber muß man die Rechnung nicht ohne den Wirth machen, dessen Kostgänger wir Alle sind, und nicht wie böse Wirthe thun, mit doppelter Kreide zum Nachtheile Anderer rechnen. Selbstverdientes Brod schmeckt am besten, aber unrecht erworbenes bringt Unheil und nährt nicht.

Wenn der Tobias in späterer Zeit, als er alt war und nichts verdienen konnte, von den Leuten, die ihn früher gekannt hatten, gefragt wurde: „Wie geht es, Tobias?" so sagte er nicht mehr: „Wie man's treibt," oder: „Wenn man gesund ist, so soll man nicht klagen," sondern er warf sich wieder auf die Lüge und sagte: „Ganz gut!" oder: „Gottlob, ich bin zufrieden!" dabei dachte er aber: sag ich wie's steht, nämlich spottschlecht, so denken die Leute: der hat's auch darnach gemacht, und die Leute gönnen das Schlechte immer Andern zuerst und sich selber nur das Beßte. Nur gegen den Teufel sind sie christlich gesinnt, dem gönnen sie so viel mit dem Munde, was er holen soll, und im Herzen noch mehr, so daß wohl kein braver Mann und kein Richter, kein Beamter und kein König, kein Pastor und kein Küster mehr auf der Welt wäre, wenn die frommen Wünsche, die von Herzen kommen, alle in Erfüllung gingen. Der Teufel hätte dann nicht Hände genug, Alles zu holen, was ihm gegönnt wird. Der Tobias pflegte zu sagen: es sei sehr gut für seine Familie, daß er keine habe, denn sie müßte sonst blauen Hungers sterben oder mit ihm betteln gehen. Zwar meint er, zwei könnten mehr Hunger leiden, als einer, aber sie hielten es nicht gleich lang aus, und es sei besser, daß ein kinderloser Wittwer, der arm sei, nicht wieder heirathe, auf daß die Armut sich nicht vermehre. Frug man ihn aber um die Ursache, warum er so arm geworden sei, so sagte er drei Dinge, die auch alle Welt unglücklich machen, nämlich die Weiber, das Spiel und der Branntwein. Alle drei hätten ihn auf die Wirthsbank getrieben, und das Wirthshaus sei immer die beste Armutsfabrik. Glaube man ja nicht, daß der Wirth den Branntwein zum Vergnügen und Nutzen der Gäste anschafft.

Branntwein ist nur der Speck, womit der Wirth seine Mäuse fängt. Wie einen Schwamm preßt er die Gäste aus. So lange sie noch einen Groschen in der Tasche haben, dürfen sie lärmen, singen und Gläser entzwei schlagen. Ist die Tasche aber leer, so wirft man den stillsten Gast vor die Thüre. Dem freundlichen Namen Schenkwirth und Gastgeber ist

am wenigsten zu trauen. Es geht mit diesem Namen wie mit den Communisten, die sich Demokraten und Volksfreunde nennen. Der Wirth schenkt nichts, sondern nimmt doppelte Kreide. Der Tobias meint: zwar sei es ein frommes Werk, auch den Wirth in Nahrung zu setzen, denn leben und leben lassen, sei Hauptsache in der Welt. Um aber bei dem Lebenlassen den eignen Schaden so gering als möglich zu machen, sei es am besten, statt in die Wirthshäuser zu gehen, daheim an der Arbeit zu bleiben, und das Geld, was man in der Woche zu vertrinken gesonnen sei, Sonntag dem Wirthe von der Straße durch's Fenster zu reichen an einer langen Latte. So komme man am besten davon, denn es sei eine gefährliche Sache mit den Bier- und Branntweingläsern. Er sagte: Hexen und andre weise Leute hätten früher Zauberspiegel gehabt, worin sie manches Schicksal gesehen hätten. Er meinte aber: in all diesen Spiegeln habe man nicht so viel Betrachtungen anstellen können, als mit dem Branntweinglase. Denn darin sehe man rauschende Lust, die mit Kopfschmerz und Kopfkratzen endet, Trost im Leid und doppelt Elend, Zank, Unflat, Unfug, Mord und Todschlag. Es gebe keinen Aristokraten, keinen Tyrannen der Welt, der so viele Sclaven habe, als der Schnapps. Besonders deshalb sei sein Regiment so verkehrt, weil der Branntwein seine Abgaben nicht nach der wahren Steuerkraft richte, sondern den geringen Mann höher besteuere, wie die reichen Leute. Es ist dies zwar auch sonst im Leben sehr schlimm, sagte Tobias, daß der arme Mann Brod und Fleisch versteuern muß und der Reiche Wildpret und Geflügel unbesteuert genießt. Es ist dies eben so toll, als daß auch gewisse Herren die ganze Welt zu Beiträgen für den Dombau ꝛc. auffordern. Doch möchten wir ihnen gern viermal durch die Finger sehen, wenn sie nur einmal das 5. Prozent für den Dombau abgeben wollten. Dann würde der Dom bald fertig sein, und wenn dann die Herren einmal daran gewöhnt wären, sich mit 4 Prozent zu begnügen, so könnte auch später noch manches andre schöne Werk mit dem 5. ausgerichtet werden. Doch meinte Tobias, ein Solches predige man nur tauben Ohren, denn was die Menschen nicht gern hören, das lassen sie zu einem Ohre herein und zum andern herausgehen. Was sie aber gern hören, das hören sie, wenn sie auch ein wenig taub sind.

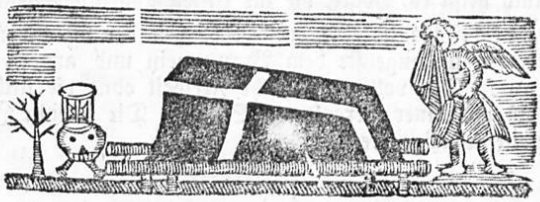
So kam neulich ein Rekrut auf die Aushebung nach Mülheim, der war eines reichen Bauern Sohn und brachte ein Attestatum vom Doctor, darauf stand, daß er schwerhörig sei. Der Aushebungs-Lieutenant schrie ihm in's Ohr: „Wie alt bist Du?" — „Fünf Fuß drei Zoll!" — antwortete der Rekrut. Nun schrie der Lieutenant noch stärker: „Wie heißt Du?" — „Wa — — s?" frug der Rekrut. — „Wie Du heißt?" schrie der Offizier so laut er konnte. — „Rülps!" antwortete der Rekrut. — Der Kreis-Physikus: „Rülps?" — Der Offizier, der jetzt den Braten roch, versetzte darauf ganz leise: „Gut, mein Sohn, ich höre, daß Du taub

bist, Du kannst als dienstunfähig nach Hause gehen!" — Da drehte sich der Aushebling 'rum und ging fort. An der Thüre aber holte ihn der Unteroffizier wieder ein und versprach ihm einen rothen Kragen im 28. Königl. Infanterie-Regimente, und als er den bunten Rock einmal an hatte, da hörte er das Gras wachsen, so gut wie Einer.

Von solcher Harthörigkeit und Feinhörigkeit wußte Tobias manches Lied zu singen; er meint aber, daß es nicht gut sei, alle Lieder zu Ende zu singen. Auch heißt es, Vögel, die zur Unzeit singen, holt leicht die Katze.

Merks: Es ist eine große Thorheit der Menschen, von Freiheit zu reden, so lange sie dem Branntwein und andern Lastern unterthan sind. Die vollste politische Freiheit ohne die sittliche ist eine taube Nuß mit einer vergoldeten Schale. Die sittliche Freiheit aber ist der volle würzige Kern.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Das einunddreißigste und letzte Kapitel.

Wie Tobias in Armut stirbt, begraben wird und eine reiche Erbschaft hinterläßt.

Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen.

Das Sterben ist so eine Sach. Das Allerschlimmste daran ist, daß man's nicht zweimal kann, da man sonst bei schlimmen Sachen mit einem Mal zuviel hat. Der Tobias meinte zwar, es ging nicht so hart auf, wie die Leute sagten, denn man könnt dabei liegen bleiben, was beim Dreschen nicht angeht. Aber er meint auch, es sei so wohlfeil nicht, wie die Leute sagten: „Umsonst ist der Tod!" — Nein! der kostet einem das Leben, und das Leben ist es allein, was allen andern Dingen auf Erden Werth verleiht. Wenn man todt ist, damit ist Alles aus, und ein Haufen Gold ist dem Todten nicht mehr werth, als auch eine Seifenblase. Und wie man eine Hand herum dreht, so bald ist's gethan. Zum Sterben ist nichts erforderlich, als daß man geboren ist und Nichts ist gewisser, als der Tod. Wie das Laub auf den Bäumen, müssen wir All herunter, der eine früh, der andere später, aber gewiß; Alle kriegen ein hölzern Röcklein angemessen. Dann nützen die in den Kisten im Keller beschimmelten Kronenthaler so wenig, wie die Morgen Landes, die man den armen Subhastirten abzwackte. Auch Ruhm und Schmeichelei nützen dann gar Nichts. Das bischen Asche, das vom vielberühmten Schlachtmeister Napoleon übrig

ist, mögt ich nicht sein. Dem todten Napoleon nützt die Kaiserehre so wenig, wie unsern Demokraten, die durch lauter Lügen stibitzte Volksfreundschaft. Nur ein Theil in der Welt nützt, wenn's zum Sterben kommt und nützt im Tode. Dies Eine ist das Bewußtsein, ein ehrlicher treuer Kerl gewesen zu sein, der's aufrichtig gut meint mit seinen Nebenmenschen und nicht blos, wie die sogenannten Volksbeglücker, mit dem Maule, sondern auch im Herzen und in der Tasche, etwas für sie übrig hat. Den Volksbeglückern, die das arme Volk beglücken, wie man die kleinen Kinder Cöln sehen läßt, meinen es mit ihrer Volksfreundschaft so ehrlich, wie die fromme politische Parthei mit dem lieben Gott, den sie immer im Munde führet. Es sagt zwar ein alt Sprüchwort: wovon das Herz voll ist, läuft der Mund über; aber es ist damit viel anders. Die Volksfreunde sowohl, als die Frömmler, haben entweder kein Herz, oder der Eingang dazu ist ihnen durch Ehrgeiz, Eigennutz und andre böse Geschwüre verstopft. Da muß der Mund wohl überlaufen, weil nichts herunterkann. Hab ich selber manchem Volksbeglücker in's Gewissen reden wollen, daß er die Leute unglücklich macht und das arme Vaterland verderben helfe. Da wußte mir so ein Lumpokrat zu antworten: wenn die Leute dumm genug wären, ihm zu glauben, so hätten sie sich die Folgen selber zuzumessen. Die fromme Parthei sagt das zwar nicht, aber sie denkt gerade so. Es geht leider mit der Dummheit der Menschen, wie dem Fischer mit der Forelle. Die Dummheit ist das Beste, was am Fisch ist; sonst ließ er sich nicht fangen.

Das hört aber endlich auf mit dieser Fischerei. Ein Jäger ereilt sie Alle, und der trifft sicher. Dieser Jäger ist der Tod. Drum sind auch alle bange vor ihm, die kein gut Gewissen haben, und suchen sich's aus dem Sinn zu schlagen. Die ein gar schlecht Gewissen haben, die sagen: „mit dem Tode hört Alles auf — wo der Baum fällt, da liegt er," — und läugnen Gott und die Unsterblichkeit aus lauter Angst davor und wollen sich selber weiß machen, daß dies Muth sei. Der Tobias war keiner von denen, die die Leut um des Glaubens willen hassen. Er meint, wenn der Eine oder Andre am jüngsten Tage durchaus nicht aufstehen wolle, so könne er seinetwegen gefälligst liegen bleiben, denn desto größer sei für die Andern der Platz im Himmel. Drum sei es Narrethei, die Menschen um Dinge, wovon man keinen Schaden hat, zu hassen. Aber er meint auch: es sei Narrheit, sich der Gedanken an den Tod zu entschlagen, so lange man sich des Todes selber nicht entschlagen könne. Denn vorab müsse man doch an das denken, was gewiß eintreffe. Wenn ein Mädchen, sagt er, tanzen lernt für die Zeit wenn's Kirmes ist, so ist's doch noch wichtiger, ruhig sterben zu lernen für die Zeit wenn's in's Grab geht. Ob es bis dahin noch Stunden oder Jahre dauert, das ist einerlei, denn wenn die Zeit vorüber ist, so gilt die Minute so viel wie tausend Jahre.

Meister Mathias meint, jeder trage doch seinen Todtenkopf und die Todtenbeine, wie man sie Charfreitag auf dem Altar sieht, bei sich; hinter dem blühenden Antlitz, das so klar wie Milch und Blut aus dem Spiegel entgegen schaut, sei ein hohler Todtenschädel verlarvt und die Beine, die sich so flink im Tanze bewegen, trügen Todtenbeine. Er meinte, so viel länger die Ewigkeit dauere, als die Lebenszeit, so viel mehr müsse man für jene als für diese bedacht sein. Das sei aber zu vergleichen, wie ein Millionstel Wassertröpfchen gegen das große Meer. Auch meint er: wer's immer gut mit seinen Nebenmenschen gemeint habe, der brauche nimmer bang zu sein vor dem Tode, denn wer den Menschen Freude mache, ihnen nütze und sie nicht um das Ihrige betrüge, mit dem meine es Gott auch gut und mache ihm Freude, daß es eine rechtschaffene Pracht sei, und ließ ihn sich nicht neben den Stuhl setzen. Der Tobias hat, so lang der Athem in ihm war, bewiesen, daß ihm dies ernst gemeint sei.

Als er immer älter wurde und immer ärmer, weil er nicht mehr arbeiten konnt, so ging's ihm manchmal schmal her mit der Mundportion, und seine Kleider waren auch nicht fein, aber abgerissen. Das ging ihm hart zu nahe. Doch was er noch leidiger vermißte, das war die Reinlichkeit, denn es erging ihm früher nicht, wie so manchen faulen Häuten, die sich gerne wüschen, wenn das Wasser nicht naß machte und sich gerne an den Bach bückten, wenn sie die Kniee nicht zu krümmen brauchten. Er war früher kein Schmutzkittel, sondern ein rüstiger reinlicher Geselle, was bei allen rechtschaffenen Leuten lieber gesehen wird, als goldne Uhrketten und Diamantenringe. Solche Rüstigkeit konnte er aber im Alter nicht mehr behaupten, und darum dacht er: werd ich den andern Menschen zum Esel, so bin ich mir selber zur Last und nichts mehr werth auf der Welt, denn die Bestimmung des Menschen ist, seinen Mitmenschen Freude zu machen und nützlich zu sein. Er sah dabei recht wohl ein, daß er seinen Zustand selber verschuldet hatte durch seine Lebensweise, und gestand's, daß er für seine eignen Sünden büße. Er war nicht so unvernünftig wie die, die den reichen Leuten, s. v. Geldsäcken, alles Elend in die Schuhe schieben, wie einmal einer war, der ausgerechnet hatte, daß unser Herrgott für jeden Menschen jährlich 365 Flaschen Wein wachsen ließe und drauf sagte: „wüßt ich, wer mir meine Flasche aussöff, so schnitt ich ihm Gottstrafmich den Hals ab!" — So dumm war der Meister Mathias nicht, denn er wußte gar wohl, daß seine Flasche ein großes Loch am Boden hatte, und als seine Armut zu groß ward, da wünscht er nichts, als eine selige Sterbestunde. —

Da er so weit gekommen war, daß er kein Obdach mehr hatte, so kroch er des Abends in die Heuställe und am Tage schlenderte er umher, erzählte Stücklein und aß mit, wo man ihn einlud. Eines Herbstmorgens aber, da er Nachts in einem Ochsenstalle neben dem warmen Ochsen ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lagert war, da vergaß er das Aufstehen, bis die Magd kam und ihn liegen fand neben dem gehörnten Gesellen. Die Magd lief zum Hausherrn, und als der kam und den Meister Mathias erkannte, da sprach er zu ihm: „Steh auf und gehe mit in die warme Stube; ich will Dir den Kaffee kochen lassen und Dich laben mit Speis' und Trank."

„Liebster Herr Heinrich," sagte der Meister Mathias, „ich bin hier in guter Kameradschaft bei meinem Schlafgesellen. Der mißgönnt mir Nichts, so will ich denn lebenslang bei ihm bleiben und thun wie er und in's Gras beißen, und Ihr mögt Eure Gutthaten für die armen Leute aufsparen, die derer noch bedürftig sind." — Als nun der menschenfreundliche Hausherr merkte, wo das drauf losging, da schickte er einen Boten zum Pastor und sprach dem Meister Mathias Muth zu und wollte ihn trösten. Der aber lachte darüber und sagte: „Was ist da zu trösten, da ich's bald besser haben soll, als einer in der Welt und alles Elend zu Ende geht," — und da nannte er eine lange Reihe von Jugendgesellen und Mutter und Großmutter, zu denen die Reise ging, da, meint er, käm er in bessere und lustigere Gesellschaft, als er sonst noch zu hoffen habe unter heurigen Volksbeglückern, die den armen Mann nicht blos um die Versammlungsgroschen prellen, um selber Wein dafür zu trinken, sondern ihm auch noch den letzten Trost rauben, daß er sich vergeblich gequält und gegrämt hat bis zum Grabe.

Unterdessen kam der Küster mit dem Glöcklein und der Leuchte und dahinter der Pastor. Der wollt ihn aber im Stalle nicht berichten, weil das kein würdig Dach sei, obgleich der Tobias meint, zu Bethlehem sei's auch nur ein Stall gewesen. Das Wehren aber half nicht, er mußte sich gefallen lassen, daß er in's Haus getragen wurde und da erhielt er sein christlich Recht. Als der Pastor mit ihm fertig war und fortgehn wollt, da rief er ihn zurück und sagt: „Er habe noch etwas auf dem Herzen, das er ihm anvertrauen müßte und wolle ihm sein Testament sagen. Er glaube nämlich, wenn's da droben an's Abrechnen komme, ob er den Leuten mehr Freude als Verdruß gemacht hätte, so würde er noch ein rechtschaffenes Guthaben behalten. Der Pastor möge doch dafür sorgen, daß dieser Ueberschuß seiner verstorbenen Frau gutgeschrieben werde, denn die mögt es brauchen können."

Wie gelebt, so gestorben. Mit dem letzten Worte ging er aus, wie eine Lampe, auf der kein Oel mehr ist und er hört's nicht, daß ihm der Pastor einen Verweis nachsandte.

So ist er ein Schalk geblieben bis an's Ende, aber ein guter Schalk, der, wenn er einen betrübte, zehn Dutzend darüber lachen machte. — Das bewies sich auch durch die Theilnahme bei seinem Begräbnisse, wo es überaus munter herging. Denn als es hieß, der fünfundsiebenzigjährige Meister Tobias wird morgen begraben, die sprachen alle Leute, die ein

Herz hatten für Freud und Fröhlichkeit: „Da müssen wir auch bei sein," und nur die Sauertöpfe blieben zurück. Da kam ein Ausbund der allerunterſten Menſchen aus der ganzen Gegend zuſammen. Es war eine Pracht anzuſehen, was da für fröhliche Geſellen beiſammen waren, und alle brachten ſo viele Erinnerungen aus ihrer früheren Jugendzeit mit, wie der Tobias ſo mancherlei Schnackiges aufgeführt hatte. Auch gab der Ein und Andre ein Stück Geld dazu an Paſtor und Küſter, auf daß es recht ordentlich hergehe und das allerbeſte Geräth zur Beſtattung genommen werde, auf daß die Leute, wenn ſie das alte ſchlotterige Kreuz vortragen ſähen, wie dies bei armen Leichen bräuchlich, nicht ſchon von fern rufen ſollten: „Da kommen ſie wieder mit dem Schlotterherrgott, das iſt auch wieder einer, der kein Geld hat." —

So wurde die Leiche mit Geſellen abgeholt und der Zug geordnet und geziert, als ob der Lügſchuhmacher ein reicher Ortsſcheffen geweſen ſei, und als die Leichenleute daherſchritten und bei jedem Schritt ihnen Spaßſtücklein vom Meiſter Mathias einfielen, ſo machte das Lachen keine Mühe, wohl aber das Ernſthalten, und man ſah und hörte eine ſolche Fröhlichkeit, als habe das ganze Geleit aus lauter lachenden Erben eines Millionärs beſtanden. — Die Erbſchaft war auch ſo gering nicht, das ſeht Ihr an dieſem Büchlein ſchon, denn Spaß und Kurzweil, die lachen machen, ſind allemal beſſer, als Geld und Gut, woran ſchwere Sorgen kleben, wie man es verwahren und mehren ſoll.

M e r k e hieran, daß Alles zu Ende geht. Ende gut — Alles gut. Wenn's aber von Anfang an nicht gut geht und gut bleibt, ſo gibt es ſelten, wie mit dem Tobias, ein gutes Ende.

Inhalt.

Wehrwort. Seite III.
1. Kap. Worin von der Schalkheit im Allgemeinen verhandelt wird. S. 1.
2. Kap. Wie Tobias geboren ward, wie er unter die Mönche kam und die Schweine hütete. S. 7.
3. Kap. Wie man im Kloster lebte und Tobias gute und böse Tage sah. S. 13.
4. Kap. Wie Tobias in dem deutschen Ordenshause Morsbruch an die Wand gemalt wurde. S. 20.
5. Kap. Wie es in den Neunziger Jahren mit den Republikanern im Bergischen zuging. S. 26.
6. Kap. Die Bauernkriege, und wie man sich an seinen Todfeinde rächen soll. S. 34.
7. Kap. Von dem Ungar, der in die Welt roch und der Pferderaub zu Bensberg. S. 39.
8. Kap. Wie man das Kloster aufhob und Tobias weltlich wurde. S. 42.
9. Kap. Der Bauernfeind und wie Meister Tobias ihn wasserdicht machte. S. 49.
10. Kap. Wie Meister Mathias Bauernschuh machte und vom Extra-Christian. S. 69.
11. Kap. Ein gelehrtes Kapitel, das blos zum Verständnisse der übrigen dient. S. 73.
12. Kap. Der lustige Dreck zu Gladbach. S. 77.
13. Kap. Wie Tobias vor dem Gerichte bestanden hat. S. 87.
14. Kap. Wie Tobias einen Holzhaufen in zwei Loose theilt, daß keines mehr Dickholz und Reisig erhält als das Andere, ein demokratisches Hauptstück. S. 95.
15. Kap. Wie ein Sommer- u. Winterstücklein erzählt wird u. der Fuhrmann darüber zwei Zähne verlor. S. 99.
16. Kap. Was von den Teufelserscheinungen und Gespenstern zu halten ist. S. 105.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhalt.

17. Kap. Wie Tobias in den knüppelrussischen Kriegrath aufgenommen wurde, und was sich zu Bensberg begab. S. 110.
18. Kap. Wie Tobias den Kobes in Trapp setzte. S. 122.
19. Kap. Wie Tobias die russische Sprache lernte und mit dem Kosaken Churtrierisch sprach. S. 127.
20. Kap. Wie Tobias Brautschau hielt u. auf Freiersfüß die Wallfahrt nach Kävelaer ging. S. 137.
21. Kap. Von dem ehelichen Glücke des Tobias, ein sehr kurzes Kapitel. S. 146.
22. Kap. Wie Tobias einen Handel trieb mit Muskatenbäumen, ein demokratisches Kapitel. S. 148.
23. Kap. Wie Tobias zu deutz Kartoffeln verkaufte und eine Gasterei in den Kauf kriegte. S. 152.
24. Kap. Wie Tobias in der Stadt Hoikeshofen sich für einen Uhrmacher ausgibt und zwei Räder zuviel in der Uhr findet. S. 157.
25. Kap. Wie Meister Mathias im Jahre 1819 eine merkwürdige Profezeihung that. S. 162.
26. Kap. Wie Tobias die Haushaltung aufgab. S. 166.
27. Kap. Wie Tobias demokratische Stücklein erzählt u. von der Schaffenwahl. S. 169.
28. Kap. Wie Tobias die Armen speiset u. die Bensberger ihm ein Denkmal setzen wollen. S. 175.
29. Kap. Wie Tobias der Stadtjugend zu Mülheim den Mund nach Aepfeln wässern machte. S. 180.
30. Kap. Vom Subtrahiren u. wie Tobias auf seinen alten Tag das Facit zieht. S. 183.
31. Kap. Wie Tobias stirbt, begraben wird und eine reiche Erbschaft hinterläßt. S. 188.

Ende.